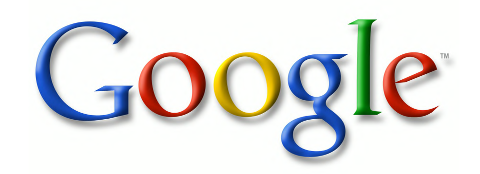
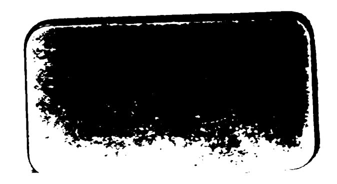
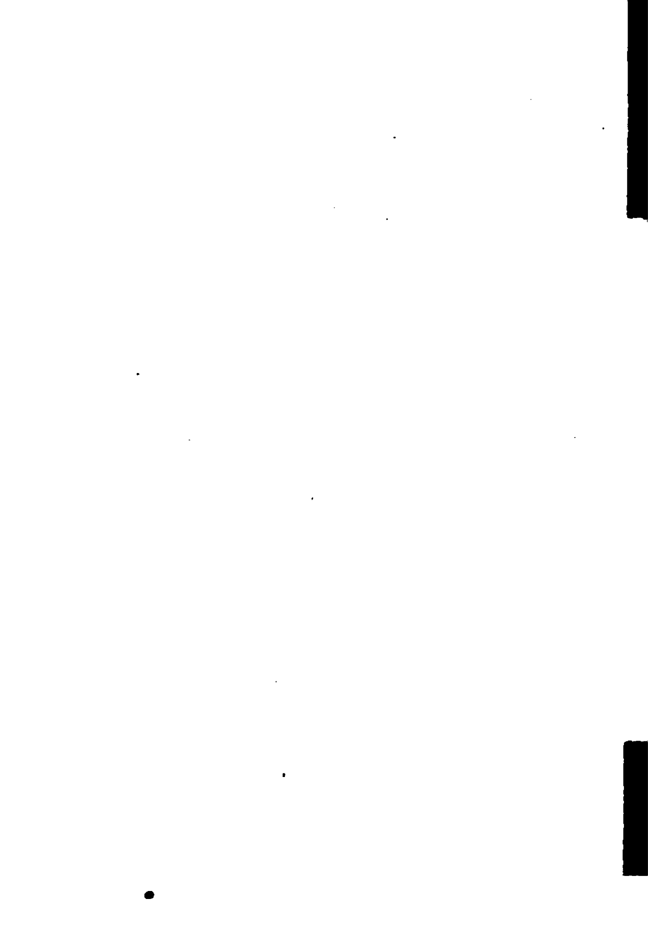
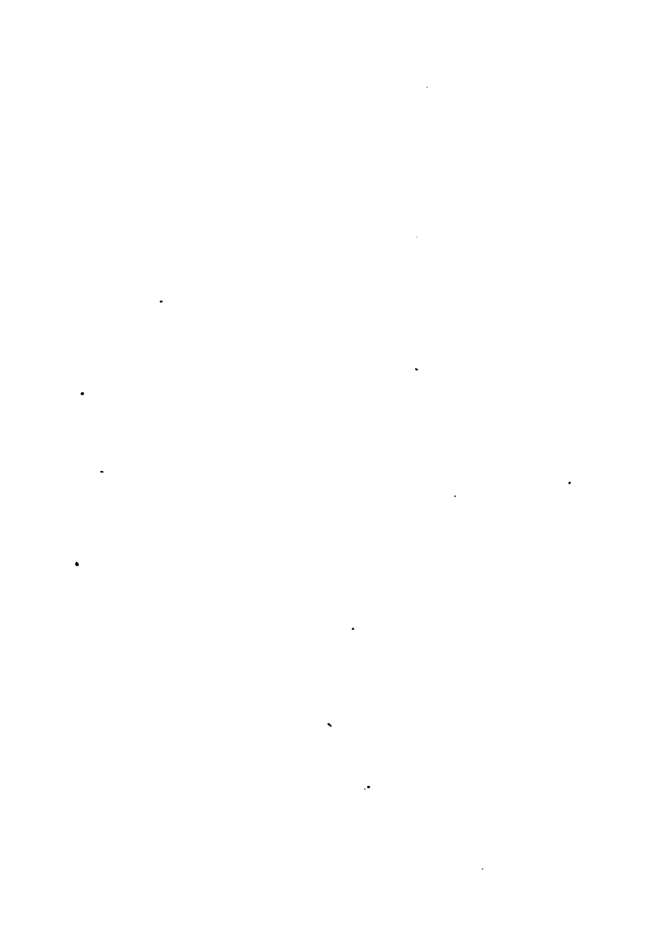


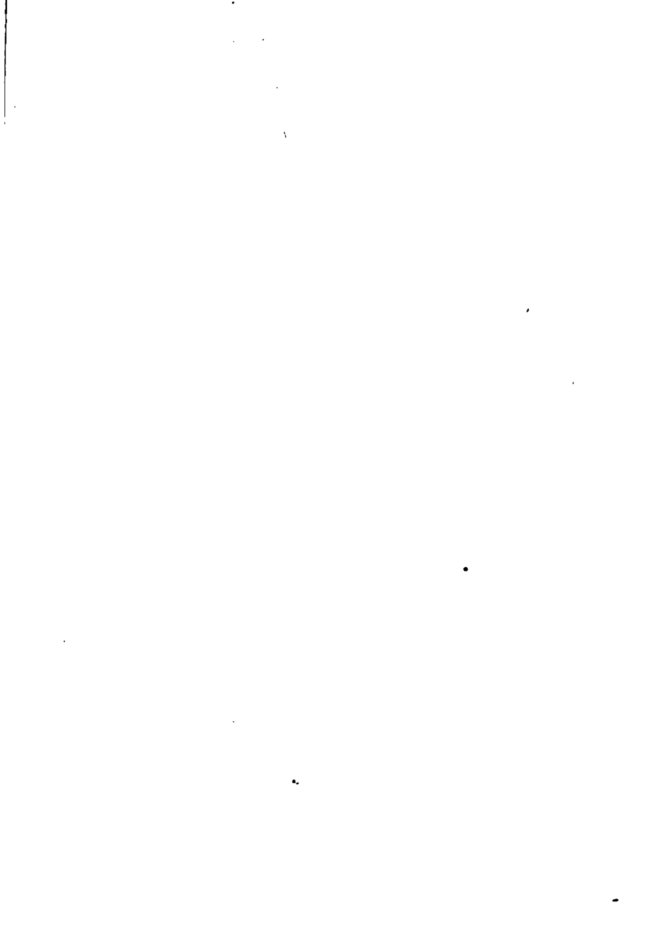












Prinzessin Tartaroff

oder

Die Tochter einer Kaiserin.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1860.



Prinzessin Tartaroff.



I.

Gräfin Natalie Dolgorucki.

Ein Bild.

Nein, Natalie, weine nicht mehr. Schnell, trockene Deine Thränen. Laß meine Henker nicht sehen, daß wir Schmerz empfinden und weinen können!

Sie trocknete ihre Thränen und versuchte zu lächeln, aber es war ein grausames, schmerzliches Lächeln.

Iwan, sagte sie, wir wollen vergessen, Alles vergessen, und nur daran denken, daß wir uns lieben, dann werde ich heiter sein können! Und sage, mein Iwan, bin ich nicht immer heiter gewesen und fröhlichen Muthes? Sind nicht diese langen acht Jahre in Sibirien mir entschwunden wie ein glücklicher Sommertag? Sind unsere Herzen nicht warm, ist unsere Liebe nicht unangefochten geblieben von dieser rauhen sibirischen Kälte? Nun also, siehst Du, ich habe Muth zu tragen, was sich tragen läßt! Aber Dich, meinen Geliebten, Dich, meinen Gemahl, sterben zu sehen, Dich nicht retten,

nicht einmal mit Dir in den Tod gehen zu können, das ist ein grausames, ein unnatürliches Opfer! Iwan laß mich weinen, mögen es Deine Henker sehen, daß ich noch Thränen habe. Oh mein Gott, ich habe keinen Stolz mehr, ich bin nichts, als ein armes gramgebrochenes Weib! Laß mich weinen, — Deine Wittwe, weine ich über der noch lebenden Leiche meines Gatten! Und laut schluchzend warf sich das zitternde junge Weib auf ihre Kniee und umklammerte in wahnsinnigem Schmerze die Füße ihres Gatten.

Graf Iwan Dolgorucki fühlte nicht mehr die Kraft, sich ihrem Schmerz zu entziehen. Er beugte sich nieder zu seinem Weibe, er hob sie empor in seine Arme, und weinte mit ihr, weinte um seine Jugend, um sein verlornes Leben, um sein entschwindendes Liebesglück, um die Schmach seines Vaterlandes.

Ich würde freudig in den Tod gehen, wenn es gälte zu sterben für mein Vaterland, sagte er. Aber einer elenden Kabale, der Eifersucht eines tückischen Günstlings zum Opfer zu fallen, das ist es, was mir die Stunde des Todes furchtbar macht. Ach, ich sterbe um ein Nichts, ich sterbe, damit Münnich, damit Ostermann und Biron gesichert sind in ihrer Allmacht. Es ist sehr grausam, so in den Tod zu gehen!

Nataliens Augen leuchteten in fanatischer Gluth. Du stirbst, sagte sie, und ich werde leben, ich will leben, um zu sehen, wie Gott Dich rächt an diesen Uebel-

thätern! Ich werde leben, um stets Dein zu gedenken, und in jeder Stunde des Tages meine Gebete der Rache und der Vergeltung zu Gott empor zu senden!

Lebe, und bete für unser Vaterland! sagte Iwan.

Nein, schrie sie zornig, Gottes Fluch ruhe über diesem Rußland, dessen blutdürstige Czaarin den edlen Iwan Dolgorucki und seine Brüder hinschlachten läßt!

Ach, sagte Iwan, jetzt bist Du schön, jetzt leuchten Deine Augen, und Deine Wangen glühen. Möchten jetzt meine Henker kommen, damit sie die Heldin Natalie, und nicht das in Schmerzen zerfließende Weib in Dir sehen!

Ach, Dein Gebet soll sich erfüllen, hörst Du die Riegel klirren, die Trommeln wirbeln? Sie kommen, Iwan, sie kommen!

Lebe wohl, Natalie, lebe ewig wohl!

Und sie drückten sich fest in die Arme, sie küßten sich lange und inbrünstig.

Höre, Natalie, wenn sie mich auf das Rad flechten, so weine nicht. Sei standhaft, mein Weib, und bete, daß der Schmerz mich nicht schwach mache, und kein Schrei meinen Lippen entfahre!

Ich werde beten, Iwan! — — —

Eine halbe Stunde später war Alles vorüber! —

Der edle und tugendhafte Graf Iwan Dolgorucki war gerädert, drei seiner Brüder enthauptet, und weshalb? — Weil Graf Münnich, fürchtend, die edlen

und angesehenen Brüder Dolgorucki möchten ihn von seiner usurpirten Macht verdrängen, die Czaarin Anna hatte glauben gemacht, die Dolgorucki wollten sie stürzen, und statt ihrer Anna Leopoldowna zur Kaiserin erheben. Es bedurfte keiner Beweise und keiner Ueberführung. Münnich hatte es gesagt, das genügte der allmächtigen Czaarin, und die Dolgorucki wurden vernichtet!

Aber Natalie Dolgorucki lebte noch, und von dem blutigen Orte, wo ihr Gemahl geendet, begab sie sich hinweg nach Kiew. Dort, in dem Kloster der Büßenden wollte sie leben, um an ihn zu denken, den sie geliebt, um die Rache des Himmels hernieder zu beschwören auf die, welche ihn gemordet! —

Es war eine klare, dämmerlichte Sommernacht, als Natalie Dolgorucki Kiew erreichte, in dessen Kloster sie morgen das Gelübde ablegen, und für die gewohnte Pracht sich das härene Gewand und den Nonnenschleier eintauschen wollte.

Schäumend brauste der Dniepr an seine steilen Ufer, zischend brachen sich die Wogen an den riesigen Felsblöcken, und rings ertönte es wie Donnergeheul und Sturmesbrausen.

Ich will Abschied nehmen von der Natur und von der Welt, flüsterte Natalie, und sie winkte ihren Frauen und ihren Dienern, fern zu bleiben, und mit muthigem Fuß erklomm sie das steile Felsufer des reißenden

Dniepr. Unten lagen ihre Diener auf ihren Knieen und beteten, und blickten empor zu dem Felsen, auf welchem sie jetzt, umleuchtet vom Mondlicht, die schlanke und hohe Gestalt ihrer Gebieterin erschauten, — der Mond umgab sie wie mit einer Glorie, die Sterne legten sich als Strahlenkrone um ihre reine schöne Stirn, ihre im Winde flatternden Locken waren wie Flügel anzuschauen, — wie von Luft und Licht und Liebe getragen, schien sie ihren Dienern als Engel empor zu schweben zu ihrer Heimath, dem Himmel! Natalie stand da oben, thränenlos und ruhig.

Sie ließ die großen sinnigen Blicke umherschweifen über die Gegend, sie nahm Abschied von der Welt, von den Bäumen und Blumen, von dem Himmel und der Erde.

Dort drunten zu ihren Füßen lag das Kloster, und Natalie streckte den Arm dahin aus, und sagte begeistert: Das ist mein Grab! Glücklicher, seliger Iwan, Du bist gestorben, bevor man Dich einsargte, ich aber, ich werde eingesargt, noch bevor ich gestorben! Hier stehe ich an Deinem Sarge, mein Iwan. Sie haben Deinen edlen Leib gebettet in den kalten Wogen des Dniepr, und sein Rauschen und Brausen ist Dein Grabgeläute geworden, mein Iwan! Ich werde wohnen an Deinem Grabe, und inmitten der Todesstille meiner Zelle werde ich die rauschenden Fanfaren und Todeshymnen hören, mit welchen der brausende Fluß Dich einwiegt zu ewiger Ruhe! Empfangt denn, Ihr heiligen Wellen des Dniepr,

empfange Du selber da unten in Deinem kühlen Bette, mein Iwan, das Treuegelübde Deiner Gattin! Auf's Neue will ich mich Dir verloben, im Leben wie im Tode bin ich Dein!

Und den Trauring, mit welchem sie sich einst dem geliebten Gatten verbunden, vom Finger ziehend, warf sie ihn hinunter in die brausenden Wogen des Dniepr.*)

Sie beugte sich hernieder, sie sah den Ring hinunter fallen in die Fluthen und flüsterte: ich grüße Dich, Iwan, ich grüße Dich! Nimm meinen Ring, auf ewig bin ich Dein!

Dann richtete sie sich stolz empor und die Arme gen Himmel streckend rief sie laut: Jetzt gehe ich beten, daß Gott Dir Rache sende. Wehe über Rußland, wehe! —

Und der Strom mit seinen brausenden Wellen heulte und donnerte es nach: Wehe über Rußland, wehe!

II.

Graf Münnich.

Die Kaiserin Anna war gestorben, und — ein bis dahin seltener Fall in der russischen Czaarengeschichte, — sie

*) Notice sur les principales familles de la Russie. Par le Prince Pierre Dolgorouky. pag. 30.

war sogar eines natürlichen Todes gestorben. Auf's Neue war der russische Czaarenthron erledigt! Wer ist da, ihn einzunehmen, wen hat die Czaarina zur Nachfolge bestimmt?

Niemand wagt es darüber zu sprechen, man liest diese Frage in Aller Augen, aber keine Lippe wagt es, sich zu öffnen, um die Antwort auszusprechen, denn jede Vermuthung und jede Aeußerung würde, wenn sie unbegründet wäre, und nicht einträfe, zu einem Hochverrathsverbrechen werden, sobald ein Anderer zu diesem Thron berufen, als der, welchen man angegeben!

Wer wird ihn bekommen, diesen Thron?

So fragte man sich leise in seinem Herzen.

Die Höflinge und Großen des Reiches fragten es sich mit Schaudern und Todesverzweiflung. Denn zu wem sollten sie jetzt gehen, ihm ihre Huldigung darzubringen, und sich der allmächtigen Gunst schon im Voraus zu empfehlen? Sollten sie zu Biron, dem Herzoge von Kurland gehen? War's nicht möglich, daß die sterbende Kaiserin ihn, ihren heißgeliebten Favoriten und allmächtigen Günstling, zu ihrem Nachfolger, zum Kaiser aller Reußen erwählt?

Aber wie, wenn sie es nicht gethan? Wenn sie statt dessen die Prinzessin Anna Leopoldowna, ihre Nichte, die Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, zu ihrer Nachfolgerin erwählt? Oder war's nicht auch möglich, daß sie Prinzessin Elisabeth, die

Tochter Czaar Peter's des Großen, zur Kaiserin erklärte? Diese freilich hatte die größten, die unbestreitbarsten Rechte auf die Russische Kaiserkrone, war sie nicht die einzige rechtmäßige Erbin ihres Vaters? Wie, wenn man also zu ihr ginge, und sie als Kaiserin begrüßte? Aber wenn man nun irrte, wie dann?

Die Höflinge, wie gesagt, schauderten und bebten, und um nicht etwas Irrthümliches zu thun, thaten sie lieber gar nichts. Sie blieben in ihren Palästen, angeblich einer tiefen Trauer sich hingebend um das Ableben der geliebten Czaarin, die Jedermann heimlich von Herzen gehaßt, so lange sie noch lebte.

Nur wenige gab es, die nicht in Ungewißheit waren über die nächste Zukunft, und zu diesen Wenigen gehörte vor allen Dingen der Feldmarschall Graf Münnich.

Während Alles zagte und in angstvoller Ungewißheit schwankte, war Münnich allein ruhig. Er wußte, was kommen würde, weil er es mit begründet hatte.

Ach, sagte er, mit ineinander geschlagenen Armen in seinem Arbeitskabinette auf- und abgehend, wir stehen also endlich am Ziel unserer Wünsche, und dieses glanzvolle Kleinod, nach welchem ich so lange gestrebt, es soll jetzt endlich mein werden. Ich werde der Herrscher sein dieses Landes, und in freier Königsgewalt werde ich diese Millionen feiler Sclaven zu meinen Füßen liegen sehen, winselnd um einen Blick, um ein Lächeln! Oh, wie süß ist doch diese Gewalt des Herrschens!

Aber, fuhr er dann fort und seine Stirne verfinsterte sich, was hilft es mir Herrscher zu sein, wenn ich doch nicht den Namen eines Herrschers trage, was hilft es mir zu regieren, wenn man doch öffentlich einem Andern als Regenten huldigen wird! Der Kern dieser Herrlichkeit wird mein sein, aber die Schale, — mich gelüstet es auch nach der Schale!

Doch nein, nicht jetzt solche Gedanken, jetzt, wo es der heitern Miene und aller Anzeichen der Zufriedenheit bedarf! Auch meine Zeit wird kommen, und wenn sie da ist, wird die Schale, so wie der Kern mein sein! Jetzt aber ist es Zeit zum Herzog von Kurland zu fahren. Ich werde der Erste sein, der ihm Glück wünscht, und zugleich werde ich ihn daran erinnern, daß er mir sein herzogliches Wort gegeben, die erste Bitte, die ich an ihn als Regenten richten würde, zu erfüllen. Nun wohl, ich werde ihn jetzt bitten, um später befehlen zu können!

Der Feldmarschall befahl seinen Wagen vorfahren zu lassen und fuhr nach dem Palaste des Herzogs von Kurland.

Eine Todtenstille herrschte auf den Straßen, durch welche er fuhr. Ueberall sah man nur verschlossene Paläste, verhangene Fenster. Es schien, als ob dieser sonst so geräuschvolle, so glänzende und prächtige Theil Petersburgs plötzlich ausgestorben und verödet sei. Nirgends sah man wie sonst reiche Equipagen, mit Gold- und Silbertressen überladene Dienerschaft.

Donnernd rollte des Grafen Wagen durch die verödeten Straßen, aber überall, wo er vorüberkam, sah man neugierige Gesichter hinter den verhangenen Fenstern der Paläste hervorblicken, und hinter ihm öffneten sich die Thore, und in rasender Eile rannten die Läufer der Grafen und Fürsten hinter ihm her, zu erspähen, wohin er fahre.

Graf Münnich sah das Alles, und lächelte.

Da habe ich das Signal gegeben, sagte er, und dieses Volk der russischen Großen wird wie eine schwänzelnde Meute wedelnd und winselnd herbeistürzen, um sich vor einem neuen Götzen zu beugen und ihm seine Opfer darzubringen.

Jetzt hielt sein Wagen vor dem Palaste des Herzogs von Kurland, und mit einer ehrfurchtsvollen und demüthigen Miene ging Münnich hinauf in die glanzvollen Gemächer Birons.

Er fand den Herzog allein. Sinnend und in sich gekehrt stand er am Fenster und blickte hinunter auf die Straßen der Stadt, welche von dieser Stunde an seinem Scepter sich beugen sollte.

Ihr überschaut Euer Reich, Hoheit, sagte Münnich lächelnd. Wartet nur noch ein wenig, und bald werden sie Alle da sein, die machtvollen Großen, um Euch zu huldigen. Mein Wagen hält vor Eurer Thür, und diese guten Spürhunde wissen jetzt, wohin sie sich zu wenden haben mit ihrer anbetungsvollen Unterwürfigkeit.

Ach, sagte Biron schwermuthsvoll, mir graut vor der kommenden Stunde. Ich habe ein unglückweissagendes Herz, und diese Nacht sah ich mich im Traume in einer elenden Hütte, zerlumpt, im Bettlergewande, schauernd vor Hunger und Frost.

Das ist ein glückbedeutender Traum, Hoheit, rief Münnich lachend, denn von den Träumen erfüllt sich stets das Gegentheil. Ihr saht Euch als Bettler, weil Ihr Herrscher sein werdet, weil heute ein Purpurmantel Eure Schultern bedecken wird.

Auch das Blut ist purpurroth, sagte der Herzog düster, und ein scharfer Dolch kann auch eines Bettlers Kittel in einen Purpurmantel verwandeln. Oh, ich wollte, Freund, ich wäre nicht geworden, was ich bin! Man schläft so schlecht, wenn man stets sein Glück bewachen muß, damit es nicht entschlüpfe. Und denkt nur, jetzt hängt mein Glück an den Augen eines Kindes, eines Säuglings, das mit der Muttermilch den Haß gegen mich hinunterschluckt, und dessen erster Laut vielleicht ein Fluch über mich sein wird!

So müßt Ihr selber es sein, der den jungen Kaiser Iwan sprechen lehrt, rief Münnich, dann wird er lernen, Euch zu segnen!

Ich werde ihn seinen Aeltern nicht entreißen können, sagte Biron. Diese Aeltern aber hassen mich, das ist gewiß, und sehr natürlich sogar, denn sie, scheint es, wären zunächst berufen, die Vormünder ihres Sohnes

Iwan zu sein. Die Herzogin Anna Leopoldowna von Braunschweig ist ehrgeizig.

Bah, für jetzt ist sie verliebt, rief Münnich lachend, und die Weiber, wenn sie verliebt sind, haben keinen andern Gedanken als ihre Liebe! Aber seht nur, Hoheit, habe ich nicht gut prophezeiht? Seht nur diese Menge Equipagen, die jetzt vor Eurer Thür halten! Bald wird die Straße zu eng sein, sie alle aufzunehmen.

Wirklich sah man da unten in der Straße eine ungeheure Zahl der glänzendsten Equipagen heranfahren, und aus jeder derselben stiegen reichgekleidete schöne Frauen, und mit Orden behangene Männer, um sich so schnell als möglich in den herzoglichen Palast zu begeben. Das war ein Drängen und Stoßen, ein Vorwärtsschieben und Eilen. Jeder wollte der Erste sein, dem neuen Herrscher zu huldigen und ihn seiner unbegrenzten Ehrfurcht zu versichern.

Bald waren die Säle des Herzogs gefüllt mit den russischen Großen, und als der Herzog Biron von Kurland endlich in ihre Mitte trat, sah er überall nur glückstrahlende Gesichter, nur Blicke der Liebe und der Bewunderung. Der heißeste Wunsch aller dieser Hunderte schien erfüllt zu sein, und ohne Frage war es gerade Biron, den sie sich Alle zu ihrem Herrscher gewünscht und erkoren hatten!

In der Mitte des Saales stehend las ihnen Biron das Testament der Kaiserin Anna vor, dieses Testament,

welches Iwan, den Sohn der Herzogin Anna Leopoldowna und des Prinzen Ulrich von Braunschweig, zum Kaiser erwählte, und ihn, den Herzog Biron von Kurland, während der Minderjährigkeit des Kaisers, der eben erst das Alter von sieben Monaten erreicht hatte, zum unbeschränkten Regenten des russischen Reiches erklärte.

Unbeschreiblich war das Entzücken der Großen, man sank sich einander mit Entzücken in die Arme, Feinde, welche sich lange gegrollt, versöhnten sich in dieser Minute, Frauen, die sich lange gehaßt, drückten sich jetzt zärtlich die Hände, man sah Freudenthränen blinken in Augen, welche sonst niemals geweint, man sah ein freudiges Lächeln auf Lippen, welche sonst immer nur gezürnt, und Jeder pries laut und mit überströmendem Entzücken das Glück Rußlands und neigte sich vor der neuen Sonne, welche aufging über diesem gesegneten Reich.

Mit begeisterten Worten leistete man dem neuen Herrscher den Eid der Treue, und eilte dann in den Palast des Prinzen von Braunschweig, um dem Sohne desselben, dem Kaiser Iwan, in demuthsvollster Unterwürfigkeit die zarte kleine Kinderhand zu küssen.

Münnich war jetzt wieder allein mit dem Herzog, der all seiner bösen Ahnungen und Träume vergessend, sich ganz dem stolzen Gefühl seiner Größe und Macht überließ.

Mögen sie hingehen, sagte er, diese Großen, und

ihrem Kaiser von sieben Monaten die Hand küssen und sich in den Staub werfen vor dieser Wiege eines lallenden Säuglings, ich werde dennoch in Wahrheit Kaiser sein, und Scepter und Krone ruht in meinen Händen!

Aber inmitten Eurer Größe und Herrlichkeit werdet Ihr Eurer Freunde und Getreuen nicht vergessen, sagte Münnich, werdet Ihr daran gedenken, Hoheit, daß ich zumeist es war, welcher die Kaiserin Anna bestimmte, gerade Euch zum Regenten während Iwan's Minderjährigkeit zu ernennen, und daß Ihr mir dafür mit Eurem Ehrenwort gelobtet, die erste Bitte, welche ich an Euch richten würde, zu erfüllen.

Ich weiß, ich weiß, sagte Biron mit einem feinen Lächeln, und die Hände auf den Rücken haltend, ging er gedankenvoll auf und ab. Plötzlich aber blieb er vor Münnich stehen, und ihm fest in die Augen sehend, sagte er: Soll ich Euch einmal Eure Gedanken ausdeuten, Herr Feldmarschall Graf Münnich? Soll ich Euch einmal sagen, weshalb Ihr all Euren Einfluß aufbotet, um mit mir die Kaiserin Anna zu bestimmen, daß sie mich zum Regenten ernenne? Ah, Ihr hattet ein scharfes Auge, einen sichern Blick, und so erkanntet Ihr und wußtet, daß Anna längst in ihrem Herzen beschlossen hatte, mich zum Regenten zu ernennen, lange schon, bevor Ihr dies mit Euren klugen Worten unterstütztet. Aber Ihr sagtet zu Euch selber: Diese gute Kaiserin liebt den Herzog von Kurland, sie wird ihn

daher ohne Zweifel glücklich und erhaben über alle Anfechtungen machen wollen, und wenn ich ihr dazu meinen Rath ertheile, so werde ich mir Beide verbinden, die Kaiserin, indem ich mich ihrem Günstling ergeben zeige, den Günstling, indem ich ihm helfe, seine ehrgeizigen Plane zu befriedigen. Ich werde also dadurch für die Gegenwart, wie für die Zukunft gesichert sein. Gesteht mir, Herr Feldmarschall, ob das nicht Eure Gedanken waren?

Der Regent, Herr Herzog von Kurland, ist ein großer Menschenkenner, und ich wage daher nicht, ihm zu widersprechen, sagte Münnich mit einem erzwungenen Lachen. Ew. Hoheit erkennen also wenigstens die Dienste an, die ich, sei's aus welchen Gründen immer, Euch geleistet habe, und Ihr werdet mir daher die Gewährung meiner Bitte nicht verweigern wollen!

Laßt sie mich hören! sagte der Herzog, indem er sich auf einem Divan ausstreckte und nachlässig mit dem brillantengeschmückten Bilde der Kaiserin Anna spielte, das an einer goldenen Kette auf seiner Brust befestigt war.

Ernennt mich zum Generalissimus aller Truppen! sagte Münnich feierlich.

Aller Truppen? fragte Biron. Auch der zu Wasser, oder nur der zu Lande?

Der Truppen zu Wasser sowohl, als der zu Lande!*)

Ah, das heißt, ich soll Euch unumschränkte Gewalt

*) Levecque. Histoire de la Russie. Vol. V. pag. 209.

geben und Euch somit an die Spitze aller Angelegenheiten stellen!

Und plötzlich sich aus seiner liegenden Stellung erhebend, und gerade auf Münnich zuschreitend, sagte der Herzog drohend: Ich vergaß vorher, Euch noch ein wenig von Euren Gedanken und Planen zu erläutern! Jetzt will ich Euch sagen, warum Ihr mich zum Herrscher erwählen wolltet. Ihr thatet es um Eurer eigenen ehrgeizigen Pläne willen. Ihr kanntet Biron bloß als den verweichlichten, stets ergebenen, genußsüchtigen Favoriten einer Kaiserin, Ihr saht ihn nur der Freude huldigen und dem Vergnügen, und da sagtet Ihr zu Euch selber: das ist der Mann, dessen ich bedarf. Da ich selber nicht zum Regenten ernannt werde, so mag er es denn sein! Ich werde regieren durch ihn, und während dieser üppige Schwächling der Freude sich ergiebt und sich berauscht in Vergnügungen, werde ich herrschen an seiner Statt. Nun, Herr Feldmarschall, waren das nicht Eure Gedanken?

Münnich war blaß geworden, während der Herzog so sprach, und eine finstere Unruhe malte sich in seinen Zügen.

Ich weiß nicht, stotterte er verlegen.

Ich aber weiß, rief der Herzog stürmisch, und in Euren entsetzten Zügen lese ich, daß ich die Wahrheit sagte. Schaut in den Spiegel Herr Graf, dann werdet Ihr es nicht mehr versuchen zu widersprechen.

Aber es handelt sich hier nicht um das, was ich einst vielleicht gedacht, sondern um das, was Ihr mir gelobt. Herr Herzog, ich habe meine erste Bitte ausgesprochen! Es ist an Euch, sie zu erfüllen! Ich flehe Euch an, kraft Eures herzoglichen Wortes, ernennt mich zum Generalissimus Eurer Truppen!

Nie und nimmermehr! rief der Herzog wild.

Ihr gabt Euer Wort!

Ich gab es als Herzog von Kurland. Der Regent ist nicht verpflichtet, zu halten, was der Herzog gelobte!

Ich machte Euch zum Regenten!

Und ich mache Euch nicht zum Generalissimus!

Ihr brecht Euer Ehrenwort?

Nein, bittet etwas Anderes, und ich werde es erfüllen. Dies aber ist unthunlich! Ich selber muß der Generalissimus meiner Truppen sein, denn alsdann nur bin ich der Herrscher. Bittet also etwas Anderes!

Münnich schwieg. Eine furchtbare Bewegung malte sich in seinen Zügen, und seine Brust arbeitete und wogte mächtig.

Ich habe nichts weiter zu bitten, sagte er nach einer Pause.

Aber ich will Euch eine Gnade gewähren, ohne daß Ihr darum bittet! sagte der Herzog stolz. Herr Graf Münnich, ich bestätige Euch in Euren Würden und Aemtern, und um Euch mein unbedingtes Vertrauen zu

beweisen, sollt Ihr bleiben, was Ihr unter der Kaiserin Anna gewesen, Feldmarschall im russischen Heer!

Ich danke Euch, Herr Herzog, sagte Münnich ruhig. Es ist sehr erhaben von Euch, daß Ihr um meiner frevelhaften Bitte willen mich nicht von Eurem Hofe verweist und in die Verbannung schickt!

Er ergriff die dargebotene Hand des Herzogs und drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Und jetzt geht, dem jungen Kaiser die Hand zu küssen, damit man Euch nicht der Unehrerbietigkeit beschuldige, rief Biron lächelnd. Man muß sich immer den Schein bewahren.

Münnich verneigte sich schweigend und näherte sich, rückwärts gehend, der Thür.

Wir scheiden doch als Freunde? fragte der Herzog, ihm den Abschiedsgruß winkend.

Als Freunde auf Leben und Tod! sagte Münnich lächelnd.

Aber kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, als das Lächeln von seinen Zügen verschwand, und eine finstere, zornige Wuth sich in demselben malte. Er hob die Faust drohend gegen diese Thür, hinter welcher der Herzog weilte, und die Lippen fest auf einander pressend, sagte er zähneknirschend: ja, wir scheiden als Freunde, aber als Feinde werden wir uns wiedersehen! Ich will dieser Stunde gedenken, Herr Herzog, und ich werde daran arbeiten, daß sie auch Euch im Gedächtniß

bleibt. Ah, Ihr habt mich nicht nach Sibirien geschickt, ich aber werde Euch dahin schicken. Und jetzt zum Kaiser Iwan! Ich werde da seine Aeltern treffen, diesen schmählich bei der Regentschaft übergangenen Ulrich von Braunschweig mit seiner Gemahlin Anna Leopoldowna. Ah! ich denke, sie werden mich willkommen heißen!

Mit festem Schritt, Rache und Zorn im Herzen, aber äußerlich lächelnd und demuthsvoll, begab sich der Feldmarschall Graf Münnich in das Palais des Prinzen von Braunschweig, zum Handkuß des Wiegenkindes, des Kaisers Iwan.

III.

Graf Ostermann.

Vier Wochen waren vergangen, seit der Herzog Biron von Kurland, im Namen des unmündigen Kaisers Iwan, Rußland als Regent beherrschte; das russische Volk hatte sich gleichgültig diesem neuen Herrscher unterworfen und bezeigte ihm dieselbe Unterwürfigkeit, wie seinen Vorgängern.

Man hatte dem Regenten Biron gehuldigt, wie man es der Kaiserin Anna gethan, man warf sich zur Erde, wo man ihm begegnete, man ging demüthig, entblößten

Hauptes, an seinem Palaste vorüber, und wenn die Großen des Reiches, wenn die russischen Fürsten und Grafen in ihren stolzen Equipagen daher kamen, und in der Ferne den Wagen des Regenten erblickten, so befahlen sie anzuhalten und verließen ihren Wagen, und neigten sich bis zur Erde vor dem vorüberfahrenden Herrscher.

Biron war Kaiser, obwohl er nur den Namen eines Regenten trug; er hatte für sich die Gewalt und die Macht; der lallende Säugling Iwan, der unmündige Kaiser, war nur ein Schattenbild, ein Phantom, das nur den Schein der Herrlichkeit, aber nicht die Wahrheit derselben für sich hatte; er war ein Kind, das gar nicht der Beachtung werth erschien, man hatte vor ihm nicht zu zittern, also war es auch nicht nöthig, vor ihm im Staube zu kriechen.

Man huldigte nur dem Regenten, Herzog Biron von Kurland. Der Palast des Prinzen Ulrich von Braunschweig und seines Sohnes, des Kaisers Iwan, stand verödet und leer. Niemand beachtete ihn, und doch wäre er vielleicht der Beachtung werth gewesen.

So manches begab sich da drinnen in diesem schweigenden, stillen Palaste, welches zu wissen, Biron vielleicht mit einem Fürstenthume oder Millionen bezahlt hätte! Aber Niemand war da, es dem Regenten zu verrathen; denn man war sehr verschwiegen, sehr vorsichtig in dem

Palaste des Prinzen Ulrich von Braunschweig und seiner Gemahlin, der Prinzessin Anna Leopoldowna.

Es war, wie gesagt, genau vier Wochen nach dem Antritt der Regentschaft des Herzogs Biron von Kurland, als vor der Hinterpforte dieses Palastes der Herzogin Anna Leopoldowna eine Sänfte hielt, begleitet und geführt von vier Leibeigenen, über deren goldgestickte Livreen sich gleichsam als Schutz und Schirm vor der Witterung eine ziemlich undurchdringliche Lage von Staub und Schmutz gelegt hatte. Eben so prachtvoll, glänzend und unsauber war die Sänfte, welche die Diener jetzt öffneten, um ihrem altersschwachen Herrn beim Aussteigen behülflich zu sein. Dieser Herr, welcher jetzt außerhalb der Sänfte erschien, war ein zusammengedrückter, kopfwackelnder, hüstelnder Greis; die kleine, verbogene, verschrobene Gestalt war in einen Pelz gehüllt, der, hier und da in Fetzen herabhängend, ein beschmutztes fahles Unterkleid hervorschimmern ließ, und dem Greise ganz das Ansehen der höchsten Dürftigkeit und Unsauberkeit verlieh. Nichts, nicht einmal das Angesicht oder die dürren, mageren Hände, die er jetzt seinen Bedienten hinstreckte, nichts war an ihm reinlich und sauber, nichts glänzte an ihm als seine Augen, diese grauen stechenden Augen mit den feurigen Seitenblitzen und dem bald gutmüthigen, bald tückischen und verschmitzten Ausdruck. Man hätte diesen alten zerlumpten Greis für einen Bettler halten mögen, aber

an seinen schmutzigen Fingern und an seinem Halstuche, dessen Farbe kaum kenntlich war, glänzten Brillanten von außergewöhnlicher Größe, und über der Thür seiner Sänfte sah man ein, obwohl von Staub und Schmutz bedecktes abliges Wappen — es war das gräflich Ostermann'sche Wappen, und dieser schmutzige, in einen zerfetzten Mantel gehüllte Greis war der Graf Ostermann, dieser berühmte russische Staatsmann, der es verstanden, durch Klugheit, List und Ränke unter sechs verschiedenen, auf einander folgenden russischen Regenten, von denen der eine gewöhnlich auf blutige Weise den andern verdrängte, sich am Staatsruder zu erhalten.

Czaar Peter, der ihn, den Sohn eines deutschen Predigers, zum Staatsminister ernannte, und ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug, sagte auf seinem Todtenbette zu seiner Nachfolgerin, der großen Katharina: Ostermann sei der Einzige, welchen er niemals auf einem Fehltritt betroffen, und empfahl ihn seiner Gemahlin als eine Stütze des russischen Reichs. Katharina ernannte ihn zum Reichskanzler und Oberhofmeister Peters des Zweiten; er wußte sich die Gnade der Einen wie die des Andern zu erhalten, und Peters des Zweiten Nachfolgerin, die Kaiserin Anna, war stolz darauf, ihrer Regierung diesen berühmten Staatsmann und Diplomaten zu erhalten, der ihren Vorgängern so treulich gedient. Von Anna überkam ihn ihr Günstling Biron von Kurland, der es nicht wagte, den zu ver-

drängen, welcher durch seine Staatsklugheit und Vielgewandtheit sich einen so bedeutenden Ruhm erworben und jedenfalls ihm ein sehr gefährlicher Feind sein würde.

Aber dem Grafen Ostermann war es ergangen wie dem Grafen Münnich. Sie hatten Beide von dem Regenten nichts weiter erlangen können, als die Bestätigung ihrer Aemter und Würden, zu denen Biron aber, eifersüchtig auf seine unumschränkte Macht und Gewalt, keine neuen hatte hinzufügen wollen. Getäuscht in ihren Erwartungen, mißmuthig gemacht über dieses Scheitern ihrer Pläne, hatten sie Beide beschlossen, Den zu stürzen, welcher sie nicht höher erheben wollte. Sie waren also Biron's Feinde geworden, weil er sich ihnen nicht als Freund gezeigt, und offen ihm huldigend und vor ihm im Staube sich beugend, waren sie heimlich zu seiner erbittertesten Feindin, der Herzogin Anna Leopoldowna gegangen, um ihr ihre Dienste anzubieten gegen den übermüthigen Regenten, welcher über Rußland das eiserne Scepter seiner despotischen Gewalt schwang.*)

Heute sollte eine letzte entscheidende Unterredung mit der Herzogin und ihrem Gemahl, dem Prinzen Ulrich von Braunschweig, stattfinden, und deshalb, ein unerhörter Fall, hatte sogar Graf Ostermann sich entschlossen, auf einige Stunden seine von Schmutz und Unsauberkeit

*) Levecque. Histoire de Russie. Vol. V. p 241.

starrenden Gemächer zu verlassen, und sich in den Palast der Herzogin Anna Leopoldowna zu begeben.

Langsam, langsam, Ihr Schurken, stöhnte Ostermann, als er, auf seine Diener gestützt, die schmale Wendeltreppe hinauf stieg. Seht Ihr denn nicht, Ihr Hunde, daß jede Eurer Bewegungen mir Schmerzen verursacht? Ach, ich werde wahrscheinlich einer fürchterlichen Krankheit entgegen gehen, ich fühle schon, wie sie mir in allen Gliedern herumspukt und mich aller Orten zwickt und zwackt! Laßt mir nur immer daheim mein Lager bereiten, Ihr Schufte, und sorgt, daß mir eine stärkende Suppe gekocht werde! Und jetzt fort, Ihr Kerle, und wehe Euch, wenn Einer von Euch während meiner Abwesenheit es wagt, vielleicht die Vorrathskammer zu erbrechen oder sich in den Weinkeller zu schleichen! Ihr wißt, ich habe gute Augen und kenne alle meine Vorräthe bis auf das kleinste Gewicht und Maaß! Hütet Euch, hütet Euch, denn wenn nur ein Loth Fleisch oder ein Glas Wein fehlt, so laß' ich Euch durchpeitschen, Ihr Hunde, ja, bis auf's Blut lasse ich Euch peitschen, das merkt Euch!

Und seine Diener mit einem Fußtritt verabschiedend, schritt Graf Ostermann die letzten Stufen der Wendeltreppe allein und ungeführt hinauf. Aber bevor er die Thür öffnete, welche am Ende derselben sich befand, stand er still und überlegte.

Hm, ich hätte vielleicht besser gethan, schon jetzt

krank zu werden, flüsterte er, denn wenn nun dieser Plan mißglückte, und Biron Regent bleibt und ausspionirt, daß ich heute hier in diesem Palaste war, wie dann? Ach, mich dünkt, ich wittere schon ein wenig von der sibirischen Zugluft! — Doch nein, nein, es wird gelingen, und wie würde dieser ehrgeizige Münnich triumphiren, wenn es gelungen wäre ohne mich! Nein, diesmal muß ich dabei sein, diesem guten Münnich zum Verdruß und Aergerniß, damit er nicht ganz Rußland allein in seine Tasche steckt! Er hat so große Taschen, der Gute, und eine so große Hand!

Und lächelnd mit dem Kopfe nickend, öffnete Ostermann die Thür des Vorzimmers. Ein schneller, forschender Blick überzeugte ihn, daß er allein in demselben, aber seine Stirn verfinsterte sich, als er den über einen Stuhl geworfenen Mantel des Grafen Münnich erblickte.

Ah, er ist mir zuvorgekommen, murmelte er mißmuthig, nun, nun, wir werden ihm wohl wieder einmal den Vorrang ablaufen. Heute er, morgen ich! Ich halte es mit dem Morgen!

Ganz seiner Krankheit und seiner angeblichen großen Schmerzen vergessend, durchschritt der Greis rasch dieses große Gemach, und indem er seinen zerlumpten Pelz abstreifte und ihn auf den goldgestickten Mantel Münnich's warf, sagte er: so ein armer alter Pelz ist doch noch im Stande, diesen reichen prachtvollen Uniformmantel

unsichtbar zu machen. Nicht ein Flitterchen von der glänzenden Goldstickerei ist sichtbar geblieben, Alles überdeckt mein alter, oft von Münnich verhöhnter Pelz! Ah, er wird sich freuen, der gute Feldmarschall, seinen Mantel in so guter Gesellschaft zu finden, und ich hoffe, mein Pelz läßt ihm einige liebe, sichtbare Andenken auf seinem goldenen Mantel zurück. Nun, der Herr Feldmarschall ist sehr tapfer, und ich gebe ihm da Gelegenheit, einen Feldzug auf seinem eigenen Mantel zu machen! Der Narr, warum liebt er diese guten Thierchen nicht, und will doch ein Russe sein!

Als er aber die Thür zu dem nächsten Zimmer öffnete, nahm seine Gestalt wieder ihre vorige, zusammengedrückte, hinfällige Haltung an, und seine Züge trugen wieder den Ausdruck der Erschöpfung und des Leidens.

Ah, Ihr seid es, sagte Prinz Ulrich von Braunschweig, dem Grafen entgegen tretend, während Münnich im eifrigen Gespräch mit Anna Leopoldowna vor einem Schreibtische stand, und ihr auf einem Blatt Papier etwas zu erklären schien.

Wir erwarteten Euch schon lange, mein würdiger, theurer Graf, fuhr der Prinz fort, indem er mit einem gütevollen Lächeln dem Grafen die Hand reichte.

Die Alten und Kranken haben immer das Schicksal, zu spät zu kommen, sagte Graf Ostermann matt, Leiden und Schmerzen halten so sehr zurück, Durchlaucht. Auch

bin ich nur gekommen, weil Euer Hoheit es wünschten, obschon ich wohl weiß, daß ich hier überflüssig bin! Was soll der schwache Greis im Rathe der Starken?

Die Weisheit im Rathe vertreten, sagte der Prinz, und dazu sind Sie ganz der Mann, mein theurer Graf!

Ah, Graf Ostermann, sagte in diesem Augenblick Münnich, gut, daß Ihr kommt! Ihr werdet den Herrschaften am besten sagen können, ob ich Recht habe!

Der Feldmarschall Münnich hat immer Recht, sagte Ostermann, verbindlich lächelnd. Ich sage unbedingt Ja zu dem, was Ihr vorschlagt, vorausgesetzt, daß es nicht ein Vorschlag ist, der meiner Gesinnung und meinen Gedanken widerspricht.

Das ist ein sehr verclausulirtes Ja! rief die Herzogin lachend.

Ein Ja, das ganz durchlöchert ist von kleinen Hinterpförtchen, in die das Nein bequem hineinschlüpfen kann, lachte der Prinz.

Die Hinterpforten sind bei allen Dingen das Wichtigste, sagte Graf Ostermann ernst. Durch die Hinterpforten gelangt man in die Staatsgemächer, und wenn Euer Palast hier zufällig keine Hinterpforte hätte, die uns, Eure ergebenen Diener, eingelassen, wer weiß, Herzogin Anna, ob Ihr alsdann noch in dieser Nacht Regentin würdet!

In dieser Nacht! rief Münnich rasch. Seht Ihr,

Hoheiten, Graf Ostermann ist ganz meiner Meinung! In dieser Nacht noch muß es geschehen!

Das ist eine Uebereilung, rief die Herzogin, wir sind nicht vorbereitet!

Und also ist es auch der Regent Biron von Kurland nicht, sagte Ostermann bedächtig, dadurch wird unsere Uebereilung für Biron zu einer Ueberrumpelung werden.

Ganz meine Meinung! sagte Münnich. Alles ist verloren, wenn wir dem Regenten Zeit und Muße lassen, seine Vorkehrungen zu treffen. Wenn wir ihn heute nicht vernichten, wird er uns morgen vielleicht schon nach Sibirien senden.

Die Herzogin war blaß geworden, ein Zittern durchlief ihre hohe und edle Gestalt.

Ich fürchte so sehr das Blutvergießen! sagte sie.

Oh, ich, ich bin gar nicht eitel, sagte Ostermann. Ich finde, daß es viel schöner ist, das Blut Anderer hinfließen zu sehen, als das meine! Vielleicht ist es Egoismus, aber ich verstecke mein Blut lieber in meinen Adern, als daß ich es dem neugierigen Angaffen einer staunenden Menge Preis geben sollte!

Ihr meint also, daß er vielleicht schon Verdacht hat, und daß er uns ermorden würde?

Euch und uns, und Euren Sohn, den Kaiser Iwan dazu!

Auch meinen Sohn! rief Leopoldowna, und ihre Augen flammten wie die einer gereizten Löwin. Ah,

ich werde meinen Sohn zu vertheidigen wissen. In dieser Nacht noch falle Biron!

So sei es! sagten die drei Männer einstimmig.

Er hat uns auf das Aeußerste getrieben, sagte der Prinz; nicht genug, daß er unsere Freunde und Getreuen verbannte, und uns mit seinen elenden Creaturen und Spionen umgab, nicht genug, daß er uns auf alle Weise kränkte und demüthigte, will er auch noch jetzt den jungen Kaiser Iwan uns, seinen Aeltern, seinen natürlichen Beschützern, entreißen. Wir sind in unsern heiligsten Rechten angegriffen, wir werden uns also zu vertheidigen wissen.

Aber was machen wir mit diesem kleinen Biron, wenn er nicht mehr der große Regent ist? fragte Ostermann.

Wir machen ihn um einen Kopf kleiner, sagte Münnich lachend.

Nein, rief Leopoldowna heftig, nein, kein Blut soll fließen. Nicht mit Blut sollen die Rechte meines Sohnes und unsere eigenen gesichert werden. Schwört das, meine Herren, oder nimmer gebe ich meine Einwilligung zu diesem ganzen Unternehmen.

Ich wußte es wohl, daß Euer Hoheit so entscheiden würden, sagte Münnich lächelnd, indem er ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervorzog. Zum Beweise deß, habe ich die Ehre, Eurer Hoheit dies Papier zu überreichen!

Ah, was ist das, sagte die Herzogin, das Papier entfaltend, das ist der Grundriß eines Hauses.

Des Hauses, welches wir für diesen Herrn Biron in Sibirien wollen aufschlagen lassen, sagte Münnich; ich habe es selbst entworfen und gezeichnet.*)

In der That, Ihr seid ein sehr geschickter Baumeister, Graf Münnich, sagte Ostermann lächelnd, indem er einen prüfenden Blick auf das Papier warf, das Anna noch immer gedankenvoll betrachtete. Wie gut Ihr das Alles eingerichtet habt. Diese kleinen niedlichen Kammern werden sich allerliebst ausnehmen! Es wird gerade genug Raum darin sein, sich umzudrehen. Aber ein wenig zu niedrig scheinen sie mir zu sein, diese Kämmerchen. Da steht angemerkt, daß sie nur fünf Fuß hoch sein sollen. Ich denke aber, Biron wird ungefähr Eure Größe haben, Graf Münnich, er wird also nicht aufrecht stehen können.

Bah, eben deshalb! sagte Münnich mit einem grausamen Lachen. Er hat lange genug den Kopf hoch getragen, jetzt mag er lernen, ihn zu beugen.

Aber das ist eine fortgesetzte Folter! rief der Prinz von Braunschweig.

Oh, er hat uns auch gefoltert, sagte Münnich ingrimmig. Wir brauchen Repressalien.

Wie seltsam und grauenerregend, sagte Anna Leopoldowna schaudernd; noch steht dieser Mann in unbe-

*) Levecque. Vol. V. p. 214.

schränkter Machtvollkommenheit da, und schon halten wir in unsern Händen die Zeichnung seines Kerkers.

Ja, ja, und mit dieser Zeichnung in der Busentasche wird Graf Münnich jetzt zu Biron gehen, um mit ihm zu speisen und seine Gastfreundschaft zu beanspruchen, rief Ostermann lachend. Ach, das muß dieses Diner eigenthümlich pikant machen. Wie angenehm muß das sein, dem Regenten die Hand zu drücken und dabei in Eurer Busentasche das Knistern dieses Papiers zu fühlen, auf dem Ihr seinen sibirischen Kerker entworfen habt. Aber Ihr seid in Eurem Rechte. Der Regent hat Euch schwer beleidigt! Wie konnte er es wagen, Euch nicht zum Generalissimus zu machen!

Ach, es ist nicht deshalb, sagte Münnich verlegen, und bemüht, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Plötzlich stieß Ostermann einen Schrei aus und sank laut wimmernd auf einen Stuhl.

Ach, diese Schmerzen, sie werden mich tödten, ächzte er leise. Ach, ich fühle schon den Tod, wie er in meinem Blute wühlt; ja, ich wußte es lange schon, daß eine große Krankheit mir bevorsteht, und daheim habe ich mir schon mein Lager bereiten lassen. Ich bin ein armer, hinfälliger Greis, und wer weiß, ob ich noch den Abend dieses Tages erlebe!

Während Ostermann so klagte, und der Prinz mit freundlicher Theilnahme um ihn beschäftigt war, hatte

Münnich seine Zeichnung wieder zu sich gesteckt, und mit der Herzogin leise noch einige nöthige Vorbereitungen für diese Nacht besprochen. Graf Ostermann, inmitten seiner Klagen und seiner angeblichen Schmerzen, hatte doch ein scharfes Ohr für jedes Wort, was die Beiden sprachen. Ganz deutlich hörte er die Herzogin sagen: nun wohl, ich bin es zufrieden. Um zwei Uhr in der Nacht erwarte ich Euch, und wenn unser Werk gelingt, dann, Graf Münnich, seid meiner höchsten Dankbarkeit gewiß, Ihr habt alsdann Rußland, den jungen Kaiser und mich von einem grausamen und despotischen Tyrannen befreit, und ich werde Euch ewig verpflichtet sein. Es ist an Euch, dann zu fordern, was Ihr wünscht, mein königliches Wort darauf, daß ich es erfüllen werde.

Graf Münnich's Antlitz strahlte vor innerer Befriedigung. Ich werde also jetzt mein Ziel erreichen, dachte er. Laut sagte er: Hoheit, für mich giebt es nur einen Wunsch und eine Bitte, wenn Ihr mir diese erfüllen wollt, dann bleibt mir auf Erden nichts mehr zu wünschen.

So nennt mir Eure Bitte, daß ich sie schon im Voraus gewähren kann! sagte die Prinzessin lächelnd.

Der ist im Stande, und läßt sich schon jetzt zum Generalissimus erklären, dachte Ostermann. Das darf nicht sein, das muß ich verhindern!

Und er brach daher, eben als Münnich den Mund

öffnete, um seine Bitte zu sagen, in ein so klägliches und lautes Angstgeschrei aus, daß die mitleidsvolle Fürstin entsetzt zu ihm hineilte, und theilnahmsvoll nach seinem Ergehen fragte.

In diesem Moment schlug die in dem Zimmer angebrachte goldene Wanduhr die vierte Stunde. Das war die vom Regenten dem Grafen Münnich zum heutigen Diner bestimmte Zeit. Münnich durfte heute nicht fehlen, er mußte pünktlich sein, um keinen Verdacht zu erregen. Es blieb ihm daher keine Zeit mehr, der Fürstin seine Bitte vorzutragen.

Graf Ostermann hatte also seinen Zweck erreicht, und heimlich triumphirend jammerte er laut über die entsetzlichen Qualen, welche er erdulde.

Graf Münnich empfahl sich dem Füstenpaar.

Ich gehe jetzt, sagte er lächelnd, um mein letztes Diner beim Herzoge von Kurland einzunehmen. Um zwei Uhr in der Nacht kehre ich hierher zurück. Dann wollen wir aus dem Herzog einen sibirischen Sträfling machen, welches jedenfalls eine sehr interessante Arbeit ist.

Und mit einem grausamen Lachen beurlaubte sich Graf Münnich, um sich zu dem Regenten zu begeben.

Graf Ostermann hatte abermals seinen Zweck erreicht, er war allein geblieben mit dem fürstlichen Paar. War Münnich der Erste gewesen, welcher kam, so war Ostermann doch der Letzte, welcher ging.

Ach, sagte er, sich mühsam von seinem Sessel erhe-

bend, ich werde nun auch meinen alten kranken Leib in meine Wohnung tragen, um auf meinem Schmerzenslager auszuruhen, und vielleicht zu sterben.

Ihr werdet nicht sterben, hoffe ich, sagte Anna freundlich.

Ihr müßt leben, um uns in unserer Größe zu sehen, rief der Prinz.

Ostermann schüttelte leise das Haupt. Ich sehe, sehe Alles, sagte er. Ihr werdet Euch von einem Tyrannen befreien, Hoheiten, um die Beute eines Andern zu sein! Die Augen eines Sterbenden sehen klar, und ich sage Ihnen, Herzogin, Sie waren eben im Begriff, die Macht, welche Sie noch nicht erlangt haben, schon wieder fort zu schenken. Wissen Sie, was Münnich von Ihnen erbitten wird?

Nun?

Er wird von Euch fordern, was Biron ihm abgeschlagen, und weshalb Münnich sein Feind geworden. Er wird verlangen, daß Ihr ihn zum Generalissimus aller Truppen zu Wasser und zu Lande macht.

Dann wird er fordern, was mir allein zukommt, sagte der Prinz erregt, wir werden es ihm also abschlagen!

Ja, wir werden es ihm abschlagen, wiederholte die Fürstin.

Und Ihr thut wohl daran, sagte Graf Ostermann. Ich darf das wohl sagen, denn ich habe keinen Ehrgeiz

mehr, und der Tod wird mich schon daran verhindern, an Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Ich bin ein alter schwacher Mann, der nichts mehr verlangt, als die Gunst, seinen Gebietern zuweilen einen guten Rath ertheilen zu können. Und das ist jetzt mein Rath: hütet Euch vor dem Ehrgeiz des Grafen Münnich!

Wir wollen daran gedenken, sagte der Prinz.

Wir werden ihn nicht zum Generalissimus ernennen! rief die Prinzessin. Er soll es niemals vergessen, daß er unser Diener ist, und wir seine Herren.

Und jetzt entlaßt mich, Herrschaften, sagte Ostermann. Haben Sie die Gnade, Prinz, Ihren Lakayen zu befehlen, daß sie mich zu meiner Sänfte tragen. Es ist mir unmöglich, einen Schritt zu gehen! Ja, ja, während Sie in dieser Nacht um einen Thron kämpfen, werde ich vielleicht mit dem Tode zu ringen haben!

Und ächzend zurücksinkend in die Arme der von dem Prinzen herbeigerufenen Lakayen, ließ sich Ostermann hinab tragen zu seiner bereit stehenden Sänfte.

Er schrie und stöhnte, als man ihn hineinhob, aber als die Thür sich hinter ihm geschlossen, und seine Leibeigenen mit ihm nach seinem Palaste trabten, verschwand der Ausdruck des Leidens aus Ostermann's Zügen, und ein verschmitztes wohlgefälliges Lächeln breitete sich über dieselben aus.

Ich denke, ich habe meine Zeit gut angewandt, flüsterte er. Der gute Münnich wird nicht Generalissimus wer-

den, und der arme alte gebrechliche Ostermann kann jetzt, ohne beargwohnt zu werden, ruhig in sein Bett gehen und behaglich abwarten, wie die Dinge kommen werden. Solch ein Kranksein zu rechter Zeit sichert gegen alle Unfälle und Querstriche des Schicksals! Das habe ich erfahren nach dem Tode Peters des Zweiten. Wer weiß, was damals aus mir geworden wäre, wenn ich nicht so gescheut gewesen, krank und im Bette zu bleiben, bis Anna den Thron bestiegen. Ich werde jetzt also wieder krank sein, und morgen werden wir ja sehen. Glückt diese Verschwörung, nun wohl, dann wird sich der alte Ostermann vielleicht hinlänglich erholen, um noch ein wenig von den Staats- und Regierungslasten auf seine eigenen Schultern zu nehmen, und es dem guten Münnich etwas zu erleichtern!

IV.

Die Nacht der Verschwörung.

Es war ein glänzendes Diner, das der Regent Biron von Kurland heute seinen Gästen bereitet hatte. Graf Münnich liebte sehr die Freuden der Tafel, und neben dem Regenten sitzend, überließ er sich ganz der heitern Stimmung, welche die vortrefflichen Pasteten und die

herrlichen Weine in ihm hervorgerufen hatten. Zuweilen vergaß er ganz seine hochfliegenden Plane für die kommende Nacht, aber dann wieder, mitten im heitersten Geplauder mit dem Regenten, erinnerte er sich daran, und während er einen Toast ausbrachte zum Lobe des erhabenen Regenten, und während er jubelnd rief: lang lebe und herrsche der große Regent Biron von Kurland! dachte er mit heimlicher Schadenfreude: Dies ist Dein letztes Mittagsmahl, Herr Biron! Noch wenige Stunden, und Dein Mund, der jetzt so vergnüglich lacht, wird verstummen unter unsern Knebeln!

Diese Gedanken machten den Feldmarschall ungewöhnlich gesprächig und heiter, und der Regent schwur, daß Münnich niemals ein liebenswürdigerer und köstlicherer Gesellschafter gewesen, als gerade heute. Er bat ihn daher, als die übrigen Gäste sich entfernten, noch ein wenig bei ihm zu verweilen, und Münnich, dem dadurch die Gelegenheit ward, jede Warnung, die etwa sonst dem Regenten hätte zukommen können, zurückzuweisen, willigte ein und blieb.

Sie sprachen von vergangenen Zeiten, von den glücklichen Tagen, wo die Kaiserin Anna noch regierte, und wo Alles Lust und Freude athmete an diesem glücklichen Hofe, und vielleicht waren es diese Erinnerungen, welche Biron nachdenklich und schwermüthig machten. Er war zerstreut und gedankenvoll, und seine großen brennenden

Augen weilten oft mit durchbringenden Blicken auf dem ruhigen und lächelnden Angesichte Münnichs.

Ihr beneidet mich Alle um meine Macht und Herrschaft, sagte er zu Münnich, ich weiß das wohl! Aber wüßtet Ihr nur, mit welchen heimlichen Schmerzen und Aengsten diese wenigen Stunden des Glanzes erkauft werden. Wie viel schlaflose Nächte, wo man fürchtet, die Thüre sich öffnen und Meuchelmörder hereindringen zu sehen, wie viel Träume, wo man Blut fließen sieht, und nichts als Todesgeschrei und Wehklage vernimmt! Ach, ich hasse die Nächte, sie sind alles Glückes Feind! In der Nacht wird einmal das Unglück mich überfallen, in der Nacht regiert der böse Dämon!

Der Regent hatte gesenkten Hauptes, halb zu sich selber so gesprochen, aber plötzlich richtete er das Haupt empor, und Münnich scharf ansehend, fragte er: haben Sie, Herr Feldmarschall, während Ihrer Feldzüge niemals etwas Wichtiges bei Nacht vorgenommen?

Münnich zuckte leicht zusammen und seine Wangen erblaßten. Er weiß Alles, und ich bin verloren, dachte er, und unwillkürlich faßte seine Hand nach dem Schwerte. Ich werde mich vertheidigen bis auf den letzten Tropfen Blutes, dachte er.

Aber Biron, obwohl er ihn anstarrte, sah dennoch nichts von der seltsamen Bewegung des Feldmarschalls, er war nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und erwartete nur eine Beantwortung seiner Frage.

Nun, Herr Feldmarschall, wiederholte er, sagt mir doch, ob Ihr niemals etwas Wichtiges bei Nacht vorgenommen?

Münnich hatte jetzt Zeit gehabt, sich zu sammeln.

Ich überlegte eben! sagte er gelassen. Doch entsinne ich mich nicht, jemals außerordentliche Dinge bei Nachtzeit vorgenommen zu haben. Indeß ist es immer mein Grundsatz gewesen, jede Gelegenheit zu ergreifen, wenn sie mir gut erschien, sei es Tag oder Nacht.*)

Bis elf Uhr in der Nacht blieb Münnich bei dem Regenten Biron von Kurland, und als sie sich trennten, geschah es von beiden Seiten mit der größten Freundlichkeit und den herzlichsten Versicherungen innigster Liebe und Ergebenheit.

Ach, das war eine harte Prüfung, sagte Münnich erleichtert aufathmend, als der Palast des Herzogs hinter ihm lag. Schon glaubte ich Alles verloren, aber dieser Biron ist arglos, wie ein unmündiges Kind! Schlafe nur, Biron, schlafe, in wenigen Stunden komme ich, Dich zu wecken und Deine blutigen Träume wahr zu machen!

Und mit beflügelten Schritten eilte er seinem Palaste zu. Dort angekommen, ließ er seinen Adjutanten, den Hauptmann von Mannstein, rufen, und nachdem er ihm in kurzen Worten die nöthigen Befehle gegeben, bestieg

*) Mannstein's Denkwürdigkeiten S. 211. Leveque V. pag. 240.

er mit ihm seinen Wagen, um sich in den Palast des Prinzen von Braunschweig zu begeben.

Es war eine kalte Novembernacht des Jahres 1740. In ödem Schweigen ruhten die Straßen, und Niemand von den Bewohnern der dunklen Häuser, der öden, todesstillen Straßen, Niemand ahnte, daß dieser Wagen, dessen Rollen man halb im Schlafe vernahm, gewissermaßen der donnernde Herold einer neuen Zeit und einer neuen Herrschaft sein sollte.

Münnich hatte seine Zeit und seine Stunde gut gewählt! Denn wenn es sonst verboten war, irgend Jemand, wer es auch sei, während der Nacht in den Palast, welchen der junge Czaar bewohnte, einzulassen, und wenn auch der Regent allen Soldaten und Schildwachen streng befohlen, denjenigen niederzumachen und zu tödten, der es wagen würde, trotz dieses Befehls in den Palast einzubringen, so machte doch der heutige Tag für Münnich eine Ausnahme, weil gerade heute eine Abtheilung seines eigenen Regimentes die Wachen und Posten im Kaiserpalaste bezogen hatte.

Ungehindert, von Niemand aufgehalten, gelangte daher Münnich in die Gemächer der Fürstin Anna Leopoldowna. Sie erwartete ihn, und an seiner Seite ging sie hinunter, um die Huldigung der Officiere und Soldaten, denen Münnich befohlen hatte, sich ihr zu unterwerfen, entgegen zu nehmen.

Mit glühenden Worten schilderte sie den lauschenden

Soldaten alle die Unbill, alle die Beleidigungen, welche der Regent ihr, ihrem Sohne, dem Kaiser, und ihrem Gemahl zugefügt.

Wer kann sagen, rief sie, daß dieser elende, niedrig geborne Biron berufen sei, eine so erhabne Stelle einzunehmen und über Euch, meine geliebten Brüder und Freunde, zu herrschen! Mir, als der Nichte der seligen Kaiserin Anna, mir, als der Mutter des von Anna erwählten Kaisers Iwan, mir allein gebührt die Regentschaft, und beim Himmel, ich will erobern, was man mir räuberisch entrissen hat! Ich will ihn strafen, diesen frechen Emporkömmling, dessen schmähliche Herrschaft wir Alle lange genug geduldet, und ich hoffe, daß Ihr, meine Freunde, mir zur Seite stehen und den Befehlen Eures Generals folgen werdet!*)

Ein lautes Vivatrufen folgte dieser Rede Anna Leopoldowna's, welche den entzückten Officieren ihre Wange zum Kusse darreichte, und sie zärtlich umarmte, indem sie ihnen befahl, ihr zu folgen.

Begleitet von Münnich und achtzig Soldaten ging Anna jetzt hinaus auf die Straße. Schweigend und still näherten sie sich dem Palaste Biron's bis auf hundert Schritte. Hier machten sie Halt, und Mannstein allein näherte sich dem Palaste, um den wachthabenden Officieren im Namen Anna Leopoldowna's, der neuen Re-

*) Levecque. Vol. V. pag. 241.

gentin, zu befehlen, sich zu ergeben und ihr zu huldigen. Kein Widerstand erhob sich; gewohnt, immer nur zu gehorchen, fanden die Russen nicht den Muth, sich jetzt einem Befehle zu entziehen, und um der neuen Herrscherin gegenüber, nicht gleich mit Usurpation und Ungehorsam zu beginnen, erklärten sie sich bereit, selber zur Verhaftung des Regenten, ihres Herrn, behülflich zu sein.

Mannstein kehrte mit dieser frohen Botschaft zu Anna und Münnich zurück, und erhielt den Befehl, von einem Officier mit zwanzig Mann begleitet, in den herzoglichen Palast einzubringen, den Herzog gefangen zu nehmen, ja, ihn zu tödten, wenn er sich weigerte zu gehorchen.

Ohne Widerstand dringt Mannstein jetzt vor in den Palast, und nur von fern, sorgsam bemüht, kein Geräusch zu machen, läßt er sich begleiten von seiner kleinen Truppe. Alle Soldaten kennen ihn, aber da die Wache da unten ihn hat passiren lassen, glaubt man, er habe eine wichtige Botschaft für den Herzog, und Niemand hält ihn auf.

Schon hat er mehrere Zimmer durchwandert, da stellt sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit ihm entgegen.

Wo ist das Schlafzimmer des Herzogs? Wohin hat er sich zu wenden, um es aufzufinden? Rathlos steht er da, nicht wagend, die in den Vorzimmern wachenden Diener zu fragen, damit sie ihm nicht den Weg bezeichnen, und vielleicht den Herzog vor ihm wecken.

Er entschließt sich also, dem Zufall vertrauend, vor-

wärts zu gehen. Zwei, drei Zimmer durchschreitet er rasch. Sie sind leer, Alles ist still!

Jetzt steht er vor einer verschlossenen Thür. Wenn das das Schlafzimmer des Herzogs wäre! Er glaubt Athemzüge zu vernehmen!

Leise rüttelt er an dieser Thür. Sie ist nicht verschlossen, sie giebt seinem Drucke nach, er tritt ein! Da steht ein großes Bett mit verhangenen Gardinen. Muthig tritt Mannstein heran und öffnet die Vorhänge.

Vor ihm im tiefen Schlafe liegt der Regent, Herzog Biron von Kurland, ihm zur Seite seine Gemahlin.

Herzog Biron, wachet auf! schreit Mannstein laut, und entsetzt, mit einem fürchterlichen Angstschrei, fährt das herzogliche Paar aus seinem Schlummer empor.

Biron springt auf, aber Mannstein bemächtigt sich seiner und hält ihn fest, bis seine Soldaten kommen. Mit Faustſtößen vertheidigt sich der Herzog, mit Kolbenschlägen wird er niedergemacht; man knebelt ihn mit einem Taschentuch, man bindet ihm die Hände mit einer Officiersschärpe, man hüllt ihn in einen Soldatenmantel und trägt ihn so hinunter in den bereitstehenden Wagen des Feldmarschalls Münnich, um ihn in den Winterpalast zu transportiren.

Während Mannstein und die Soldaten mit dem Herzog beschäftigt waren, hatte die Herzogin Zeit gefunden, unbemerkt zu entkommen. Nackt, im bloßen Hemde,

schreiend und in Thränen zerfließend, stürzt sie hinaus auf die Straße.

Ein Soldat ergreift sie und führt sie zu Mannstein, indem er ihn fragt, was er mit ihr anzufangen habe.

Führt sie zurück in das Palais! sagt Mannstein vorübereilend.

Aber der Soldat, nur bemüht dieser Last ledig zu werden, wirft die ohnmächtig gewordene Herzogin in den Schnee und eilt von dannen.

So findet sie ein Hauptmann von der Garde, der sie aufhebt und in den Palast zurückführt, um sie ihren Frauen zu übergeben, damit diese sie ankleiden.

Aber sie hat keine Frauen und keine Dienerinnen mehr! Ihre Herrschaft ist zu Ende, und wie aus einer Wohnung des Schreckens und des Todes sind alle Diener entflohen, um nicht das Unglück ihrer Herren zu theilen, wie sie Theil gehabt an ihrem Glücke. Die Sclaven sind davon gegangen, um sich neue Herren zu suchen, und das Haus des Regenten, das man sonst gesucht, dem man sich nur demuthsvoll genaht, man flieht es jetzt wie ein verpestetes, ewig verdammtes!

Mit zitternden Händen hüllt sich die Herzogin selbst in ihre Kleider und folgt alsdann ihrem Gemahle in den Winterpalast. — —

Während dies geschah, zitterte der Hof und die Nation noch vor dem Namen dieser Beiden, die man eben so tief gedemüthigt hatte! Die Prinzessin Anna

Leopoldowna, begleitet von jauchzenden Soldaten, zog durch die Straßen und machte Halt an allen Kasernen, um als Regentin die Huldigungen der Regimenter zu empfangen.

Ohne Blutvergießen war diese Palastrevolution zu Stande gekommen, und das erwachende Petersburg sah sich erstaunt unter einer neuen Regentschaft und einem neuen Herrn!*)

Und wie sich die russischen Großen vor vier Wochen beeilt dem Regenten ihre Huldigung darzubringen und sich vor ihm in den Staub niederzuwerfen, so eilten sie jetzt zu dem Palaste der neuen Regentin, um ihr die demuthsvollsten Huldigungen darzubringen.

Dieselben Lippen, die gestern noch dem Regenten Biron ewige Treue geschworen und sein Lob bis in die Wolken erhoben, dieselben Lippen verwünschten ihn jetzt und priesen laut die erhabene neue Herrscherin Anna Leopoldowna! Dieselben Kniee, die sich gestern vor Biron geneigt, sie beugten sich heute vor Anna, und selig, mit thränenden Blicken, sank man einander in die Arme, und pries laut dieses herrliche Rußland, über welchem die Sonne des Glückes jetzt endlich aufgegangen, indem ihm Anna Leopoldowna als Regentin gegeben!

Wärend man im Palaste der Regentin von heute jubelte und jauchzte, stand der Palast des Regenten von

*) Levecque. Vol. V. pag. 241. folg.

gestern verödet und leer; keine Stimme wagte es, sich für ihn zu erheben! Die gestern noch an seiner Tafel geschwelgt und sein Lob gesungen, die waren heute seine erbittertsten Feinde, und verwünschten ihn um so lauter, je mehr sie ihn gestern gepriesen!

In Petersburg feierte man glänzende Feste zur Ehre der neuen Regentin, und zur selben Zeit machte man in Schlüsselburg dem alten Regenten den Prozeß und verdammte ihn zum Tode. Anna Leopoldowna aber begnadigte ihn, indem sie das Todesurtheil in eine Verbannung nach Sibirien umwandelte, und ihm dort das Haus, oder vielmehr den Kerker bauen ließ, zu dem Münnich den Plan entworfen.

V.

Getäuschte Hoffnungen.

Wieder einmal war die Ruhe in Rußland hergestellt, wieder einmal glänzten alle Gesichter vor Freude über diese neue Gestaltung der Dinge, und wieder einmal pries man laut die Glückseligkeit des russischen Reiches. Das Alles hatte man auch gethan vor vier Wochen, als Biron die Regentschaft übernahm, das Alles wird man

wieder thun, wenn ein Anderer kommt, die Regentin Anna Leopoldowna zu vertreiben. —

Es war am Tage nach dieser neuen Revolution, als Münnich mit stolzen Schritten und hochgehobenem Haupte in den Palast der Regentin kam und eine Unterredung begehrte.

Hoheit, sagte er, nicht, wie es die Sitte erheischte, vor der Regentin ein Knie beugend, sondern nur leicht ihre Hand an seine Lippen drückend, Hoheit, ich habe mein Wort gelöst und mein Versprechen erfüllt. Ich gelobte, Euch von Biron zu befreien und Euch zur Regentin zu machen, und ich habe Wort gehalten. Jetzt, Frau Herzogin, ist es an Euch, Euer gegebenes Wort zu erfüllen. Ihr habt mir feierlich gelobt, wenn es mir gelänge, Euch zur Regentin zu machen, mir alsdann unbedingt zu gewähren, was ich von Euch fordern möchte. Nun wohlan, Ihr seid Regentin, und ich komme, Euch meine Bitte vorzutragen!

Ihr macht mich glücklich, Feldmarschall, einen geringen Theil meiner Verpflichtungen gegen Euch abtragen zu können, indem ich Euch gewähre, was Ihr fordert. Bittet schnell, damit ich um so schneller geben kann, sagte Anna Leopoldowna mit einem reizenden Lächeln.

Macht mich zum Generalissimus Eurer Truppen! rief Münnich mit fast gebieterischem Ton.

Eine Wolke zog über das lächelnde Antlitz der Regentin.

Warum müßt Ihr gerade dieses Eine bitten, dieses Einzige, was zu gewähren nicht mehr in meiner Macht steht, sagte sie schwermüthig. Es giebt so viele Aemter, so viele einflußreiche Stellen, ach, ich könnte Euch auf so mannigfache Art meine Dankbarkeit beweisen. Fordert Geld, Schätze, Länderbesitz, das Alles kann ich Euch gewähren. Warum müßt Ihr gerade fordern, was nicht mehr mein ist!

Münnich starrte sie an mit weit aufgerissenen Augen, mit zitternder Lippe, todesblaß. Es schwindelte vor seinen Sinnen, er glaubte nicht recht gehört zu haben.

Ich hoffe, es ist dies nur ein Mißverständniß, stotterte er. Ich habe falsch gehört — es kann nicht Eure Absicht sein, mir meine Bitte abzuschlagen.

Wollte Gott, es stände noch in meiner Macht sie zu erfüllen, seufzte die Regentin. Aber ich kann nicht geben, was nicht mehr mein ist. Warum kamt Ihr nicht um einige Stunden früher, Feldmarschall, dann war es noch möglich zu erfüllen, was Ihr begehrt. Jetzt aber ist es zu spät!

Ihr habt also einen Andern zum Generalissimus ernannt? schrie Münnich, bebend vor Zorn.

Ja, sagte Anna lächelnd, und seht, dort kommt mein Generalissimus!

Es war der Gemahl der Regentin, Prinz Ulrich von Braunschweig, welcher so eben in den Saal trat, und Münnich mit freundlichster Herablassung begrüßte.

Ihr habt da einen Rival, mein Gemahl, sagte die Fürstin unbefangen, und bei Gott, hätte ich nicht schon Euer Diplom als Generalissimus ausgefertigt, es stände sehr in Frage, ob ich es jetzt noch thun würde, jetzt da ich weiß, daß Graf Münnich Generalissimus zu werden wünschte.

Und ich hoffe, sagte der Prinz stolz, Graf Münnich wird begreifen, daß diese Stelle, welche alle Kräfte des Reiches in die Hände desjenigen, der sie bekleidet, niederlegt, daß diese Stelle nur dem Vater des Kaisers gebührt!

Graf Münnich antwortete nichts. Dem Ziele schon so nahe, sah er sich abermals weit von ihm zurückgeschleudert. Wieder hatte er umsonst gearbeitet, umsonst gekämpft. Das war die zweite Staatsumwälzung, die er, diesem seinem Lieblingsplane huldigend, zu Stande gebracht, zwei Regenten verdankten ihm ihre Größe, und Beide verweigerten sie ihm das Eine, um dessen Gewährung willen er sie zu Regenten gemacht, Beide wollten sie ihn nicht zum Generalissimus ernennen!

Münnich fühlte nicht die Kraft, in diesem Augenblick seinen Zorn und seine Wuth unter anscheinender Ruhe zu verbergen, er schützte ein augenblickliches Unwohlsein vor, und bat, sich entfernen zu dürfen.

Schwankend, kaum seiner Sinne mächtig, eilte er durch die mit Bittstellern dicht gedrängten Säle. Alles neigte sich vor ihm, Alles begrüßte ihn ehrfurchtsvoll;

ihm aber schien es, als lese er nur Hohn und Schadenfreude auf all diesen lächelnden Gesichtern! Ach, er hätte sie Alle zertreten mögen unter seinen Füßen, sie zermalmen in seinen wuthzitternden Händen!

Aber als er endlich seinen Wagen erreicht hatte, als die Rosse mit ihm dahin brausten, als Niemand ihn mehr sah, da brach er in ein lautes Wuthgebrülle aus, und Thränen des Zornes entstürzten seinen Augen. Er zerraufte sich das Haar, und schlug mit den Fäusten seine Brust, er fühlte sich wahnsinnig, rasend vor Zorn und Wuth. Nur Ein Gedanke, nur Ein Wunsch hatte ihn seit langen Jahren beschäftigt, für ihn hatte er gearbeitet, für ihn gerungen und gekämpft! Der Erste, der Mächtigste wollte er sein in diesem russischen Reich, vor ihm sollte das Heer sich beugen, und in seiner Hand sollte die Macht ruhen, diesem Lande Krieg oder Frieden zu geben! Das hatte er gewollt, darnach hatte er gerungen, und jetzt —

Oh Biron, Biron, ächzte er matt, warum mußte ich Dich stürzen! Du liebtest mich, und vielleicht hättest Du mir dereinst dennoch gewährt, was Du mir erst verweigertest. Biron, ich habe Dich verrathen, indem ich Dich küßte. Dein Schutzengel ist es, der Rache an mir übt! — —

Ja, Münnich sollte nur seine Strafe empfangen für den Verrath, den er an Biron geübt!

Von nun an war aber Münnich's Leben eine fort-

gesetzte Kette kleiner Quälereien und Kränkungen. Weil man seinen Ehrgeiz kannte, war man beständig gegen ihn argwöhnisch, und rügte jeden Fehler mit der unerbittlichsten Strenge.

Es ist wahr, die Regentin erhob ihn zum ersten Minister, aber Ostermann, welcher nach der glücklich zu Stande gebrachten Revolution schnell wieder gesund geworden, wußte durch allerlei Intriguen und Ränke sich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu erheben, Golovkin ward zum Minister des Innern ernannt, und so blieb dem Grafen Münnich trotz seines Titels als erster Minister, nur das Departement des Krieges. Er hatte zwei Revolutionen veranstaltet, um Generalissimus zu werden, und er erlangte doch nichts weiter, als Demüthigungen und Kränkungen, die seine Brust wie mit Nadelstichen wund rieben und zerfleischten!

VI.

Die Regentin Anna Leopoldowna.

Sie hatte es also erreicht, sie war Regentin geworden, sie hatte die Last der Biron'schen Vormundschaft von ihren Schultern geschüttelt, und ihr mächtiges Wort gebot in den unermeßlichen Gauen dieses allgewaltigen

russischen Reiches. War sie nun glücklich, die stolze und mächtige Anna Leopoldowna? — Noch Niemand war glücklich und sorgenlos gewesen auf dem russischen Throne, wie hätte Anna Leopoldowna es sein sollen? Sie hatte gelesen in den Büchern der russischen Herrschergeschichte, und diese Geschichte war mit Blut geschrieben!

Anna war ein Weib, und sie zitterte, wenn sie an dieses Gift und diese Dolche, an diese erstickenden Hände und diese zerfleischenden Schwerter dachte, welche in Rußland stets den Thron umlagert hatten, und gewissermaßen die Mittel gewesen waren, deren sich die Vorsehung bediente, um den Thron von Tyrannen zu säubern, freilich nur, um auf einen Tyrannen einen andern folgen zu lassen!

Anna, wie gesagt, zitterte vor diesen Hülfsmitteln der Vorsehung, und wenn sie auf Münnich blickte, auf diesen Mann mit der finster grollenden Stirn und den heimlich drohenden Blicken, dann fragte sie sich selber mit heimlichem Grausen: sollte ihn nicht vielleicht die Vorsehung zu meinem Mörder erwählt haben? Wird er mich nicht stürzen, wie er seinen frühern Gebieter und Freund, den Herzog Biron gestürzt hat?

Anna hatte jetzt Furcht vor Dem, welchem sie doch zum großen Theil ihre Größe verdankte. Sie hatte es damals, als er sie zur Regentin gemacht, sattsam erkannt, daß sein Arm mächtig genug, einen Regenten

seiner Größe zu entsetzen, und ihn hinabzuschleudern in den Staub.

Was er damals vermocht, sollte er nicht jetzt noch im Stande sein, dasselbe zu thun?

Sie umgab den gefürchteten Feldmarschall mit Lauschern und Spionen, sie ließ jede seiner Handlungen überwachen, sich jedes seiner Worte hinterbringen, um sie zu prüfen, ob sie keinen verborgenen Sinn, keine geheime Drohung enthielten; sie ließ die Wachen ihres Palastes verdoppeln, und immer fürchtend, immer zagend, wagte sie es nicht mehr, die Zimmer ihres Palastes dauernd zu bewohnen. Nomadenartig zogen sie umher in ihrem eigenen Palaste, die Regentin Anna Leopoldowna und ihr Gemahl Prinz Ulrich von Braunschweig; eingedenk des Schlafzimmers von Biron wagten sie es nicht, sich ein bestimmtes Schlafgemach zu erwählen; jeder Abend fand sie in einem neuen Gemach, jede Nacht ruhten sie in andern Betten, und selbst ihre vertrautesten Diener wußten oft nicht, auf welcher Seite des Schlosses, in welchem der Zimmer heute das fürstliche Paar schlummere!*)

Sie, vor denen diese Millionen russischer Unterthanen im Staube krochen, sie zitterten Nachts in ihren Betten vor jedem kleinen Geräusch, vor jedem Flüstern des Windes, vor jeder Zugluft, welche gegen ihre verschlossenen und verriegelten Thüren pochte.

*) Levecque. Vol. V. pag. 218.

Es ist wahr, sie hätten mit einem einzigen Machtwort dieser Qualen ledig sein können, es bedurfte nur eines Winkes ihrer Hand, um diesen übermüthigen und gefährlichen Grafen Münnich nach Sibirien zu senden. An Anlaß, an einem gültigen Vorwand fehlte es dazu nicht.

Graf Münnich's Uebermuth und Stolz gab täglich hinlängliche Veranlassung ihm zu zürnen, täglich beleidigte er durch rücksichtslose Geringschätzung und Nichtachtung seinen Vorgesetzten und Chef, den Generalissimus Prinzen Ulrich, täglich bedurfte es der Zurechtweisung, des Zurückführens in die dem Grafen gesteckten Grenzen.

Ein solches Auflehnen gegen einen russischen Herrscher, war das nicht von alten Zeiten her ein entsetzliches und fluchwürdiges Verbrechen, ein Verbrechen, für das die Verbannung nach Sibirien noch als eine zu milde Strafe erschien?

Arme Anna! Berufen zu herrschen über Rußland, fehlte ihr zu solcher Herrschaft nur das Erste und Nothwendigste, — ein russisches Herz! Es wohnte zu viel Weichheit und Milde, zu viel Vertrauen und Güte in diesem deutschen Frauenherzen. Sie wäre vielleicht einem anderen Volke eine geeignete, segensvolle] Herrscherin gewesen, eine erbarmende Richterin, eine gnadenspendende Wohlthäterin.

Aber ihr Arm war zu schwach, um statt des Scepters die Knute zu schwingen über diesem Volke von im

Staube kriechenden Sclaven, ihr Herz war zu weich, um mit unerbittlicher Strenge richten zu können nach den barbarischen russischen Gesetzen, welche niemals verzeihen, sondern immer nur verdammen und zerfleischen.

Das war es, welches ihr nach und nach das Herz der Russen entfremdete! Sie fühlten, daß es keine Russin sei, welche über ihnen herrsche, und weil sie nicht nöthig hatten, vor ihr zu zittern und im Staube zu winseln, verachteten sie sie fast, und belächelten den idyllischen Sinn dieser guten deutschen Prinzessin, welche den phantastischen Traum zur Wahrheit machen und eine Horde von Barbaren behandeln wollte, wie ein Volk civilisirter Menschen!

Wie viel auch Ostermann sie bestürmte mit Bitten, wie oft auch ihr eigener Gemahl sie warnte, — Anna weigerte sich dennoch, Anna wollte dennoch den Feldmarschall Grafen Münnich nicht nach Sibirien verbannen, sie bestand fest darauf, ihn im Besitz seiner Freiheit und seiner Würden zu lassen.

Aber als Münnich, matt gehetzt von diesen nie endenden kleinen Tracasserieen, zudem überzeugt, daß Anna seiner nicht entbehren könnte und doch seine Bitte nicht erfüllen würde, als Münnich selbst endlich um seine Entlassung bat, gewährte sie ihm Anna mit Freuden, und der in all' seinen Erwartungen und ehrgeizigen Plänen getäuschte Münnich verließ finster grollend den Hof und bezog seinen zweiten, jenseits der Newa belegenen Palast.

Jetzt athmete Anna erleichtert auf, jetzt fühlte sie sich mächtig und frei, denn Münnich war mindestens weiter von ihr entfernt, er wohnte nicht mehr mit ihr Mauer an Mauer, sie hatte nicht mehr Nachts das Durchbrechen einer einzigen Wand zu fürchten.

Münnich wohnte jenseits der Newa, und ein ganzes Regiment bewachte jetzt Nachts die Ufer und die Brücken.

Jetzt konnte Münnich nicht mehr unbemerkt sie überfallen, sie konnte ihn immer überwachen und beobachten lassen!

Anna zitterte nicht mehr, sie überließ sich ihrer Sorglosigkeit, und wenn sie sonst noch, aus Furcht vor Münnich, sich um die Staatsgeschäfte bekümmert und mit ihren Ministern gearbeitet hatte, so fühlte sie das jetzt als eine drückende Last, der sie sich nicht mehr unterziehen mochte.

Sie legte, übersättigt und matt, das Scepter ein wenig aus ihren Händen, und überließ es willig ihrem ersten Minister und Vertrauten, dem Grafen Golowkin. Er herrschte in ihrem Namen, wie Graf Ostermann Generalissimus war im Namen ihres Gemahls, des Prinzen von Braunschweig.

Wozu sich mit den Mühen und Sorgen des Herrscherthums plagen, wenn es ihnen vergönnt war, nur der Lust und Freude ihrer allmächtigen Stellung zu genießen.

Anna will nichts mehr hören von Arbeit und Sorgen, nichts mehr erfahren von der erbärmlichen Welt da draußen!

Ihr Palast, das ist jetzt ihre Welt, in der sie glücklich ist, in der sie schwelgt!

Ah, dieses köstlich verschwiegene kleine Boudoir mit den weichen türkischen Teppichen, mit den schwellenden Divans und den dicht verhangenen Fenstern und Thüren, dieses kleine Boudoir, das ist jetzt ihr Paradies, der Tempel ihres Glücks. Darin weilt sie, da ist sie selig. Da ruht sie, träumend von vergangenen seligen Stunden, oder lächelnd, glückestrunken von süßer Gegenwart in den Armen Dessen, den sie liebt!

VII.

Die Favoritin.

Seht, wie ihre Augen leuchten, wie ihr Herz klopft, wie schön sie ist in ihrer Erregung, und in ihrer heißstürmenden Gluth, diese schöne Anna Leopoldowna.

Da geht die Thür auf, und ein junges Mädchen schaut lächelnd, und mit dem Kopfe nickend, herein.

Ah! Du bist es, meine Julie! ruft die Prinzessin, ihr die Arme öffnend, und sie an ihr Herz drückend.

Komm, ich will Dich küssen, und mir einbilden, daß Er diesen Kuß empfängt! Ah! was wäre diese arme Anna Leopoldowna ohne ihre theure Freundin Julie von Mengden!

Und ihre Favoritin auf ihren Schooß niederziehend, fuhr sie fort: Jetzt erzähle mir, Julie! Plaudere, laß mich einige Deiner allerliebsten, lustigen Geschichten hören. Das wird mich zerstreuen, und machen, daß diese noch so langen Stunden bis zu seinem Kommen schnell verfliegen!

Julie von Mengden schüttelte schalkhaft und mit einem komischen Ernst ihren lieblichen Lockenkopf, und sehr geschickt und unverkennbar die etwas näselnde und heisere Stimme des Prinzen Ulrich nachahmend, sagte sie: Durchlaucht vergessen, daß Sie Regentin sind und im Namen des erlauchten kaiserlichen Schreihalses und Sohnes die Zügel der Regierung lenken müssen, sintemalen Se. kaiserlichen Gnaden noch in den Windeln ruhen, und wenig mit Staatsgeschäften zu thun haben!

Anna Leopoldowna brach in ein fröhliches Gelächter aus, und klatschte frohlockend in ihre kleinen, von Brillanten funkelnden Hände.

Das ist süperbe, sagte sie. Du spielst meinen sehr ehrenwerthen Herrn Gemahl zum Entzücken. Es ist, als ob man ihn hört und sieht! Ach, ich wollte, er gliche Dir ein wenig, dann würde er weniger unausstehlich sein, und es wäre leichter, ihn zu ertragen!

Julie von Mengden antwortete nicht auf diese Bemerkung, sie fuhr mit ihrer näselnden Stimme und ihrem komischen Pathos fort: Durchlaucht, es ist jetzt auch nicht Zeit, unsere lieblichen und zerstreuenden kleinen häuslichen Zwistigkeiten zu analysiren, und sich zu beschäftigen mit der stillen Wonne unserer glücklichen Ehe! Durchlaucht sind vor allen Dingen Regentin, und müssen an die Staatsgeschäfte denken! Draußen stehen drei höchst würdige, dickbäuchige, perrückenbehangene, Ambra und Moschus, Taback und Langweiligkeit duftende Gesandte, und begehren Audienz. Euere Durchlaucht sind vor allen Dingen Regentin, und werden sie anhören müssen!

Müssen! sagte Anna schnell verdüstert. Erst wollen wir hören, was sie von uns begehren!

Der erste ist der Gesandte des großen persischen Eroberers Thamas-Kouli-Khan, der kommt, die glänzenden Geschenke seines Herrn zu Euren Füßen niederzulegen!

Bah, es sind Geschenke für den jungen Kaiser Iwan! Mag man ihn also an die Wiege meines Sohnes führen, damit er dort seine Geschenke ausbreite! Mich interessirt das nicht!

Der zweite ist ein Courier und Abgesandter von unserm Kriegeslager. Er bringt die Nachricht eines von unsern tapfern Soldaten glücklich erfochtenen Sieges über die Schweden!

Aber mein Gott, was kümmert mich das? rief die Regentin unwillig. Mögen sie gesiegt oder unterlegen

haben! Mir einerlei! Das geht meinen Gemahl, den Herrn Generalissimus an! Man verschone mich mit diesen kriegerischen bluttriefenden Abgesandten!

Der dritte ist der Gesandte der sehr wacklichten und auf ihrem Throne balancirenden jungen österreichischen Kaiserin Maria Theresia. Er kommt, sagt er, in ganz geheimen Aufträgen, und will eine Art Verschwörung entdeckt haben, die gegen Euch angezettelt ist!

So gehe er damit zu Golovkin, unsern Minister des Innern. Das ist seine Sache!

Euere Durchlaucht sind aber vor allen Dingen Regentin und sollten bedenken —

Nichts, nichts will ich bedenken! unterbrach Anna Leopoldowna ihre Favoritin. Ich will nicht belästigt sein, das ist Alles!

Nun, Gott sei Dank, rief Julie von Mengden jetzt in ihrem natürlichen Ton, Gott sei Dank, daß das Deine Meinung ist, Prinzessin. Es ist also Dein Ernst, ich soll diese liebenswürdigen drei Perrückenstöcke zum Teufel, oder, was eben so viel ist, zu Deinem Gemahl schicken?

Es ist mein Ernst!

Und das ist schön von Dir, fuhr Julie fort, indem sie sich vor ihrer Gebieterin niederkauerte. Diese ewigen unausstehlichen und langweiligen Staatsgeschäfte würden Dein Gesicht frühzeitig alt und runzlicht machen, meine theure Fürstin. Ach, es giebt nichts Langweiligeres, als das Regieren. Ich habe es herzlich satt! An-

fangs hat es mich belustigt, wenn wir Beide so bei einander saßen, und verabredeten, wer morgen in's Gefängniß wandern, oder begnadigt werden sollte, wen wir zum Grafen und Fürsten machen, oder zum gemeinen Soldaten degradiren wollten. Aber das Alles belustigt nur eine kleine Zeit, jetzt ist es uns langweilig, und wozu sollten wir uns dann damit beladen? Haben wir nicht die Macht, zu thun, was wir wollen, und zu leben ganz nach unserm Gefallen und Gutdünken? Pah, das ist das Wenigste, was Du davon haben mußt, daß Du diesem abscheulichen russischen Volke erlaubst, Dich seine Herrin und Regentin zu nennen!

Aber, meine kleine Plaudrerin, Du vergißt diese drei Abgesandten da draußen! sagte Anna lächelnd.

Ach, das ist wahr! Ich muß erst diese Perrückenstöcke fortschicken! rief Julie aufspringend und leicht wie ein Vogel aus dem Gemache flatternd.

Wie lieb sie ist, und wie angenehm, daß ich sie bei mir habe, sagte Anna, ihrer Favoritin mit zärtlichen Blicken nachschauend. Sie ist in Wahrheit mein Genius, der die Sorgen von meiner armen Stirn hinwegscheucht.

So, das ist gethan! rief Julie, schnell wieder in's Zimmer tretend. Ich habe sie fortgeschickt, diese Herren. Zu dem persischen Gesandten sagte ich: gehen Sie zu unserm Kaiser Iwan. Der wird mit Brillanten groß gepäppelt, und da er heute noch kein Frühstück bekommen, so wird er hungrig sein. Gehen Sie also und

bringen sie ihm Ihr Brillantenfrühstück. Anna Leopoldowna mag sie nicht, sie ist übersatt davon! — Zu dem zweiten Gesandten sagte sie: melden Sie Ihre glorwürdigen Siege unserm erhabenen Generalissimus. Er ist bei der Toilette, und da er sich alle Morgen die edlen Wangen mit rother Schminke betupft, so wird ihm Ihre neue, aus purpurrothem Feindesblut präparirte Schminke sehr willkommen sein! — Und was Eure geheimen Aufträge, und Eure entdeckten Verschwörungen betrifft, mein Herr, sagte ich zu dem österreichischen Gesandten, so thut es mir leid, daß Ihr mit diesen lieblichen Kindern Eures erfindungsreichen Kopfes hier nicht in die Wochen kommen könnt. Geht damit zu unserer Hebeamme, dem Minister Golovkin, und beeilt Euch ein wenig, denn ich sehe an Eurem Gesicht, daß Ihr schon in Geburtsschmerzen seid.

Nun, fragte Anna Leopoldowna laut lachend, was sagten darauf die gestrengen Herren?

Was sie sagten? Nichts sagten sie! Sie waren stumm, und machten Augen! Gerade solche Augen, wie ich sie daheim in Liefland auf dem Landgute meines Vaters gesehen an den Kälbern, welche der Schlächter gestochen hatte. Aber jetzt, fuhr Julie fort, indem sie sich wieder zu den Füßen ihrer Gebieterin niederkauerte, jetzt erzeige mir die einzige Gnade, und vergiß ein wenig, daß Du Regentin bist! Laß uns plaudern, wie ein Paar echte und rechte Weiber, das heißt von unsern

Männern und Liebhabern! Oh, ich habe Dir wichtige Nachrichten zu bringen. In der That, zwei sehr wichtige Nachrichten.

Nun, sprich schnell, sagte Anna gespannt. Was ist es, das ich von Dir erfahren soll?

Julie machte ein sehr ernstes und wichtiges Gesicht. Die erste und bedeutendste Nachricht ist, daß Euer Gemahl, der Prinz Ulrich von Braunschweig, sehr eifersüchtig ist auf mich und noch einen Andern.

Bah, sagte Anna fast verächtlich, laß ihn immerhin eifersüchtig sein. Ich frage nicht darnach, und werde dennoch immer thun, was mir gefällt.

Nein, nein, das geht nicht, sagte Julie ernsthaft. Es ist so langweilig, diesen eifersüchtigen Herrn immer zanken und brummen zu hören. Ich sage Dir, Durchlaucht, ich will Ruhe vor ihm haben, ich will's nicht länger leiden, daß er mich so grimmig ansieht, und immer mit mir grollt und schilt. Du mußt ihn besänftigen, Prinzessin Anna, oder ich laufe fort von diesem abscheulichen Hofe, an dem es nicht einmal erlaubt ist, daß ein armes Mädchen ihre Herrin und Freundin, die liebreizende Herzogin Anna Leopoldowna, von ganzer Seele lieben darf!

Der Regentin Augen füllten sich mit Thränen. Mein Gott, Julie, sagte sie zitternd, kannst Du im Ernste daran denken, mich zu verlassen? Siehst Du denn nicht, daß ich ganz elend, ganz einsam sein würde?

Und sie zog ihre Favoritin empor in ihre Arme, und küßte sie.

Juliens helle Augen füllten sich mit Thränen. Glaubst Du denn, Prinzessin, daß ich Dich jemals verlassen, mich jemals von Dir trennen könnte? fragte sie zärtlich. Nein, Prinzessin Anna hat so ganz mein Herz eingenommen, daß darin nicht Raum ist für ein anderes Gefühl, als für die grenzenloseste Liebe und Hingabe an meine theure, angebetete Fürstin. Aber eben darum, weil ich Dir liebe, mag ich's nicht leiden und dulden, daß Dein Gemahl Deinen Palast erfüllt mit seinen eifersüchtigen Klagen, damit dadurch ganz Petersburg erfahre von Deiner Untreue und Deinem sträflichen Liebeshandel. Oh, ich sage Dir, ich durchschaue diesen Herrn Generalissimus, ich kenne alle seine Pläne und geheimen Anschläge. Er möchte Dich gerne des Ehebruches überführen können, um dann sein verbrecherisches Weib mit Hülfe des Heeres für untauglich zur Regentin zu erklären, und sich selber zum Regenten zu machen. Er hat so einen recht pfiffig ausgesonnenen Plan, der aber doch an meiner Schlauheit scheitern soll. Ich werde ihm einen Streich spielen.

Doch nein, das sage ich Dir jetzt noch nicht! Zur rechten Zeit sollst Du's erfahren. Jetzt Prinzessin Anna, jetzt beantworte mir einmal eine Frage. Liebst Du ihn denn wirklich so sehr, diesen Grafen Lynar?

Die Prinzessin schaute träumerisch lächelnd aufwärts.

Ob ich ihn liebe! flüsterte sie dann leise. O mein Gott, Du weißt es, mit welcher Treue, mit welcher Gluth mein Herz an ihm hängt. Du weißt es, daß ich niemals auf der Welt einen andern Mann geliebt habe, als ihn allein. Und Du, Julie, Du, welche mein Herz in allen seinen Regungen und mit all' seinen zuckenden Schmerzen kennst, Du fragst noch, ob ich ihn liebe? Weißt Du noch, Kind, damals, vor vier Jahren, als ich ihn zuerst sah, als er vor mir stand in seiner stolzen männlichen Schönheit, mit diesem siegreichen Blick, mit diesem herzgewinnenden Lächeln. Ach damals schon flog ihm mein ganzes Herz entgegen! Ich schwelgte in seinem Anblick, ich dachte nur an ihn, ich sprach zu ihm mit meinen Gedanken und meinen Gebeten, ich lebte nur, wenn ich ihn sah. Und nun, diesen glückseligen, ewig unvergeßlichen Tag, wo er mir seine Liebe bekannte, wo er zu meinen Füßen lag und mir ewige Treue schwur. Ach mein Gott, warum bin ich nicht gestorben an jenem Tage! Ich war damals so glücklich!

Arme Prinzessin Anna, sagte Julie mitleidig, man mißgönnte Dir dies Glück so bald!

Ja, fuhr Anna mit einem bittern Lachen fort, ja, die tugendhafte Kaiserin Anna erröthete in den Armen ihres Liebhabers Biron über diese Verirrung ihrer armen verkauften und verkuppelten Nichte! Sie fand es sehr empörend, daß die arme sechszehnjährige Anna Leopoldowna es wagte, selber ein Herz zu haben, und eine wirkliche

Liebe zu empfinden. Man mußte ihr also dieses einzige Glück, welches zu empfinden der Himmel ihr vergönnt hatte, rauben. Man schrieb nach Warschau und begehrte, nein, befahl die Rückberufung des Gesandten, und Lynar mußte mich verlassen.

Ach ich weiß noch, wie unglücklich Du damals warst, sagte Julie, die Hand der Prinzessin an ihren Busen drückend. Wie viel Du weintest, wie Du die Hände zu Gott empor rangst —

Und wie ich doch nirgends Erbarmen und Gnade fand, unterbrach sie Anna bitter, nicht im Himmel, nicht auf der Erde! Ich war und blieb verlassen und einsam, und ward vermählt an diesen Prinzen Ulrich von Braunschweig, für den mein Herz nichts empfand, als Gleichgültigkeit, eine tödtliche, eisige Gleichgültigkeit. Aber weißt Du, Julie, als ich mit diesem Manne am Altare stand, und ihm mich zur Gattin schwören mußte, da habe ich nur an ihn gedacht, den ich liebe, da habe ich Lynar mich zur Gattin und zu ewiger Treue gelobt. Und meine Liebe und Treue, die habe ich ihm redlich bewahrt in meinem Herzen, und nichts, selbst nicht mein Sohn Ivan hat mich ihn vergessen gelehrt. Was denkst Du denn, Kind, was mir den Muth gegeben, diesen Biron zu stürzen, und mich zur Regentin zu machen? Ach, mein Gott, es geschah ja nur, um die Macht zu haben, ihn zurück zu rufen an meine Seite. Ich wollte und mußte Regentin sein, um mir von War-

schon meinen Grafen Lynar als Gesandten zu fordern. Das machte mich muthig und entschlossen, das ließ mich alle Scheu und alle Angst überwinden! Ich dachte nur an ihn, und als es endlich erreicht war, als man mich zur Regentin erklärte, da war es die erste Ausübung meiner Machtvollkommenheit, daß ich Lynar zurückrief an meinen Hof. Julie, welch ein glückseliger Tag war dies, als ich ihn endlich wiedersah!

Und die Prinzessin, ganz verloren in ihren köstlichen Erinnerungen, lehnte sich lächelnd zurück in die Polster des Divans und schwieg.

Ja, so mag die Liebe sein und denken, sagte Julie sinnend. Ich frage Dich nicht mehr, Prinzessin Anna, ob Du den Grafen liebst, ich weiß es jetzt! Aber beantworte mir noch eine Frage. Hast Du Vertrauen zu mir, volles unbedingtes Vertrauen? Wirst Du niemals an mir zweifeln, niemals irre an mir werden können?

Niemals! sagte Anna Leopoldowna zuversichtlich. Und wenn die ganze Welt mir sagte, daß Julia Mengden eine Verrätherin sei, ich würde dennoch fest auf Dich bauen, und der ganzen Welt entgegenrufen: Das ist eine Lüge! Julia Mengden ist treu und rein wie Gold, ich werde sie ewig lieben!

Julie warf einen dankbaren Blick gen Himmel und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Ich danke Dir, Prinzessin, sagte sie dann mit einem seligen Lächeln. Jetzt habe ich Muth zu Allem! Jetzt sollst

Du Deinen Lynar lieben können ohne Furcht und Zagen, und Deines Gemahls eifersüchtiges Stirnrunzeln und Schelten soll von nun an uns nicht mehr belästigen. Vertraue mir und frage nicht. Es ist Alles in mir beschlossen und geordnet. Aber horch! Hörst Du nichts?

Anna's Antlitz war mit Purpurgluth übergossen, und ihre Augen flammten.

Es ist mein Geliebter, sagte sie. Ja, er ist es! Ich kenne seinen Schritt!

Julie öffnete lächelnd die verborgene Thür, und der Graf Lynar stürzte mit einem Ausruf des Entzückens zu den Füßen seiner Geliebten nieder.

Endlich! sagte er, ihre Füße umschlingend und sie an seinen Busen drückend.

Ja, endlich! flüsterte Anna, mit einem seligen Lächeln zu ihm niederschauend.

Julia stand von ferne, und betrachtete sie mit sinnenden Blicken.

Sie sollen glücklich sein, flüsterte sie leise; dann fragte sie laut und feierlich: Herr Graf Lynar, haben Sie meinen Brief erhalten?

Ich habe ihn erhalten, sagte der Graf, und möge Gott Ihnen dies Opfer lohnen, welches Sie so großmüthig uns darbringen wollen. Anna, Deine Freundin Julia ist unser guter Engel! Ihr werden wir es danken, wenn unser Glück hinfort unzerstörbar und untrennbar ist. Weißt Du, welches ungeheure Opfer dieses junge Mädchen uns bringen will?

Nein, Prinzessin Anna weiß nichts, und soll nichts wissen, sagte Julie mit Hoheit. Prinzessin Anna soll nur wissen, daß ich sie liebe, und mein Blut und Leben für sie hingeben könnte! Und jetzt, fuhr sie mit ihrer natürlichen Fröhlichkeit fort, jetzt vergeßt mich, ihr glücklichen, verliebten Leute! Lullt Euch ein in süßes Entzücken und namenlose Wonne! Ich gehe, die Späher, und vor allen Dingen den Herrn Gemahl zu bewachen, daß er nicht unbemerkt hier eindringe!

Und Julie verließ schnell das Gemach, die Thür verschließend hinter Anna Leopoldowna und ihrem Geliebten, dem polnischen Grafen Lynar.

VIII.

Keine Liebe.

Bei dem Prinzen Ulrich von Braunschweig, dem Gemahl der Regentin, waren die ersten und obersten Offiziere seines Generalstabes zu geheimer Conferenz versammelt. Ihre finstern, drohenden Blicke waren unheilverkündend, und zornvoll blitzte das Auge des Prinzen, welcher in ihrer Mitte stand, und in glühenden Worten zu ihnen gesprochen hatte von seinem häuslichen Unglück

und von dem thatenlosen, träumerischrn Liebesmüßiggang, dem sich die Regentin überlasse.

Sie schreibt Liebesklagen und verliebte Gedichte, schloß er jetzt mit zornvoller Stimme seine lange Rede, sie verfaßt Hymnen an ihren Geliebten, während es darauf ankäme, zu regieren, und die Bittschriften und Actenstücke zu lesen, welche aus ihren Kanzleien und Bureaus bei ihr einlaufen, und die sie stets ungelesen zurücksendet. Ihr seid Männer, wollt Ihr die Schmach ertragen, von einem Weibe regiert zu werden, das Euch und mich beschimpft, indem sie, ihre ersten und heiligsten Pflichten verletzend, Euren Weibern und Töchtern das schmachvolle Beispiel einer verbrecherischen Liebe giebt, durch welche sie ihren eigenen Sohn, Euren Kaiser und Herrn beschimpft?

Nein, nein, wir wollen es nicht dulden! schrieen die Männer mit wilden Blicken, an ihre Schwerdter fassend. Gebt uns Beweise ihrer Untreue, und wir werden zu handeln wissen, wie es Männern geziemt, über die ein ehebrecherisches Weib gebieten will!

Es ist ein unnatürliches und unerträgliches Gesetz, das den Männern gebieten will, einem Weibe zu gehorchen, es ist naturwidrig, daß die Mutter herrschen soll im Namen ihres Sohnes, während der Vater lebt, der Vater, welchem die Natur und Sitte überall in der Welt das Recht zuerkennt, der Herr seines Weibes und seiner Kinder zu sein! rief der Prinz.

Gebt uns Beweise ihrer Schuld! schrieen die Soldaten, und in dieser Stunde noch ernennen wir Euch an ihrer Statt zu unserm Regenten und Herrn!

Ein vertrauter Diener des Prinzen trat in diesem Augenblicke ein und flüsterte seinem Gebieter leise einige Worte in's Ohr.

Des Prinzen Antlitz flammte auf.

Wohlan, meine Herren, sagte er, sich höher emporrichtend, Sie fordern Beweise. In dieser Stunde noch will ich sie Ihnen geben! Eins aber mache ich mir zur Bedingung. Keine Gewaltthätigkeiten! Ihr habt in der Regentin die Mutter Eures Kaisers, die Gemahlin Eures zukünftigen Regenten zu ehren. Anna wird sich unsern gerechten Vorstellungen fügen und freiwillig die Entsagungsacte zu Gunsten meiner unterzeichnen. Das ist Alles, was wir von ihr fordern wollen. Sie bleibt in ihren heiligen und unantastbaren Rechten als die Gemahlin Eures Regenten, als die Mutter Eures Kaisers! Das vergeßt nicht!

Vor allen Dingen gebt uns Beweise ihrer Schuld! riefen die Männer ungeduldig.

Ich werde sie Euch leider geben können, sagte der Prinz mit Hoheit. Fern sei es von mir, eine Unschuldige richten zu wollen! Glaubt mir, nur ihre Schuld macht mich zu ihrem Feinde, wäre sie schuldlos, bei Gott, ich würde der Erste sein, welcher vor ihr niederkniete, und ihr auf's Neue den Eid der Treue und

des Gehorsams zu Füßen legte. Aber Ihr könnt nicht wollen, daß ich, Euer Generalissimus, einem Weibe unterthan sei, das ihre ersten und heiligsten Rechte schamlos mit Füßen tritt. Eurer Aller Ehre ist gekränkt in der meinen! Kommt, folgt mir jetzt! Ich will Euch den Grafen Lynar in den Armen seiner Geliebten, der Regentin Anna Leopoldowna, zeigen.

Der Prinz schritt ihnen voran; leise, auf den Zehenspitzen, folgten ihm seine Generale. So ging es lautlos durch die langen Corridore, welche von dem Flügel des Schlosses, den der Prinz bewohnte, in den von der Regentin bewohnten Theil führten.

In dem Boudoir der Regentin Anna Leopoldowna ereignete sich indessen etwas Seltsames.

Mitten in ihrem zärtlichen Gekose wurden sie unterbrochen von Julie von Mengden, welche im weißen Atlasgewand, mit einer Myrthenkrone im Haar, durch die geheime Thür hereinschlüpfte.

Prinzessin Anna, jetzt ist es Zeit, daß Du Alles erfährst, sagte sie eilig. Durch die Corridore schleicht Dein Gemahl mit seinen Generalen herbei. Sie wollen Dich überraschen in den Armen Deines Liebhabers, um einen Grund zu haben, Dich der Regentschaft zu Gunsten des Prinzen zu entsetzen. Kampf gegen Kampf! Wir wollen sie überlisten und Deinen Gemahl von seiner Eifersucht heilen. Von dieser Stunde an soll er erkennen müssen, daß er sich getäuscht hat, und daß es

an ihm ist, Deine Vergebung zu erflehen. Anna Leopoldowna, ich liebe auf der Welt nichts als Dich, und deshalb bin ich bereit, für Dich zu thun, was nur die Liebe kann! Ich werde den Grafen Lynar heirathen, um für Dich allen Verdacht und alle Verläumdung zu unterdrücken. Ich werde den Namen seiner Gattin tragen, und das soll Euch ein Schleier sein, unter welchem Ihr Eure Liebe verbergen könnt. *)

Anna's Augen flossen über von Thränen der Rührung und des Entzückens.

Weine nicht, meine theure Geliebte, flüsterte der Graf, sei stark und groß in dieser verhängnißvollen Stunde. Jetzt wirst Du auf ewig mein sein, denn unsere großmüthige Freundin schützt und umschleiert unsern Bund!

Julie öffnete die Thür und winkte.

Ein russischer Pope in feierlichem Ornate, gefolgt von zwei andern Dienern seiner Kirche, trat herein. Ihnen folgten die vertrautesten Dienerinnen Juliens.

Julie faßte des Grafen Hand, und vor Anna hintretend, sagte sie: Gestatte uns, erlauchte Fürstin, daß wir in Deiner hohen Gegenwart, welche der beste Segen unsers Bundes ist, unser feierliches Verlöbniß feiern.

Anna öffnete ihrer Favoritin die Arme, und sie fest umschlingend, flüsterte sie: ich werde Dir das nie ver-

*) Levecque. Histoire de la Russie. Vol. V. pag. 222.

gessen, meine Julie. Segen und Glück über Dich, mein Engel!

Ich werde ihm eine treue Schwester sein, flüsterte Julie zurück, glaube und vertraue mir immer. Und jetzt, meine Anna, Ruhe und Fassung. Schon höre ich Deinen Gemahl nahen. Sei stark und groß! Kein Zug Deines lieben Gesichts verrathe Deine innere Bewegung.

Und Julie trat zurück zu dem Grafen, und winkte dem Popen, sein heiliges Amt der Verlobungseinsegnung zu beginnen.

Hand in Hand knieete das bräutliche Paar vor dem Priester, mit gefalteten Händen lagen die Dienerinnen auf ihren Knieen und beteten, hoch aufgerichtet, eine himmlische Verklärung in ihrem edlen Angesichte, stand Anna Leopoldowna, — der Priester begann die Worte der Einsegnung.

Ein leises Geräusch an der geschlossenen geheimen Thür machte sich jetzt bemerkbar. Der Priester sprach ruhig weiter, in feierlichem Ernste knieete das Brautpaar, ruhig lächelnd stand die Regentin ihnen zur Seite.

Jetzt öffnete sich die Thür, und mit zornigem Gesichte, gefolgt von seinen Generälen, erschien der Prinz auf der Schwelle.

Niemand ließ sich stören, der Priester sprach ruhig weiter, das Brautpaar und die Dienerschaft lag auf den Knieen und betete, stolz und ruhig lächelnd stand Anna Leopoldowna.

Wie vom Blitz getroffen, bewegungslos, starr, blieb der Prinz auf der Schwelle; hinter ihm sah man die erstaunten Gesichter der Generäle, welche sich auf die Fußspitzen erhoben, und die Hälse reckten, um Einer über den Andern hinzuschauen auf diese seltsame, unerwartete Scene.

Endlich erhob sich unter ihnen ein Gemurmel, sie drängten weiter vor, der Thüre zu, und seine augenblickliche Erstarrung überwindend, wagte es der Prinz, in das Gemach zu treten.

Ein zorniger Blick des Priesters gebot Ruhe, mit lauterer Stimme fuhr er fort in seinem Gebet, lächelnd winkte Anna Leopoldowna ihren Gemahl an ihre Seite und grüßte die Generäle mit leichtem Kopfnicken.

Sie neigten sich bis zur Erde vor ihrer erlauchten Gebieterin, der Regentin.

Jetzt kam das Schlußgebet und die Austheilung des Segens. Knieend sprach ihn der Priester, — die Regentin auch beugte ihre Kniee, und zog den Prinzen neben sich nieder an ihre Seite. Dem Beispiel ihres Generalissimus folgend, sanken auch die Generale auf ihre Kniee, — es war eine gemeinsame Andacht, welche Niemand zu stören, Niemand zu unterbrechen wagte.

Die heilige Handlung war zu Ende. Der Priester küßte das Brautpaar und segnete es, dann entfernte er sich mit seinen Dienern; ihnen folgte die Dienerschaft der Favoritin.

Jetzt wandte sich Anna mit einem stolzen Lächeln zu dem Prinzen:

Ein seltsames Ungefähr hat Euch, mein Gemahl, zum Vertrauten dieses Liebesbundes gemacht, sagte sie. Darf ich Eure Hoheit wohl fragen, was mir diese unerwartete und etwas eindringliche Art Eures Besuches verschafft, und wie meine Generäle dazu kommen, unangemeldet Euch zu ihrer Regentin und Herrin zu begleiten?

Der Prinz stotterte einige verlegene, unverständliche Worte, welche Anna nicht beachtete.

Weiter vorschreitend, winkte sie den Generälen einzutreten, und sagte dann mit ihrem verbindlichsten und reizendsten Lächeln: Ach, jetzt glaube ich den Grund Eures Kommens zu wissen, meine Herren. Euer loyales und pflichtgetreues Herz sehnt sich, Euren jungen Kaiser zu sehen. Es ist wahr, seine getreuen Unterthanen haben ihn lange nicht gesehen. Selbst ein Kaiser ist vor den schädlichen Einflüssen der Witterung nicht gesichert, wir haben sehr rauhe Tage gehabt, und deshalb durfte sich der junge Kaiser seinem Volke nicht zeigen. Ich lobe Euch, daß Ihr gekommen, ihn zu sehen, und ich billige es, daß mein Gemahl so unerwartet Euch zu mir führte. Ihr könnt Euch jetzt gewiß überzeugen, daß der Kaiser lebt und gedeiht. Julie, bringe uns den jungen Kaiser!

Schweigend eilte Julie von Mengden fort, während

Graf Lynar sich ehrfurchtsvoll der Regentin näherte und ihr leise einige Worte sagte.

Ihr habt ganz Recht, Herr Graf, sagte die Regentin laut, und sich an ihren Gemahl und die Generäle wendend, fuhr sie fort: Der Graf Lynar ist mit Recht in Sorgen über diese unerwartete Oeffentlichkeit, welche man seinem Verlöbniß mit seiner Braut gegeben. Es waren aber wichtige Gründe vorhanden, welche die Geheimhaltung dieser Verbindung nothwendig machten. Die Familie meines Hoffräuleins weigerte sich, in dieses Bündniß mit einem Ausländer zu willigen, und bestand darauf, daß Julie einem Andern, welchen man ihr zum Gemahl bestimmt, sich vermähle. Andererseits machten Familienrücksichten dem Grafen vorläufig die Geheimhaltung der Verlobung zur Pflicht. Julie, gedrängt von ihren unerbittlichen Verwandten, entdeckte sich mir, und weil ich Julie liebe, und weil ich sah, daß sie vergehen und sterben würde ohne den Besitz ihres Geliebten, begünstigte ich ihr Verhältniß zum Grafen Lynar. Sie sahen sich täglich in meinen Zimmern, und endlich ihrem beiderseitigen heißen Flehen nachgebend, gestattete ich, daß sie sich heute feierlich vor dem Priester verlobten, um dadurch jeden Widerspruch ihrer Familien unmöglich zu machen.

Das, meine Herren, fuhr Anna mit erhöhter Stimme fort, das ist die einfache Aufklärung dieses Räthsels. Ich war aber solche Aufklärung mir selber schuldig, weil

ich sehr gut weiß, daß die im Dunkeln schleichende Verläumdung und die heimtückische Bosheit gern auch mich selber hineinziehen möchte in ihre verderblichen Netze, und weil eine gewisse feindselige und übelwollende Partei, zornig darüber, daß Euer Regent nur ein Weib ist, Euch deshalb gern beweisen möchte, daß ein Weib immer nur ein schwaches, fehlendes und sündiges Geschöpf ist. Hütet Euch, einem solchen albernen Mährchen zu glauben!

Schweigend, gesenkten Auges standen die Generäle unter den flammenden Blicken der Regentin, welche jetzt sich mit einem spöttischen Lächeln an ihren Gemahl wandte: Euch, mein Prinz und Gemahl, sagte sie, Euch habe ich zu danken! Euer zartsinniges Herz verschaffte mir großmuthsvoll diese Gelegenheit, vor meinen ersten und geliebtesten Dienern und Unterthanen meine Handlungen und Thaten zu rechtfertigen, und so die Spitze dieses Dolches abzubrechen, mit welchem die Verläumdung meine Brust bedrohte. Ich danke Euch also, mein Gemahl! Aber seht, da kommt unser Kaiser!

Wirklich wurden in diesem Augenblicke die Flügelthüren weit geöffnet, und ein unabsehbarer Zug von Palastbeamten und Dienern nahte sich. An der Spitze des Zuges sah man Julie von Mengden, auf ihren Armen ein in Goldbrokat gekleidetes, und auf einem mit Brillanten verzierten Sammetkissen ruhendes Kind tragend. Zu beiden Seiten sah man die reichgeschmückten,

mit Orden behangenen Ammen und Wärterinnen, daneben die Haushofmeister des Kaisers, auf goldenen Kissen die Zeichen der Kaiserwürde, die Krone und die Reichsinsignien tragend.

Anna Leopoldowna nahm den jungen Iwan auf ihre Arme; das Kind lächelte ihr entgegen und streckte lallend die Arme nach der funkelnden Kaiserkrone aus.

Anna ging, ihren Sohn auf den Armen, majestätischen Schrittes in die Mitte des Saales, und das Kind hoch empor hebend, sagte sie: Da habt Ihr Euren Kaiser. Ehrfurcht vor Eurem erlauchten Herrscher! Auf die Kniee vor Eurem Kaiser!

Es war wie ein Zauberschlag, der Alle zugleich getroffen, die Dienerschaft, die Kronbeamten, wie die Generäle. Sie Alle warfen sich auf die Kniee und neigten das Haupt zu Boden.

Anna genoß mit einem stolzen Lächeln dieses Triumphes. Neben ihr, Wuth und Scham im Herzen, stand der Prinz, der Vater des Kaisers.

Es lebe der Kaiser! ertönte es von allen Lippen, und das Kind Iwan, der Kaiser aller Reußen, kreischte vor Vergnügen über das Geräusch und die bunte glänzende Gesellschaft.

Es lebe unsere erhabene Regentin Anna Leopoldowna! rief jetzt Julie von Mengden laut.

Wie ein donnernder Jubelruf wiederhallte es im ganzen Saal: Es lebe unsere Regentin Anna Leopoldowna!

Die Generäle waren die Ersten gewesen, welche einstimmten in diesen Ruf.

Eine Viertelstunde später waren die Generäle entlassen, und der Kaiser mit seinem Hofstaat kehrte in seine Gemächer zurück.

Anna Leopoldowna blieb allein mit ihrem Gemahl und dem neuverlobten Paar, welches in eine Fensternische getreten war und leise mit einander flüsterte.

Anna wandte sich an ihren Gemahl, und mit schneidender Kälte im Ton sagte sie: Ihr werdet gestehen, mein Gemahl, daß ich sehr großmüthig bin. Es war in meiner Macht, Euch als Hochverräther verhaften zu lassen, ich zog es aber vor, Euch zu beschämen, weil Ihr zum Unglück der Vater meines Kindes seid!

Ihr glaubt also, fragte der Prinz mit einem zornigen Lächeln, daß ich dieses Possenspiel, welches Ihr so eben vor uns aufführen ließet, für Wahrheit nehmen werde?

Das, mein Prinz, sagte Anna, sich tief verneigend, das steht ganz in Eurem Belieben! Für jetzt aber muß ich Euch bitten, Euch in Eure Gemächer zurückzuziehen. Ich fühle mich sehr angegriffen und erschöpft, und muß doch noch vorher einige nothwendige geheime Depeschen absenden, welche ich dem Herrn Grafen Lynar mit auf die Reise geben will.

Graf Lynar verläßt uns also? fragte der Prinz rasch und sichtlich freundlicher.

Ja, sagte Anna, er verläßt uns auf einige Wochen, um die Güter in Liefland, welche ich meiner Julie als Brautgeschenk gebe, in Augenschein zu nehmen und Alles dort vorzubereiten zum würdigen Empfang seiner Gemahlin.

Julie stürzte sich mit heißen Dankesthränen auf die Hand ihrer Gebieterin.

Anna, flüsterte Prinz Ulrich leise, Anna, ich that Dir Unrecht, verzeihe mir.

Anna sagte kalt: Ich werde Ihnen verzeihen, wenn Sie mir jetzt großmüthig ein wenig Ruhe gönnen!

Schweigend und ehrfurchtsvoll zog sich der Prinz zurück.

Anna, endlich allein gelassen mit ihrem Geliebten und ihrer Favoritin, sank ermattet, hochathmend auf einen Divan nieder.

Schließe die Thüren, Julie, damit Niemand uns überrascht, ächzte sie leise. Ich will Abschied nehmen, Abschied! Oh mein Gott, man soll mich mindestens eine Viertelstunde lang ungestört unglücklich sein lassen!

Es ist also wahr, Du willst mich verstoßen? fragte Graf Lynar, vor ihr niederknieend und ihre beiden Hände fassend. Du willst mich in die Verbannung schicken?

Anna schaute zärtlich zu ihm nieder. Nein, sagte sie, mich selber will ich in die Verbannung schicken, denn ich werde Dich nicht sehen. Aber ich fühlte, daß

dieses Opfer nothwendig sei. Julie hat sich für uns geopfert! Mit einer andern Liebe im Herzen hat sie für unser Glück ihre Freiheit und ihre Mädchenliebe großsinnig hingegeben. Wir sind es ihr jetzt schuldig, ihre Ehre unverletzt zu bewahren, damit die Verleumdung und die übelwollende Menge nicht ihr großmüthiges Handeln durchschaue. Um Juliens willen soll und muß die Welt glauben, daß sie in der That Eure Gemahlin, und daß es die Liebe ist, welche Euch vereinte. Wir müssen daher den Schein bewahren, und im Triumphe müßt Ihr Eure Gemahlin auf Eure Güter führen. So will es die Sitte, wir dürfen sie nicht verletzen.

Prinzessin Anna hat Recht, sagte Julie, Ihr müßt auf einige Wochen entfernt werden. Nicht um meines Triumphes willen. Ich bin auf Triumphe eben nicht begierig, aber damit die Welt an dieses Mährchen glaube, und meine Prinzessin nicht länger verdächtige! —

Es war eine schmerzlich süße Stunde, ein Abschied voll Thränen und doch voll tiefgefühlten Liebesglückes.

In dieser Nacht noch sollte der Graf seine Reise nach Liefland und Warschau antreten. Da man kein Geheimniß aus der Verbindung mit Julie machen wollte, bedurfte der Graf der Einwilligung seines Hofes und seiner Familie.

Anna versah ihn mit Briefen und Reisepässen. Die besten und schönsten Krongüter in Liefland überwies sie ihrer Julie als Hochzeitsgeschenk und stattete den Grafen

mit den nöthigen Documenten zur Uebernahme der Güter aus.*)

Und endlich kam er, der Moment des Abschieds!

Sie lagen einander zum letzten Male in den Armen, sie schwuren sich eine ewige, nie zu erschütternde Liebe, eine unversiegbare Treue, sie schwuren — mein Gott, was schwört man nicht Alles, wenn man liebt!

Er reißt sich los aus ihren Armen, er stürzt zur Thüre hin!

Anna streckt ihm die Arme nach, ihr Gesicht ist bleich, ihre Augen sind starr. Schon ist die Thür offen, noch ein Mal, zum letzten Male sieht er sich nach ihr um, und winkt ihr seine Grüße zu. Ach, sie möchte mit ihrem Blicke es ewig fesseln, dieses edle schöne Angesicht, sie möchte mit ihren Armen sie ewig halten, diese herrliche hohe Gestalt!

Lebe wohl, Anna, Lebe wohl! —

Die Thür schließt sich hinter ihm, er ist fort!

Ein kalter Schauer durchrieselte Anna's Glieder, ein ahnungsvolles Grausen zog durch ihr Gemüth. Wie ein finsterer Todesschleier legte es sich über ihr Herz.

Ich werde ihn niemals, niemals wiedersehen! kreischte sie laut und sank ohnmächtig in Juliens Arme.

---

*) Levecque. Vol. V. p. 222.

IX.

Prinzeß Elisabeth.

Während eine mecklenburgische Prinzessin sich zur Regentin Rußlands erhoben hatte, und während man ihren Sohn als Kaiser verehrte, lebte Prinzeß Elisabeth allein und unbeachtet in ihrem kleinen, aller Pracht entkleideten Palaste. Deutsche Fürsten herrschten auf dem russischen Thron, und doch lebte in Petersburg die einzige rechtmäßige Erbin des Kaiserreiches, die Tochter Czaar Peters des Großen. Sie war jung, schön und liebenswürdig, wie kam es, daß man sie verstieß, um Fremde auf den Thron ihrer Väter zu setzen, um Ausländer zu einer Würde zu erheben, welche ihr allein gebührte?

Prinzessin Elisabeth hatte sich freiwillig fern gehalten von allen politischen Intriguen und allen Revolutionen. Im Innern ihres Palastes, da lebte sie stillselige, glückliche Tage, da war ihre Welt, ihr Leben und ihre Lust. Prinzeß Elisabeth wollte nicht herrschen, sie wollte nur lieben und geliebt sein, der berauschenden Herrlichkeit weltlicher Größe zog sie die berauschendere Lust beglückter Liebe vor.

Was kümmerte es sie, daß eine Fremde auf dem ihr gebührenden Throne saß, was fragte sie nach diesem blendenden Schimmer der Krone! Es betrübte sie

nicht einmal, daß sie arm war, und oft selbst nicht die Mittel besaß, ihren Freunden und Günstlingen Freude und Geschenke zu machen. Inmitten ihres dürftigen Glanzes fühlte sie sich dennoch glücklich, denn sie war frei, zu lieben, wen sie wollte, zu sich zu erheben, wer ihr wohlgefiel.

Es war heute ein Festtag, den man feierte in dem kleinen Palaste der Czaarentochter Elisabeth, denn es war der Namenstag der Prinzessin.

Mit Festons und Guirlanden waren die Gemächer verziert, und um die Prinzessin sammelte sich die Schaar ihrer Anhänger. Elisabeth sah nicht, wie klein diese Schaar, sie freute sich nur derer, welche da waren, und vermißte und betrauerte nicht die große Zahl derer, welche sie vergessen hatten.

Inmitten ihrer Freunde war sie in ihrem kleinen Empfangssaal. Es war Abend geworden, der Hofstaat und die minder begünstigten Anhänger hatten sich zurückgezogen, und nur den Vertrautesten war es von der Prinzessin verstattet, noch bei ihr zu verweilen.

Man hatte so lange geplaudert, jetzt überließ man sich den Genüssen der stets gefälligen, stets bereiten Kunst — der Musik. Zu den Klängen einer Zither sang ein junger Mann.

Elisabeth lag nachlässig hingestreckt auf ihrem Divan und hörte ihm zu. Hinter ihr standen zwei Herren und lauschten gleich ihr dem lieblichen Gesange des Jünglings.

Elisabeth war ein schönes, glühendes Weib. Sie war heute reizend anzuschauen in dem dunkelrothen, silbergestickten Sammetgewande, das ihre volle üppige Gestalt umhüllte, und Nacken und Busen frei lassend, die zarte Weiße und Frische ihrer Haut in schönem Contrast gegen die Purpurfarbe hervortreten ließ. Vielleicht hätte ein strenger Richter ihr Gesicht nicht schön nennen mögen nach den Regeln der Antike, aber es war eins jener Gesichter, das den Männern gefällt und sie bezaubert, eine jener Schönheiten, deren Reiz nicht so sehr in den Linien und in der Regelmäßigkeit, sondern in dem Ausdruck und dem Wechselvollen beruht.

Es lag so viel Anlockendes, Reizendes, Uebermüthiges, Vielversprechendes, Heißglühendes in dem Angesicht dieses Weibes. Die vollen, geschwellten, dunkelrothen Lippen, wie reizten sie mit ihrem lockenden, glückverkündenden Lächeln, die dunkeln, feuersprühenden Augen, wie verlockten sie, wenn ein sanfter Schleier liebender Schwärmerei sie beschattete, die sanftgerötheten Wangen, der hochwallende Busen, die ganze volle schöne Gestalt, noch prangend in der Lust der Jugend — denn Elisabeth hatte noch nicht ihr dreißigstes Jahr erreicht — wen hätte diese Erscheinung nicht begeistern, nicht zum Entzücken hinreißen sollen!

Auch wußte Elisabeth, daß sie schön sei, und ihre Schönheit war ihr Stolz und ihre Freude.

Sie konnte es dieser deutschen Prinzessin Anna

Leopoldowna sehr leicht verzeihen, daß sie den Thron, welcher Elisabeth gebührte, für sich genommen, aber sie würde es ihr niemals vergeben haben, wenn die Regentin schöner gewesen wie sie.

Anna Leopoldowna war das mächtigste Weib in Rußland, aber sie, Elisabeth, war das schönste Weib in Rußland, das war ihr Stolz und ihr höchstes Begehr, mehr verlangte, mehr wollte sie nicht.

Aber in diesem Augenblicke dachte sie weder an Anna Leopoldowna noch an ihre eigene Schönheit, sondern nur an den Sänger, welcher ihr die lieblichen russischen Volkslieder sang, die so voll Schwermuth und Liebe sind, daß sie Einem Thränen in die Augen treiben, und das Herz mit Sehnsucht erfüllen.

Elisabeth hatte Alles um sich her vergessen, sie hörte nur ihn, sie sah nur ihn; ihre ganze Seele lag in den Blicken, mit welchen sie zu ihm hinüber schauete, und um ihren Mund zeigte sich jenes reizende, glückliche Lächeln, das ihr in den Momenten der Freude und der Zufriedenheit eigenthümlich war, und das ihre Höflinge kannten und beobachteten.

Er war sehr schön, dieser junge Sänger, und als ihn Elisabeth in diesem Augenblick betrachtete, wünschte sie sich Glück dazu, daß ihr scharfes Kennerauge ihn schnell bemerkt hatte, als sie ihn vor wenigen Wochen als Vorsänger der kaiserlichen Kapelle zum ersten Male gesehen.

Ueberrascht und begeistert von der Schönheit seiner Gestalt und seiner Stimme, hatte sich Elisabeth vom kaiserlichen Oberhofmarschall diesen jungen Sänger für ihren Privatdienst erbeten, und seitdem war Alexis Razumovsky in ihr Haus getreten als Elisabeths Geheimschreiber und der Verwalter ihrer wenigen Güter. *)

Während Alexis jetzt mit seiner schönen, schmelzenden Stimme sang, wandte Elisabeth ihre schwimmenden zärtlichen Augen auf die beiden Männer, welche in ehrfurchtsvollem Schweigen hinter ihr standen.

Ihr werdet gestehen, sagte sie leise, und wie erdrückt von innerer Bewegung, Ihr werdet gestehen, daß Ihr nie etwas Schöneres saht und hörtet als meinen Alexis.

Oh doch, sagte der eine dieser Männer sich tief verneigend, wir sahen Dich!

Und hörten wir Dich nicht gestern noch dieses reizende Schlummerlied selber singen, Prinzessin? fragte der Andere.

Elisabeth lächelte. Man weiß es schon, daß Woronzow und Grünstein immer schmeicheln müssen! sagte sie.

Nein, wir schmeicheln nicht, rief Woronzow, der Kammerherr der Prinzessin, wir sind nur wahrheitsliebend. Du fragst uns, ob wir etwas Schöneres gesehen als Deinen Geheimschreiber, und wir erwiedern, daß wir Dich gesehen!

---

*) Masson. Mémoires secrètes. Vol. II.

Nun ja, Ihr habt mir Alle so oft versichert, ich sei das schönste Weib in Rußland, daß ich Euch endlich glauben muß. Aber Alexis ist zum guten Glück ein Mann, und also nicht mein Rival, Ihr dürft es daher ungescheut bekennen, daß Alexis der schönste aller Männer ist! Aber wie, unterbrach sich die Prinzessin, als der junge schöne Sänger plötzlich aufsprang, und mit einer unwilligen Bewegung die Zither bei Seite legte, Du singst nicht mehr, Alexis?

Nein, sagte der junge Mann trotzig, ich singe nicht mehr, denn meine Prinzessin hört mir nicht mehr zu.

Da seht den Undankbaren, rief die Prinzessin mit einem reizenden Lächeln, alle meine Gedanken waren mit ihm beschäftigt, und er wagt es, sich zu beklagen! Du bist ein Verbrecher, welcher Strafe verdient hat. Komm her zu mir, Alexis, küsse mir knieend die Hand und bitte um Vergebung, Du Lästerer!

Das ist eine Strafe, für die ich den Engeln danken möchte, rief Alexis Razumovsky, indem er sich vor der Prinzessin niederwarf und ihre Hände an seine brennenden Lippen drückte. Ah, wollte Gott, ich hätte öfter solche Strafe verdient!

Magst Du denn lieber gestraft als belohnt werden? fragte Elisabeth, sich zärtlich zu ihm neigend, und ihm tief in die Augen sehend.

Sie liebt ihn! flüsterte Grünstein dem Kammerherrn Woronzow in's Ohr. Beim ewigen Gott, sie liebt ihn!

Elisabeths feines Ohr vernahm diese Worte, und langsam das Haupt umwendend, nickte sie leicht mit ihrem reizenden Kopfe. Ja, sagte sie, Grünstein hat Recht, — sie liebt ihn! Wünscht mir also Glück, meine Freunde, daß endlich diese öde Leere meines Innern einmal wieder ausgefüllt ist, wünscht mir Glück, daß ich ihn liebe! Ach, es giebt nichts Heiligeres, Köstlicheres und Süßeres, als die Liebe, und ich sage Euch, wir Weiber sind nur dann glücklich, wenn wir verliebt sind! Wünscht mir also Glück, meine Freunde, denn ich bin verliebt, Gott sei Dank. Nun, Alexis, und was sagst Du dazu?

Für solch ein Glück giebt's keine Worte, rief Alexis, indem er die Füße der Prinzessin an seine Brust drückte und sie zärtlich küßte.

So wirst Du also immer stumm sein vor lauter Glück, lachte die Prinzessin, und mir niemals sagen, daß Du mich liebst? So seid Ihr Männer alle! Ihr hüllt Euch in ein bequemes Schweigen, und wollt uns arme Weiber glauben machen, die Ueberschwänglichkeit Eurer Gefühle mache Euch stumm!

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thür und ein Lakay erschien auf der Schwelle, dem Kammerherrn Woronzow winkend.

Was giebt es, Woronzow? fragte die Prinzessin, indem sie, ganz unbekümmert um die Gegenwart des Lakayen, mit den langen schwarzen Locken des vor ihr knieenden Razumovsky spielte.

Eine Einladung von der Regentin Anna zu einem Hofball, welcher in vierzehn Tagen stattfinden soll! sagte Woronzow.

Ah, unsere gute Muhme ist so gnädig, sich unserer zu erinnern! rief die Prinzessin verdüstert. Es wird gewiß ein sehr glänzendes Fest sein, da wir schon so viele Tage vorher eingeladen werden. Wie traurig, daß ich nicht dabei sein kann!

Und weshalb nicht, wenn diese Frage erlaubt ist, Prinzessin? fragte Woronzow.

Weshalb! seufzte Elisabeth. Erkundigt Euch darnach bei meiner Kammerfrau; die wird Euch sagen, daß Prinzeß Elisabeth, des großen Czaaren Peters Tochter, jetzt kein einziges Gewand hat, das prächtig genug wäre, um damit ohne Beschämung auf einem Hofballe der Regentin erscheinen zu können.

Welches Gewand Du auch tragen magst, rief Alexis leidenschaftlich, Du wirst immer prächtig sein, denn Deine Schönheit überstrahlt jedes Gewand wie mit einer Götterglorie!

Das war eine Schmeichelei, ganz in der Art, wie sie Elisabeth liebte.

Meinst Du, Schmeichler? fragte sie lächelnd. Nun wohl, ich will einmal Deinen Worten glauben und annehmen, daß Prinzessin Elisabeth auch ohne Kleiderpracht schön sein kann. Wir nehmen diese Einladung also an, Woronzow! Meldet das dem Boten der Regentin. Aber

traurig und demüthigend ist es immer, fuhr Elisabeth nach einer Pause fort, und eine Wolke umdüsterte ihre sonst so heitere Stirn, ja, traurig ist es immer, daß Czaar Peters Tochter so arm ist, daß sie sich nicht einmal standesgemäß zu kleiden vermag. Ach, wie demüthigend ist diese Hoheit meines Standes, da ich ihr nicht genügen, ja nicht einmal Euch, meine Freunde, so wie ich's möchte, belohnen kann für Eure Treue und Anhänglichkeit!

Du wirst uns einst belohnen können, sagte Grünstein bedeutungsvoll. Einst, wenn eine Kaiserkrone Deine schöne Stirn umkleidet, dann wirst Du Deinem edlen und großmüthigen Herzen genug thun können.

Immer wieder die alten Träume! sagte Elisabeth kopfschüttelnd, und ließ Razumovsky's lange Locken durch ihre Finger gleiten. Achte nicht auf ihn, Alexis, er ist ein Schwärmer, der von Kaiserkronen träumt, während ich nichts verlange, als ein Ballkleid, um Dir darin zu gefallen, mein Freund!

O, Du gefällst mir immer, flüsterte Alexis, und am schönsten bist Du, wenn —

Den Schluß seiner Schmeichelei flüsterte er so leise, daß Niemand seine Worte verstand, außer der Prinzessin.

Sie schlug ihn leicht mit ihrer kleinen runden Hand auf die Wange und erröthete.

Du bist sehr unverschämt, Alexis, sagte sie, aber sie lächelte dabei, dann plötzlich umwölkte sich ihre Stirn,

denn abermals ward die Thür geöffnet, und wieder erschien ein Lakay auf der Schwelle.

Der Gesandte Frankreichs, sagte er, der Marquis de la Chetardie, bittet um die Gnade einer Audienz.

Ah, der gute Marquis, rief die Prinzessin, sich aus ihrer liegenden Stellung erhebend. Führt den Herrn Gesandten herein, er soll uns sehr willkommen sein!

Der Lakay öffnete die beiden Flügelthüren, und gefolgt von mehreren Lakaien, welche große Schachteln und Packete trugen, trat der Marquis de la Chetardie herein.

Ach, Ihr kommt ja wie eine Modehändlerin, rief Elisabeth lachend, indem sie dem Gesandten mit anmuthiger Grazie entgegen schritt.

Der Marquis ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und küßte ihre dargereichte Hand.

Ich komme, die erlauchte Prinzessin Elisabeth um eine Gnade anzuflehen! sagte er demüthig.

Ihr wollt mich beschämen, rief Elisabeth. Wie käme der Gesandte einer großen und mächtigen Nation dazu, die arme verstoßene und vergessene Prinzessin Elisabeth um eine Gnade anzuflehen.

Im Namen meines erlauchten Königs komme ich, diese Gnade zu beanspruchen! rief der Marquis feierlich.

Nun, bei Gott, wenn Ihr im Ernste sprecht, sagte die Prinzessin, dann darf ich Euch nur sagen, daß es mich sehr glücklich machen wird, irgend eine Bitte, welche

Euer erhabener König oder Ihr an mich richten mögt, zu erfüllen!

So darf ich mir also erlauben, Euch zu dem heutigen Feste Eures Namenstages diese kleinen Geschenke meines Königs zu Füßen zu legen, rief der französische Gesandte, indem er sich rasch erhob, den Lakayen die Schachteln und Kisten abzunehmen, und sie vor Elisabeth hinzustellen.

Es sind nur Kleinigkeiten, fuhr er fort, während er mit emsiger Geschäftigkeit die Schachteln öffnete, Kleinigkeiten ohne Werth, nur vielleicht interessant, weil sie ganz neu sind, und in Paris noch von keiner Dame außer der Königin und Madame getragen werden.

Diesen Mantelet von Valencienner Spitzen, fuhr der geschäftige Marquis fort, indem er ein zauberhaft feines Spitzengewebe vor der Prinzessin entfaltete, diesen Mantelet sendet die Königin der erlauchten Prinzessin Elisabeth. Es sind nur zwei solcher Mantelets angefertigt, und Se. Majestät hat den strengen Befehl ertheilt, kein ähnliches Muster und Gewebe wieder anzufangen.

Prinzessin Elisabeth's Augen leuchteten vor Entzücken.

Wie ein neugieriges Kind hüpfte sie von einer Kiste zur andern. Und in der That, es waren sehr kostbare, sehr geschmackvolle und reizende Sachen, welche die Majestäten von Frankreich der kleinen Prinzessin Elisabeth

sandten, die nichts höher schätzte, als Kleiderpracht und Putz.

Da waren die schönsten Sammetkleider mit goldener Stickerei, leichte Flor- und Spitzenkleider und Hüte und Aufsätze von reizender Zierlichkeit.

Elisabeth musterte und bewunderte Alles; sie klatschte in die Hände vor Vergnügen, wenn ihr irgend eins dieser köstlichen Geschenke besonders wohlgefiel, und rief Alexis, Grünstein und Woronzow herbei, damit sie Theil haben sollten an ihrer Freude und Bewunderung.

Jetzt wird es mir ein Triumph sein, auf diesem Balle der Regentin zu erscheinen, sagte Elisabeth frohlockend, ah, wie schön ist es von Eurem König, daß er mir heute, und nicht um acht Tage später diese herrlichen Geschenke sendet. Ich werde die Regentin und alle Damen ihres Hofes rasend machen vor Neid mit diesen wundervollen Sachen, wie sie keine Zweite außer mir aufzuweisen hat.

Und die Prinzessin begann immer wieder auf's Neue die Geschenke zu mustern und in Entzückung auszubrechen über ihre Schönheit.

Der Marquis de la Chetardie hörte ihr lächelnd zu, und erzählte ihr von Paris und dessen Herrlichkeiten, und schwur, daß selbst in Paris es keine Dame gäbe, welche mit der schönen Prinzessin Elisabeth nur zu vergleichen sei.

Ah, sagte Elisabeth, ihm lächelnd mit dem Finger

drohend, Ihr würdet anders sprechen, wenn die Königin, oder eine andere hohe Dame Eures Hofes an meiner Seite stände.

Nein, rief der Marquis feierlich, ich würde meiner Königin zu Füßen sinken und sagen: Ihr seid meine Königin, richtet mich, verdammt mich, mein Leben liegt in Eurer Hand. Ihr seid die Königin von Frankreich, und deßhalb beuge ich mich vor Euch, aber Prinzeß Elisabeth ist die Königin der Schönheit, und deshalb bete ich sie an.

Prinzessin Elisabeth lächelte, und plauderte in harmlosester Unbefangenheit noch lange mit dem gewandten und klugen Gesandten des französischen Königs.

Noch eine Bitte habe ich, sagte der Marquis, im Begriff sich zu beurlauben. Aber es ist eine Bitte, welche nur von Euch allein vernommen werden darf, Prinzessin!

Elisabeth winkte ihren Freunden, sich in das offene Vorgemach zurückzuziehen.

Nun, Marquis, sagte sie dann neugierig, nun sagt, was Ihr noch sonst zu bitten habt?

Mein hoher Herr und König hat mit Betrübniß vernommen, daß man die erhabene Prinzessin Elisabeth nicht ganz mit dem Reichthum und Glanz umgiebt, welcher ihr, als der Tochter des größten Kaisers, und der rechtmäßigen Erbin des russischen Thrones geziemt und gebührt. Mein König bittet Euch um die Gnade,

dieses Verbrechen, welches die jetzige russische Regentschaft an Euch begeht, wieder gut zu machen, und ihm das Glück zu gestatten, Euch mit den nöthigen Summen zu versehen, um Euch einen geziemenden und glänzenden Hofstaat einzurichten. Ich bin dazu für alle Zeiten mit den genügenden Fonds versehen. Ihr habt nichts weiter nöthig, als mir durch Euren Leibarzt Lestocq eine von Euch unterzeichnete Quittung zu schicken, und jede Summe, welche Ihr begehrt, wird Euch sofort ausgezahlt werden! *)

Oh, sagte die Prinzessin gerührt, ich werde dem großmüthigen Könige von Frankreich niemals genug meine Dankbarkeit beweisen können. Mein Gott, ich bin ein armes, unbedeutendes Weib, das seine Güte nur mit Dank annehmen, aber niemals erwidern kann.

Wer weiß! sagte der Marquis bedeutungsvoll. Ihr werdet einst die mächtigste Frau Europa's sein, denn Euer Schicksal und Eure Geburt ruft Euch zum Throne!

Oh, ich weiß, Ihr seid ein Freund Lestocq's, und Ihr theilt seine Träume, rief die Prinzessin. Aber laßt uns jetzt nicht von Unmöglichkeiten sprechen, und Scherze treiben, während ich tief gerührt bin von der großmüthigen Freundschaft Eures Königs. Daß ich dieses Anerbieten desselben annehme, daß mag ihm und Euch beweisen, wie sehr ich ihn achte und liebe, denn man

*) Levecque. Vol. V. pag. 224.

ist nur denen freiwillig und gern verpflichtet, welche man so hoch stellt, daß man sich ihnen gern dankbar unterordnet. Schreibt das Eurem König.

Und darf ich ihm auch schreiben, fragte der Marquis, daß dies Gespräch unter uns ein Geheimniß bleibt, von welchem vor allen Dingen die Regentin Anna Leopoldowna nichts wissen darf?

Mein kaiserliches Ehrenwort darauf, rief die Prinzessin, Niemand außer uns und Lestocq, welchen Ihr selbst zum Vermittler vorgeschlagen, soll vorläufig etwas von dieser Großmuth Eures Königs erfahren. Gebe Gott, daß einst eine Zeit kommen möge, in der ich es laut und öffentlich bekennen kann, wie sehr ich ihm verpflichtet bin.

Diese Zeit wird gekommen sein, wenn Ihr Kaiserin von Rußland seid, sagte der Gesandte, indem er sich beurlaubte.

Schon wieder Einer, der es sich in den Kopf gesetzt hat, eine Kaiserin aus mir zu machen! rief die Prinzessin, als ihre drei Favoriten jetzt wieder zu ihr eintraten. Närrische Leute, die Ihr seid! Euch genügt es nicht, die Freunde einer Prinzessin Elisabeth zu sein, ich muß durchaus um Euretwillen eine Kaiserin werden.

Wie schön würde dieser stolzen, reinen Stirn das Diadem stehn! rief Alexis begeistert.

Wie glücklich würde dieses arme Rußland sein un-

ter Eurem milden Scepter, sagte der Kammerherr Woronzow.

Ja, Ihr seid es uns Allen, Ihr seid es Euch selber und Eurem Volke schuldig, daß Ihr den Thron Eurer Väter besteigt, sagte Grünstein.

Aber wenn ich Euch sage, daß ich nicht will! rief die Prinzessin, indem sie sich wieder auf den Divan niedergleiten ließ. Es ist ein sehr schwieriges, sehr anstrengendes Geschäft, Kaiserin zu sein. Ich liebe die Ruhe und das Vergnügen, und zudem, Ihr wunderlichen Leute, ist dieser Thron meiner Väter, von dem Ihr so pathetisch sprecht, schon besetzt, und wartet gar nicht auf mich! Seht Ihr nicht Euren erhabenen Kaiser Iwan, welchen die Regentin Mutter in der Wiege schaukelt? Das ist Euer Kaiser, vor dem beugt Euch, und mich laßt in Ruhe mit Eurer Kaiserkrone. Komm, Alexis, setze Dich hier neben mich auf dieses Tabouret. Wir wollen noch einmal diese herrlichen Geschenke mustern. Ach wahrlich, die sind mir lieber als Euer ganzes Kaiserreich!

So kann Prinzessin Elisabeth nur im Scherze sprechen, sagte eine ernste Stimme hinter ihnen.

Ah, Lestocq, rief die Prinzessin, ihm freundlich zunickend. Ihr kommt sehr spät, mein Freund!

Immer noch zu früh, um Euch schlimme Nachrichten zu bringen! sagte der Leibmedicus ernst, indem er sich ehrfurchtsvoll vor der Prinzessin verneigte.

Schlimme Nachrichten? rief Elisabeth erblassend, Mein Gott, bin ich ihnen etwa auch schon zu viel hier, will man mich tödten, oder nach Sibirien verweisen?

Noch schlimmer! sagte Lestocq lakonisch. Aber vor allen Dingen laßt uns vorsichtig sein, und wohl Acht geben, daß Niemand uns belauschen kann!

Durch das Zimmer schreitend, verschloß Lestocq alle Thüren, und blickte sorgsam hinter die Fenstervorhänge, ob Jemand etwa dort verborgen sei.

Jetzt, Prinzessin, sagte er dann feierlich, jetzt vernehmt, was ich Euch zu sagen habe!

X.

Eine Verschwörung.

Eine augenblickliche Pause trat ein. Prinzessin Elisabeth winkte schweigend ihren Freunden, sich zu setzen, und zog ihren Favoriten Alexis Razumovsky näher zu sich heran.

Lestocq, ihr Wundarzt und Vertrauter, nahm mit einer feierlichen Miene ihr gegenüber Platz.

Wir sind bereit, Eure schlimmen Nachrichten zu vernehmen, sagte die Prinzessin.

Die Regentin Anna Leopoldowna will sich zur Kaiserin krönen lassen! erwiderte Lestocq lakonisch.

Elisabeth sah ihn fragend und begierig auf die Fortsetzung seiner schlimmen Nachrichten an. Als Lestocq aber schwieg, fragte sie erstaunt: das ist Alles, was Ihr uns zu sagen habt?

Das ist vorläufig Alles, antwortete Lestocq.

Prinzeß Elisabeth brach in ein lautes, fröhliches Gelächter aus. Nun, das ist in der That sehr komisch! Ihr verkündet uns mit einer wahren Hiobsmiene die schlimmsten Nachrichten, und meldet dann, daß Anna Leopoldowna sich zur Kaiserin will erklären lassen! Mein Gott, mag sie es doch! Es wird sie Niemand daran hindern, und sie wird dadurch nicht glücklich werden. Noch keine Frau, welche den russischen Thron als Selbstbeherrscherin eingenommen, ist glücklich gewesen! Oder denkt Ihr etwa, daß es Katharina, meine erhabene Stiefmutter, gewesen? Glaubt mir, sie zitterte auf ihrem Throne vor ihren Mördern, denn man weiß es, daß dieser russische Thron stets umlagert ist von Mördern, welche nur des günstigen Moments harren. Ach, mein Gott, immer wenn ich dem kaiserlichen Thronsessel gegen über stand, hat es mir geschienen, als sähe ich die Spitzen von tausend Dolchen aus den weichen Polstern hervorschimmern! Und Ihr wollt, daß ich mich auf einem solchen dolchgespickten Thronsessel niederlasse? Nein, nein, laßt mir meine Ruhe und meinen Frieden!

Mag Anna Leopoldowna sich immerhin zur Kaiserin erklären, was kümmert's mich! Ich werde die Erste sein, welche ihr Glück wünscht, und sich vor ihr niederwirft. Das ist Alles!

Und gleichsam erschöpft von dieser langen Rede ließ die Prinzessin ihr Haupt auf Razumovsky's Schulter gleiten, und schloß ihre ermüdeten Augenlider.

Ach, wenn Czaar Peter, Euer großer Vater, Euch hören könnte! rief Lestocq feierlich. Beim allmächtigen Gott, er würde Euch zürnen ob solcher Kleinmüthigkeit, Prinzessin!

Ein Glück also für mich, daß er todt ist! sagte die Prinzessin lächelnd. Und jetzt, mein lieber Lestocq, wenn Ihr weiter nichts wißt, so laßt es genug sein! Ein für alle Mal laßt es Euch gesagt sein: Ich trage kein Gelüste nach dieser Kaiserkrone, ich will mein Haupt mit Rosen und Myrthen umkränzen, aber nicht mit diesem kalten Goldreifen, der mir die Stirn zu Boden drücken würde. Quält mich also nicht mehr! Seid zufrieden mit dem, was ich bin, und seid Ihr's nicht, nun — dann muß ich mich darein finden, auch von Euch verlassen zu werden!

Ich werde Dich niemals verlassen, und müßte ich Dir folgen in Noth und Tod! rief Alexis Razumovsky, sich der Prinzessin zu Füßen werfend.

Wir bleiben Dir getreu und ergeben bis zum Tode! schrieen Woronzow und Grünstein.

Nun, und Ihr allein schweigt, Lestocq? fragte die Prinzessin mit Thränen in den Augen.

Ich bin noch nicht zu Ende mit meinen schlimmen Nachrichten! sagte Lestocq mit düstern Blicken.

Ah, rief die Prinzessin scherzend, Ihr werdet uns vielleicht als zweite schlimme Nachricht die Botschaft bringen, daß der Kaiser Iwan den ersten Zahn bekommen!

Nein, sagte Lestocq, ich werde Euch nur sagen, daß am achtzehnten December, dem Tage, an welchem sich die Regentin will zur Kaiserin krönen lassen, daß an diesem achtzehnten December auch die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Prinzen Ludwig von Braunschweig, dem neuen Herzog von Kurland stattfinden soll!

Die Prinzessin fuhr von ihrem Sitz empor, als habe eine Natter sie gestochen. Alexis Razumovsky, der noch immer zu ihren Füßen kniete, brach in laute Wehklagen aus, in welche Woronzow und Grünstein bald einzustimmen begannen. Lestocq überschaute mit einer triumphirenden Ruhe die Wirkung seiner Worte.

Was sagt Ihr da? fragte Elisabeth endlich athemlos.

Ich sage, daß am achtzehnten December Prinzeß Elisabeth sich dem Prinzen Ludwig von Braunschweig, welcher bereits zu diesem Zwecke in Petersburg eingetroffen ist, vermählen soll, erwiderte Lestocq ruhig.

Und ich sage, rief die Prinzessin, ich sage, daß das nimmermehr geschehen wird!

Lestocq zuckte die Achseln. Prinzessin Elisabeth ist ein sanftes, friedliebendes, immer duldendes Lamm, sagte er.

Aber Prinzessin Elisabeth kann eine Tiegerin sein, wenn es darauf ankommt, ihre heiligsten Rechte zu vertheidigen, rief die Prinzessin, in heftiger Erregung auf- und abgehend.

Ach, fuhr sie fort, man ist also noch nicht zufrieden, mich der Armuth, der Verlassenheit übergeben zu haben, man hat nicht genug daran, mich so tief gedemüthigt zu sehen, daß ich Almosen und Geschenke annehme von dieser Regentin, welche auf dem Throne sitzt, der mir gebührt. Man will mir auch das Letzte, das Einzige, was mir noch geblieben, man will mir meine Feiheit rauben. Sie wollen mich zu einer Gefangenen machen, sie wollen mein armes Herz in Ketten und Banden schlagen, und mich einzwängen in diese Galeere einer Ehe, welche ich hasse, welche ich verabscheue. Nein, nein, sage ich, das wird nimmermehr geschehen!

Und die Prinzessin, ganz außer sich, ganz rasend vor Zorn, stampfte mit den Füßen auf den Boden, und ballte ihre kleinen Hände zur Faust zusammen. Jetzt war sie ihres Vaters ächte und würdige Tochter. Czaar Peters wilder und kühner Geist flammte aus ihren Augen, sein Trotz und seine muthvolle Entschlossenheit sprach aus ihren wild erregten Zügen. Sie hörte nicht, sie sah nicht, was um sie her vorging, sie war ganz er-

füllt von ihren zornigen Gedanken, und von den entsetzensvollen Bildern, welche der bloße Gedanke einer gezwungenen Ehe bei ihr hervorgebracht.

In einiger Entfernung von ihr, dicht neben einander, standen ihre vier Günstlinge, und beobachteten sie mit schweigender Theilnahme.

Jetzt ist's an Euch, Alexis Razumovsky, das Werk, was wir begonnen, zu vollenden, flüsterte Lestocq leise. Euch liebt Elisabeth. Ihr müßt bei ihr diesen Haß gegegen eine Verheirathung mit dem Prinzen nähren. Ihr müßt Euch so sehr geliebt machen, daß sie Alles wagt und Alles daran setzt, um Euch nicht zu verlieren. Wir sind lange genug in der Niedrigkeit gewesen, es ist Zeit, an unserer Größe zu arbeiten. An's Werk, an's Werk, Alexis Razumovsky! Wir müssen aus dieser Elisabeth eine Kaiserin machen, damit sie uns zu Grafen und Fürsten, zu Reichthum und Würden erhebe!

Verlaßt Euch auf mich, flüsterte Alexis, sie soll auf unsere Plane eingehen müssen!

Und er näherte sich der Prinzessin, welche heftig auf- und abschreitend, immer noch in lauten Ausrufungen des Zorns und der Verwünschung ihrer innern Erregung Luft machte.

Ich werde also sterben müssen! seufzte Alexis, die zitternde Hand Elisabeths an seine Lippen drückend. Tödte mich, Prinzessin, stoße mir den Dolch in's Herz,

damit ich es mindestens nicht sehen muß, wie Du einem Andern Dich vermählst.

Nein, Du sollst nicht sterben, rief Elisabeth, mit einer stürmischen Heftigkeit ihren Arm um Razumovsky's Nacken schlingend. Ich werde Dich und mich zu vertheidigen wissen, Alexis! Ach, sie wollen mich in Fesseln schlagen, sie wollen mich in eine Ehe hinein zwängen, weil sie wissen, daß ich die Ehe hasse. Ja, ich hasse sie, diese unnatürliche Fessel, welche meinem Herzen gebieten will, sein freies Wollen einzuzwängen in ein unnatürliches Gesetz, und die göttlich freie Liebe, welche von Blume zu Blume flattern möchte, und welcher Gott dazu die Schwingen gegeben, herabzuzwängen zu einer Pflicht und Nothwendigkeit. Mich will man in diese Ehebande schmieden. Ach Regentin Anna, diesmal hast Du Dich geirrt, Du magst allmächtig sein in diesem Reiche, aber über mich soll sich Deine Allmacht nicht erstrecken können!

Und was, fragte Lestocq achselzuckend, was wird Prinzessin Elisabeth dem Befehle der Regentin, oder Kaiserin, was wird sie der Gewalt entgegen zu setzen haben?

Wenn es sein muß, die Gewalt! rief die Prinzessin leidenschaftlich. Ja, wenn es darauf ankommt, meine Freiheit zu vertheidigen und mein gutes Recht, dann werde ich den Muth haben, Alles zu wagen, Allem zu trotzen, dann werde ich mich emporraffen aus meiner behag-

lichen Genügsamkeit, um auf dem Throne meine Freiheit, welche Anna mit Füßen treten will, wiederzufinden!

Es lebe unsre zukünftige Kaiserin, es lebe Elisabeth! riefen die Männer in stürmischer Begeisterung.

Ich habe Euch lange widerstanden, meine Freunde, sagte Elisabeth, es hat mich nicht gelüstet nach der russischen Kaiserkrone, aber viel weniger noch gelüstet es mich nach der Dornenkrone einer gezwungenen Ehe Jetzt bin ich bereit zu kämpfen, und muß es denn sein, so möge eine Revolution, so mögen Ströme Blutes entscheiden, ob die Regentin Anna Leopoldowna oder die Tochter Czaar Peters des Großen das Recht, in diesem Lande zu gebieten und Gesetze zu geben, beanspruchen kann.

Ah, jetzt seid Ihr in Wahrheit Eures großen Vaters große Tochter! rief Lestocq, und ein Knie beugend vor der Prinzessin, fuhr er fort: Laß mich den Ersten sein, welcher Dir huldigt, den Ersten, welcher Dir ewige Treue schwört, Dir, unserer Kaiserin Elisabeth!

Nimm auch meinen Schwur, Kaiserin Elisabeth, sagte Alexis, sich vor ihr niederwerfend, nimm den Treueschwur Deines Sclaven, der niemals etwas will, als Dir dienen, und Dir mit Leib und Seele ergeben sein!

Laß auch mich Dir huldigen, Kaiserin Elisabeth! rief Woronzow, sich zur Erde werfend.

Und auch ich will zu Deinen Füßen liegen, und mich zu Deinem Sclaven schwören, Kaiserin Elisabeth, sagte Grünstein, neben den Andern niederknieend.

Aber Elisabeths Zorn war schon vorüber, nur ein augenblicklicher Sturmwind hatte ihr sanft fließendes Blut in hohen Zorneswellen aufschäumen lassen, jetzt war wieder Alles still in ihr, und diese feierliche Huldigungsscene ihrer vier knieenden Freunde machte daher jetzt nur noch einen komischen Eindruck auf sie.

Sie brach in ein lautes Gelächter aus; verwundert und halb erzürnt blickten die Knieenden zu ihr empor, und das vermehrte nur noch mehr ihre Heiterkeit.

Ah, das ist unendlich drollig, sagte die Prinzessin lachend, da liegen meine Vasallen, und was für Vasallen! Herr Lestocq, ein Wundarzt, Herr Grünstein, ein banquerotter Kaufmann und jetzt Unteroffizier, Herr Woronzow, Kammerherr, und Alexis Razumovsky, mein Geheimschreiber! Und da stehe ich, die Kaiserin solcher Vasallen, und was für eine Kaiserin! Eine Kaiserin von vier Unterthanen, eine Kaiserin ohne Thron und ohne Krone, ohne Land und ohne Leute, eine Kaiserin, die niemals Kaiserin war, und es niemals sein wird! Und zu dieser feierlichen Posse schneidet Ihr so ernsthafte Gesichter, daß man sterben möchte vor Lachen!

Und die Prinzessin warf sich auf den Divan und lachte, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen.

Prinzessin, sagte Lestocq aufstehend, diese vier Männer, welche Ihr eben verlacht, werden Euch zur Kaiserin machen, und dann liegt es in Eurer Macht, aus dem Wundarzt einen Geheimenrath und Leibmedicus, aus dem banquerotten Kaufmann einen reichen Banquier, aus dem Kammerherrn einen Oberhofmarschall zu machen, und den Herrn Geheimschreiber in einen ebenbürtigen Grafen oder Fürsten zu verwandeln!

Der Prinzessin Augen leuchteten höher auf, und einen zärtlichen Blick auf Alexis Razumovsky werfend, sagte sie: ja, ich werde einen Fürsten aus ihm machen und ihn überhäufen mit Ehren und Schätzen. Ah, das ist ein Ziel, für welches es schon der Mühe lohnt, um eine Kaiserkrone zu kämpfen.

Nein, nein, rief Alexis, ihre die Hände küssend, ich bedarf nicht der Schätze und der Titel, ich bedarf nichts, ich verlange nichts, als in Deiner Nähe sein, die Luft athmen zu können, welche Dich umgiebt. Ich verlange nichts für mich, aber Alles für meine Freunde hier, durch deren treue Hülfe wir Dich bald als Kaiserin begrüßen werden!

Elisabeths Antlitz strahlte in reinster Seligkeit. Du bist uneigennützig, wie die Engel im Himmel, mein Alexis, sagte sie. Dir genügt es, daß ich Elisabeth bin, Du schmachtest nicht nach diesem Kaisertitel, welchen mir die Andern da aufdrängen wollen.

Alexis schüttelte lächelnd sein schönes Haupt. Du

irrst, Prinzessin, sagte er, ich würde freudig mein Herzblut darum geben, wenn ich Dich noch heute als Kaiserin begrüßen könnte. Ich würde dann mindestens doch nicht mehr vor diesem fremden Prinzen zu zittern haben, welchem man Dir zum Gemahl aufzwängen will.

Der Prinzessin Stirn umwölkte sich. Ja, Du hast Recht, sagte sie, das müssen wir auf jeden Fall vermeiden, und wenn es kein anderes Mittel giebt, nun wohl, so werde ich mich schon entschließen müssen, und einen Versuch wagen, die Regentin zu entthronen, und mich zur Kaiserin zu machen. Aber jetzt, meine Freunde, laßt es genug sein. Ich bedarf der Ruhe. Rufe mir meine Frauen, daß sie mich entkleiden, Woronzow! Gute Nacht, gute Nacht, meine erhabene Vasallen, Eure großmächtige Kaiserin erlaubt Euch, ihr die Hand zu küssen!

Mit einer anmuthigen Lieblichkeit reichte sie den Freunden ihre schönen Hände dar, welche sie voll Ehrfurcht an ihre Lippen drückten und sich dann entfernten.

Von diesem Tage an ließen ihre vier vertrauten Freunde der Prinzessin keine Ruhe mehr. Man bestürmte sie so lange mit Flehen und Bitten, Alexis wußte ihr so gut seine Verzweiflung über ihre baldige und unvermeidliche Vermählung darzustellen, daß die gutmüthige Prinzessin, um nur endlich ihre Freunde zufrieden zu stellen, und selber Ruhe zu haben, sich bereit erklärte, in die Plane ihrer Vertrauten einzugehen und

gegen die Regentin und den jungen Kaiser Iwan zu conspiriren.

Bald hatte sich eine kleine Partei für die Sache der Prinzessin gebildet. Grünstein, welcher, wie Prinzessin Elisabeth sagte, von einem banquerotten Kaufmann sich zu einem Unteroffizier emporgeschwungen hatte, Grünstein war es gelungen, in dem Preobrajenski'schen Regimente, bei welchem er stand, einige funfzig Grenadiere für die Sache der Prinzessin zu gewinnen, und diese Leute, Trunkenbolde und rohe Wüstlinge, waren die Hauptstützen, auf welcher Elisabeth's Thron gegründet werden sollte. Man war weder ängstlich in den Mitteln, die man zu dieser beabsichtigten Revolution wählte, noch vorsichtigt, sich in geheimnißvolle Dunkelheit zu verhüllen.

Elisabeth begann bald Vergnügen und Zerstreuung daran zu finden, die Soldaten für sich zu enthusiasmiren. Oft begab sie sich in die Kasernen der Garden, und ihre Leutseligkeit und Milde gewann ihr die Herzen der rohen, in sclavischer Unterwürfigkeit erzogenen Soldaten. Wenn sie durch die Straßen fuhr, sah man oft gemeine Soldaten sich auf Elisabeth's Schlitten schwingen und Elisabeth freundlich mit ihnen plaudern. Wo sie sich zeigte, da jauchzten ihr die Soldaten entgegen, und ihnen war das Palais der Prinzessin immer geöffnet. Elisabeth machte sich auf diese Weise populair, und die Regentin Anna, welche es erfuhr, lächelte sorglos dazu.

Ebenso unvorsichtig ging auch Lestocq, der Prinzessin fanatischer Parteigänger, zu Werke. Er machte kein Geheimniß aus seinem Verkehr mit dem französischen Gesandten, dem Marquis de la Chetardie, und in den öffentlichen Caffees hörte man ihn oft mit zuversichtlicher Stimme einen baldigen Umschwung der Dinge prophezeihen.

Aber all diesen Unbesonnenheiten gegenüber schien es, als ob der Hof und die Regentin geblendet wären von dem sorglosesten Vertrauen, als ob sie nicht sehen könnten, was sie hätten sehen müssen. Ihr Schicksal war es, welches einen Schleier über ihre Augen heftete, daß sie nicht sahen, und gegen das Schicksal kämpfen auch die Großen und Mächtigen dieser Erde vergeblich an.

XI.

Die Warnung.

Der vierte December, der Tag des Hofballs, welchem Prinzessin Elisabeth mit Sehnsucht entgegen sah, weil sie dort dem erstaunten Hofe ihre neuen Pariser Moden zeigen wollte, war endlich gekommen.

In dem Palaste der Regentin herrschte ein reges,

geschäftiges Treiben. Der Oberhofmarschall und die dienstthuenden Kammerherren gingen in den Sälen auf und ab, und überschauten mit prüfenden Blicken die überall angebrachten Verzierungen, die Festons, Guirlanden und Drapperien, ob Alles auch recht glänzend und geschmackvoll sei.

Anna Leopoldowna kümmerte sich wenig um dieses rege, geschäftige Treiben in ihrem Palaste. Sie war in ihrem Boudoir, und las mit entzückten Blicken einen Brief ihres entfernten Geliebten, der so eben unter Julien's Adresse für sie angekommen war. Sie hatte diesen Brief schon mehrfach gelesen, aber immer wieder begann sie ihn von Neuem, und immer wieder fand sie irgend ein neues Wort, eine neue Wendung, welche ihr die tiefe und glühende Liebe des fernen Freundes bethätigte.

Ach, er liebt mich, flüsterte sie jetzt, den Brief an ihre Lippen drückend, er liebt mich wirklich, und diese kurze Trennung wird mir sein Herz nicht entfremden, sondern es in neuer Sehnsucht erglühen lassen. Oh mein Gott, welch ein Glück wird es sein, wenn er endlich wiederkommt. Und er kommt wieder. Ja er wird an diesem achtzehnten December neben mir sein, und angelächelt von seinen Blicken, umstrahlt von seiner Nähe werde ich zum ersten Male im Glanze einer Kaiserkrone erscheinen. Ach, sie ahnen es nicht, meine Herren Räthe und Minister, daß ich gerade den acht-

zehnten December zu meinem Krönungstage bestimmte, weil der achtzehnte December der Namenstag meines Geliebten ist! Er wird es wissen, er wird es verstehen, daß seine Anna gerade diesen Tag gewählt, und er wird es mir danken mit einem dieser stolzen und glühenden Blicke, die mein Herz immer erbeben und still stehen machen vor überwältigendem Glück. O mein Lynar, wie selig werd' ich sein, wenn ich Dich wiedersehe!

Ein leises Klopfen störte die Prinzessin in ihren schwärmerischen Liebesgedanken. Es war Julie von Mengden, welche kam, ihr den alten Grafen Ostermann zu melden.

Und um seinetwillen störst Du mich in meiner schönen Einsamkeit, sagte die Regentin mit leisem Vorwurf. Mein Gott, ist dieser Graf Ostermann, ist dieses ganze elende Reich wohl so viel werth, als die süße Beschäftigung mit einem Briefe meines Freundes? Wenn ich diesen Brief lese, dann dünkt es mich, mein Geliebter selber sei an meiner Seite, und also siehst Du wohl, daß ich den Grafen Ostermann nicht annehmen kann, da Lynar bei mir ist!

Stecke Deinen Brief und mit ihm Deinen Geliebten in Deinen Busen, sagte Julie lachend, da wird er glücklich sein, und Du kannst dann, ohne seine Gegenwart zu verrathen, den alten Herrn Ostermann empfangen. Er hat so dringend um eine Audienz gefleht, daß ich ihm endlich versprochen, sie bei Dir zu bevorworten!

Ach, über diese ewigen Geschäfte, rief die Prinzessin unwillig. Man will mir also niemals Ruhe lassen, man plagt mich den ganzen Tag, selbst jetzt, wo es Zeit ist an die Toilette zum Ball zu gehen, jetzt noch soll ich mich mit Staatsgeschäften herumplagen!

Ich soll also den Grafen Ostermann abweisen? fragte Julie schmollend.

Damit ich heute den ganzen Abend von Dir ein unzufriedenes Gesicht bekomme? Nein, laß ihn kommen, aber vergiß nicht, daß ich mich dieser Langweiligkeit nur füge, um Dich zufrieden zu stellen.

Julie küßte mit einem dankbaren Lächeln die Hand der Regentin, und eilte dann, dem Grafen Ostermann den günstigen Bescheid zu bringen.

Wenige Minuten später trat Graf Ostermann, schwankend und mühsam gestützt auf zwei Krücken, in das Kabinet der Regentin.

Anna Leopoldowna empfing ihn, auf einem Fauteuil sitzend, und nachlässig in einem großen, mit allerhand Kleidungsstücken und goldenen Stickereien gefüllten Carton umhersuchend, den man ihr kurz zuvor gebracht hatte.

Nun, sagte sie, den Blick einen Moment erhebend und Ostermann ansehend, Ihr kommt zu einer sehr ungelegenen Stunde, Herr Minister Graf Ostermann! Ihr seht, ich bin schon mit meiner Toilette beschäftigt, und wollte mir eben einen passenden Kopfputz wählen. Wollt Ihr mir dabei helfen, Herr Graf?

Ostermann hatte sich bis dahin mühsam und mit unterdrücktem Aechzen auf seinen Füßen erhalten; auf einen stummen Wink der Prinzessin ließ er sich jetzt auf einen Sessel gleiten, und Anna mit seinen stechenden, wunderbar blitzenden Augen anstarrend, sagte er matt: einen Kopfputz wollt Ihr Euch wählen, Frau Regentin? Nun, weil Ihr denn meinen Rath dabei begehrt, so rathe ich Euch: wählt einen Kopfputz, der so sicher und fest ist, daß er Euren Kopf selber wie eine Festung verschanzt. Wählt einen Kopfputz, der Euch schützt gegen Conspirationen und Revolutionen, gegen falsche Freunde und lächelnde Feinde. Wählt einen Kopfputz, der Euren Kopf für immer auf Euren Schultern schützt und befestiget!

Graf Ostermann spricht in Räthseln, sagte Anna lächelnd, indem sie einen Kranz künstlicher Rosen ordnete und zurecht stellte. Oder nein, es war nicht Graf Ostermann, sondern eine Unke, welche da ihr heiseres Lied sang. Verjagt diese Unke, Ostermann, es ist lichter Tag, was sollen uns also solche Nachtvögel!

Hört auf dieses Lied der Unke, rief der Greis dringend. Glaubt mir, Prinzessin, wenn die Unken sich am lichten Tage zeigen, dann bedeutet das ein nahendes Unglück. Laßt Euch warnen, Frau Regentin Anna Leopoldowna! Ihr habt mich eine Unke genannt, nun wohl, die Unken haben noch immer das Unglück richtig prophezeit, und wenn sie es niemals abwenden konnten, so ist es, weil die überklugen Menschen niemals auf

solche Orakelstimmen der allweisen Natur hören wollen! Laßt mich Eure Unke sein, Frau Herzogin, und hört auf mich. Ich prophezeihe Euch Unglück, glaubt meiner Prophezeihung, dann läßt es sich noch abwenden! Merkt auf die Zeichen, durch welche das Schicksal Euch warnen will. Habt Ihr nicht gestern Prinzeß Elisabeth durch die Straßen fahren sehen, plaudernd und schäkernd mit den Soldaten, welche sich hinter ihr auf den Schlitten schwangen? Habt Ihr nicht gehört, wie die Grenadiere des Preobrajensky'schen Regimentes ihr entgegen jauchzten? Hat man Euch nicht hinterbracht, daß Lestocq mit dem französischen Gesandten geheime Zusammenkünfte hat, und wißt Ihr nicht, daß Lestocq der vertrauteste Diener der Prinzessin ist? Hütet Euch vor Prinzessin Elisabeth, Frau Regentin!

Meint Ihr? fragte Anna lächelnd, während sie den silbernen Toilettenspiegel näher zu sich heranschob, und ein volles Blumenbouquet in ihr Haar schob, um es am Spiegel zu probiren.

Oh mein Gott, rief Graf Ostermann, Ihr schmückt Euch mit Blumen, und ich sage Euch, daß eine Verschwörung Euch bedroht!

Eine Verschwörung, lachte die Regentin, und Prinzessin Elisabeth soll das Haupt derselben sein! Glaubt mir, Ihr überklugen Männer, Ihr lernt mit all' Eurer Weisheit doch niemals die Frauen recht erkennen. Ich aber, ich bin ein Weib, und ich kenne Elisabeth! Ihr glaubt,

wenn sie mit den Soldaten freundlich schwatzt, und die schönen stattlichen Grenadiere in ihr Haus einläßt, so geschieht es, um mit ihnen zu conspiriren! Oh, geht mir doch, Graf Ostermann, Ihr seid sehr unschuldig! Prinzeß Elisabeth hat nur eine Leidenschaft, aber die Herrschsucht ist es nicht, und wenn sie mit schönen Männern plaudert, so spricht sie nicht von Verschwörungen, glaubt mir das!

Und die Regentin lachte und versuchte einen neuen Kopfputz.

Und wie erklärt Ihr Euch die geheimen Zusammenkünfte Lestocq's mit dem Marquis de la Chetardie? fragte Ostermann mit mühsam zurückgehaltener Bewegung.

Erklären? Wozu soll ich mir eine Erklärung suchen für Dinge, die mich gar nicht interessiren? Was geht es mich an, was der Wundarzt Lestocq bei diesem stets kränkelnden französischen Gesandten thut!

Nun denn, so erlaubt mir, Frau Regentin, daß ich Euch diese Zusammenkünfte von einem weniger medicinischen Standpunkt erkläre. Frankreich ist Euer Feind, Frankreich brütet Verderben, und der Marquis de la Chetardie ist es, welcher die Prinzessin und Lestocq zu einer Schilderhebung aufstachelt!

Und zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf? fragte Anna spöttisch lächelnd.

Frankreich, umdrängt von auswärtigen und innern Feinden, im Krieg mit Oesterreich, in Streitigkeiten

verwickelt mit Holland und Spanien, Frankreich will um jeden Preis das russische Gouvernement in seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt und bedroht sehen, damit es nicht Zeit habe, sich um die auswärtigen Angelegenheiten zu bekümmern. Man will Euch hier Händel bereiten, um zu vermeiden, daß Ihr in die Welthändel Euch thätig einmischt. Das ist die kluge und weise Politik Frankreichs, und sie würde mich mit Bewunderung erfüllen, wenn sie uns nicht mit den entsetzlichsten Gefahren bedrohte. Der Marquis de la Chetardie hat den Auftrag, hier um jeden Preis eine Revolution zu Stande zu bringen, und er, als geschickter Diplomat, hat sehr wohl begriffen, daß Prinzeß Elisabeth dazu das geeigneteste Mittel ist, denn sie, als die Tochter Czaar Peters, hat die Sympathieen der Altrussen für sich, und jauchzend wird man ihr entgegenströmen, wenn sie dem Volke verkündigt, daß sie bereit ist, die fremden Herrscher aus Rußland zu vertreiben!

Ach, unsere guten Russen, rief die Regentin lachend, sie jauchzen nur dem entgegen, welcher sie trunken macht, und dazu fehlen der armen Prinzessin Elisabeth die Mittel.

Der Marquis de la Chetardie hat ihr im Namen seines Königs einen unbestimmten Credit angeboten und sie schon fast mit einer Million Silberrubel versehen.

Ihr wißt Rath für Alles, lachte die Regentin. Die Prinzessin ist arm, schnell laßt Ihr den französischen

Gesandten sie mit Millionen versehen. Die gute Prinzessin, ich wünschte, sie hätte die Millionen, dann würde sie ihrer Kleiderpracht fröhnen und ihrer Putzsucht nachhängen können.

Der Marquis hat ihr köstliche Kleider und Stoffe aus Paris gebracht, sagte Ostermann lakonisch.

Die Regentin brach in ein helles Gelächter aus.

Dieser Marquis ist ein wahrer deus ex machina, rief sie. Wo Ihr seiner bedürft, da erscheint er, und hilft Euch aus der Noth! Aber im Ernst, mein Herr Graf, lassen wir es jetzt genug sein mit diesen Unkenliedern. Man beginnt schon die Tanzmusik zu stimmen, und Ihr wollt mich verstimmen mit Eurer Unkenmusik. Ein Ball, mein theurer Graf, erfordert Stimmung, aber nicht Verstimmung, und Ihr seid auf dem besten Wege, das Lächeln von meinen Lippen zu verscheuchen!

O könnt' ich das, rief Ostermann, die Hände ringend, könnt' ich mit des Donners Stimme in Euer Ohr rufen: Prinzessin, erwacht aus diesem Schlummer der Sorglosigkeit, raffet Euch auf zur That! Rettet Euch, rettet Euren Sohn, Euren Gemahl und Eure Freunde, denn wir Alle, Alle sind verloren mit Euch!

Oh, Ihr sprachet da eben von meinem Sohn, sagte die Regentin lächelnd. Ihr sollt einmal ein köstliches Geschenk sehen, welches der Kaiser Iwan heute bekommen hat!

Und sie nahm aus dem Carton ein kleines, von Gold

und Brillanten funkelndes Kinderkleid hervor, welches sie dem Grafen darreichte.

Schaut einmal diese Pracht, sagte sie. Das haben die Damen von Moskau für den jungen Czaar gestickt, und es ist mir heute von einer Deputation übergeben worden *). Meint Ihr nicht, daß der kleine Kaiser zum Entzücken aussehen wird in diesem funkelnden Kleide?

Graf Ostermann antwortete nicht sogleich. Sein Gesicht verzog sich zu einem schmerzlichen Zucken und tiefe Seufzer entrangen sich seiner Brust. Mühsam erhob er sich von seinem Sessel, und die Prinzessin mit traurigen Blicken ansehend, sagte er: ich sehe, Euer Verderben ist unabwendbar, und ich kann Euch nicht retten; Ihr werdet zu Grunde gehen, und wir Alle mit Euch! Nun, ich bin ein alter Mann, und ich verzeihe Euch, Frau Regentin, denn Ihr handelt so, nicht aus üblem Wollen, sondern, weil Ihr ein zu edles, vertrauendes Herz habt! Glaubt mir, Edelmuth und Vertrauen, das sind die schlimmsten Fehler, mit welchen man auf dieser Welt behaftet sein kann; Fehler, welche allemal einem sichern Verderben überantworten und nur Verspottung und Hohn als Grabschrift bekommen! Euch ist nicht mehr zu helfen, Frau Herzogin. Ihr steht am Rande eines Abgrundes, und Ihr stürzt Euch und uns

*) Leveeque. Vol. V. p. 225.

Alte lächelnd hinunter. Nun, Friede mit Euch! Ich habe in diesen letzten Wochen so viel gelitten, daß ich Euch nur danken kann, wenn Ihr mir zu einem schnellen Mittel verhelfst, mit diesen Leiden zu Ende zu kommen! Frau Regentin Anna Leopoldowna, auf dem Blutgerüst oder in Sibirien werden wir uns wiedersehen! Bis dahin leben Sie wohl!

Und ohne eine Antwort der Regentin abzuwarten, schwankte der alte Graf ächzend und leise wimmernd hinaus.

Gott sei Dank, daß er fort ist, sagte Anna, erleichtert aufathmend, als sich die Thür hinter ihm schloß. Seit Monaten quält mich dieser alte Geisterseher mit seinen wunderlichen Grillen, die wie ein Alpdrücken auf seiner Seele lasten. Ein Glück, daß Dein Brief, mein Geliebter, mir das ganze Herz mit Freude und Wonne erfüllt hat, sonst würden seine finstern und thörichten Prophezeihungen doch im Stande gewesen sein, mich trübe zu machen.

So sprechend, nahm die Prinzessin des Grafen Schreiben wieder aus ihrem Busen hervor und drückte es an ihre Lippen. Dann rief sie ihren Frauen und befahl, sie zum Hofball anzukleiden.

XII.

Der Hofball.

Einige Stunden später war in den prachtvollen, hellerleuchteten Sälen der Regentin die Elite der russischen Großen und des höhern Adels versammelt. Fürsten und Grafen, Generäle und Diplomaten, schöne Frauen und blühende junge Mädchen, Alles wogte im bunten Gemisch, schäkernd und lachend durcheinander. Man war sehr heiter, sehr harmlos an diesem Abend, und die Regentin selber hatte dazu den Ton angegeben. Mit der unbefangensten Heiterkeit, dem strahlendsten Frohsinn sah man sie durch die Säle dahin wandeln, Jedem, der in ihre Nähe kam, freundlich lächelnd und huldvolle Worte ihm zuwendend. Das machte, Anna Leopoldowna trug an ihrem Busen den herrlichen und glühenden Brief ihres Geliebten, und bei seinem leisen Knistern und Bewegen schien es ihr, als fühle sie die unmittelbare Nähe des Freundes. Das war das Geheimniß ihrer Heiterkeit und ihres frohen Lächeln! Man kannte vielleicht dieses Geheimniß nicht, aber man sah die Wirkungen desselben, und da die allmächtige Regentin heute geruhte zu lächeln und heiter zu sein, so war natürlich für dieses Heer sclavischer Großen die Parole dieses Abends: Lächeln und Heiterkeit!

Wie gesagt, man sah nur freudestrahlende Gesichter und lächelnde Mienen, man athmete Vergnügen und Lust, man schäkerte und lachte; es schien, als ob alle Sorgen und Kümmernisse aus dem Kreise dieser glücklichen Auserwählten entflohen seien, um der heitern Herrschaft der Freude zu weichen. Man hatte das Mißbehagen und die Unlust, die Verwünschungen und Flüche mit unterwürfiger Demuth zurückgedrängt in die verschwiegene Brust, man plauderte und lachte, und während Jeder wußte oder ahnte, daß man hier auf einem Vulkan stehe, dessen verheerende Eruptionen in jeder Minute zu erwarten seien, heuchelte doch Jeder die größte Unbefangenheit und Unschuld. Die Damen musterten mit prüfenden Blicken ihre so köstlichen, mit überladener Pracht ausgestatteten Toiletten und liebäugelten und schäkerten mit den von Orden und Brillantkreuzen funkelnden Herren.

Plötzlich entstand eine Bewegung in den Sälen, die Menge zertheilte sich und wich ehrerbietig bei Seite, und durch die Reihen der lächelnden, demüthig geneigten Hofleute schritt Prinzessin Elisabeth, gefolgt von ihrem Kammerherrn Woronzow, ihrem Geheimschreiber Alexis Razumovsky und ihrem Leibarzt Lestocq, einher im Glanze der Schönheit und Anmuth, ganz Huld, ganz Lächeln. Sie war heute wundervoll reizend in dem mit goldenen Sternen durchwebten Florkleide, das wie ein Hauch über das Unterkleid von schwerem weißen Atlas

sich ergoß. Ihre weit entblößten vollen und üppigen Schultern waren leicht verhüllt von dem kostbaren Spitzenmantelet, dem Geschenk der Königin von Frankreich, und in ihrem Haar, das in langen Locken herniederwallte, trug sie einen vollen weißen Rosenkranz, wie ihn nur die Pariser Kunstfertigkeit in so vollendeter Nachahmung der Natur hatte zu liefern vermocht. So, gleichsam nur umhüllt von weißen Nebelschleiern und schaukelnden Blüthen, erschien Elisabeths Schönheit nur noch voller und reizender. Wie eine zwischen flatternden Schneeflocken hervortretende Purpurrose war sie anzuschauen, wunderbar verlockend, wunderbar reizend. — Prinzeß Elisabeth war sich ganz des Eindrucks bewußt, den sie hervorbrachte, und diese innere Zufriedenheit leuchtete in einem verklärten Lächeln aus ihren Zügen, und machte sie nur noch anmuthsvoller. Sie genoß mit stolzer Freude des Triumphes, die Schönste all' dieser Schönen zu sein, und dies erfüllte ihr Herz mit der süßesten Befriedigung.

Jetzt näherte sich die Prinzessin ihrer Muhme, der Regentin Anna, welche aus dem nächsten Saale ihr entgegenschritt, und für einen kurzen Moment vergaßen die Hofleute ihr Lächeln und ihre Harmlosigkeit. Aller Augen richteten sich mit der erwartungsvollsten Spannung auf die beiden Frauen hin, man hielt inne im Sprechen und Plaudern, im Schäkern nnd Lachen. Eine tiefe Pause trat ein, Keiner wagte zu athmen, Jeder fürch-

tete, das laute und stürmische Klopfen seines Herzens möchte ihn verrathen und ihn verdächtig machen.

Jetzt standen die beiden Fürstinnen einander ganz nahe, — Prinzessin Elisabeth wollte ein Knie beugen vor der Regentin, — Anna kam ihr mit holder Freundlichkeit zuvor und zog sie empor, indem sie sie herzlich küßte, und ihr mit lauter Stimme zärtliche Vorwürfe machte über ihr spätes Kommen.

Ich glaubte immer noch zu früh zu kommen, sagte Elisabeth, die Hand der Regentin an ihre Lippen drückend, denn ich fürchtete, meine schöne Muhme würde keine Zeit finden, ihrer armen Verwandtin, der Prinzessin Elisabeth, ein freundliches Wort der Begrüßung zu sagen.

Wie konnte Elisabeth das fürchten, da sie weiß, daß ich sie wie eine Schwester liebe? fragte die Regentin zärtlich, und den Arm der Prinzessin nehmend, trat sie mit ihr eine neue Runde durch die Säle an.

Jetzt kam wieder Leben und Bewegung in diese vorher so schweigende, so erwartungsvoll gespannte Hofgesellschaft; man wußte jetzt, wie man sich zu verhalten habe; Prinzeß Elisabeth war in Gnaden bei der Regentin, man durfte daher ihre zuvorkommenden Grüße mit ehrerbietigster Dankbarkeit entgegennehmen, man konnte, ohne verdächtigt zu werden, sich ihr nähern, und sie bewundern in ihrer Schönheit. — Das stereotype Lächeln trat wieder auf die Gesichter, das heitere Geplauder und Schäkern begann wieder, und wo die beiden, Arm

in Arm wandelnden Prinzessinnen sich zeigten, da war es ein Freudejauchzen und ein Entzücken ohne Ende.

Wie gesagt, es wär ein sehr heiteres, sehr prächtiges Fest! Nur zuweilen zog es wie ein dunkler Schatten durch diese Säle, nur zuweilen sah man hier und da die plaudernde Hofgesellschaft ihres Lächelns vergessen, nur zuweilen fiel diese Maske der Heiterkeit von manchem Angesicht und man sah darunter ernste, angstvolle Züge und argwöhnische, lauernde Blicke. Jedermann wußte, daß eine Katastrophe bevorstand, aber da natürlich Niemand deren Resultat und Ausgang vorher wissen konnte, wollte Jeder sich davon so fern als möglich halten, ganz unbefangen, ganz unberührt von diesen Dingen erscheinen. Da man nicht vorherbestimmen konnte, welche Partei siegen würde, so fand man es gerathen, keiner Partei anzugehören, die Dinge zu erwarten, welche da kommen sollten, und dann nachher denjenigen als Herrn und Herrscher zu begrüßen, welchem es gelungen, die Macht und Gewalt an sich zu reißen.

Für jetzt war Anna Leopoldowna noch Herrscherin, und da man ihr unterthan, mußte man in demuthsvollster Unterwürfigkeit ihr huldigen; aber Elisabeth konnte Herrscherin werden, deshalb mußte ihr gleicherweise gehuldigt werden, mit kluger Vermeidung des Zuviel, welches verdächtigen konnte, im Falle die Regentin noch Herrscherin bliebe.

Das waren die Klippen, zwischen denen diese glänzende und prachtvolle Gesellschaft sich hindurch zu winden hatte, und sie that es mit Lächeln und äußerer Unbefangenheit, mit lauter Bewunderung der beiden Prinzessinnen, vor denen man mit sclavischer Unterwürfigkeit sich zur Erde neigte.

Plötzlich aber flog es, wie ein panischer Schrecken, wie ein unheimliches Grauen durch alle diese Säle; das Lächeln erstarrte auf allen Gesichtern, die harmlosen Scherze verstummten auf allen Lippen, man sah schöne Frauen unter der Schminke erbleichen, und Generäle wie vom Blitz getroffen hin- und herschwanken. Wie von Zaubergewalt gebannt stand Jeder unbeweglich, starr, wie aus Erz gegossen, nicht wagend mit seinem Nachbar zu reden, oder viel weniger seinen Freunden ein Zeichen zu geben. Man wollte nicht sehen, man wollte nicht hören, man wollte sich ganz unempfindlich, ganz gedankenlos zeigen.

Wie gesagt, es flog wie ein panischer Schrecken durch die Säle, und wie ein unheilverkündendes Nachtgespenst zog es über den Häuptern der erstarrten, leblosen Menge hin, das unheimliche Gerücht: „die Regentin hat sich mit der Prinzessin entzweit, die Regentin spricht zu ihr mit heftigen Worten und Prinzessin Elisabeth weint.“

Das war allerdings ein entsetzensvolles Gerücht! Aber wenn die Regentin zürnte, dann konnte sie also

die geheimen Umtriebe und Machinationen der Prinzessin, und wenn sie sie kannte, dann konnte sie dieselben vernichten und unwirksam machen, dann also waren die Pläne der Prinzessin gescheitert, und Anna Leopoldowna war und blieb Herrscherin, und ihr Sohn Iwan war der Czaar und Herr aller Reußen!

Jetzt war die Berührung, die Nähe der Freunde Elisabeths eine unheilaushauchende Pest, ein todtbringendes Schreckniß, man vermied es angstvoll, Lestocq nahe zu sein, man drängte sich zurück von Woronzow und Razumovsky, die man erst mit zuvorkommendster Freundlichkeit gesucht hatte, ja, man vermied es sogar, den französischen Gesandten anzusehen, denn wenn die Regentin Alles wußte, so kannte sie auch das Freundschaftsverhältniß Lestocq's mit dem Marquis de la Chetardie, und er war daher verurtheilt, wie die andern Drei!

Und dieses unheilsvolle Gerücht hatte in der That nicht gelogen, die beiden Prinzessinnen waren in diesem Augenblicke nicht mehr so zärtlich und freundlich gesinnt, wie kurz zuvor.

Sie waren lange, plaudernd und vertraulich einander zulächelnd, durch die Säle gewandert, und Anna, sich auf den Arm Elisabeth's stützend, Anna, welche heute Alles mit glücklichen und heitern Augen ansah, empfand eine Art Unruhe darüber, daß man diejenige bei ihr hatte verdächtigen wollen, welche mit so heiterer,

unschuldsvoller Unbefangenheit neben ihr ging, und gar nichts zu ahnen schien von der finstern Wolke, welche sich über ihrem Haupte zusammenziehen sollte.

Sie ist unvorsichtig, dachte die Regentin, sie läßt sich hinreißen von ihrem Temperament, und ihre Feinde wollen hinter ihrer Neigung und Schwäche für die schönen Grenadiere und Soldaten eine finstere, tückische und wohlüberlegte Verschwörung suchen. Das ist grausam und ungerecht. Man muß die gute Elisabeth warnen, damit sie vorsichtiger werde und ihren zahlreichen Feinden keine Gelegenheit gebe, sie zu verdächtigen. Armes, unschuldiges Kind, sie ist so heiter und unbefangen, sie spielt mit Rosen, unter denen Schlangen verborgen sind. Es ist an mir, sie zu warnen, und das will ich thun!

Ganz durchdrungen von diesem edlen und großmüthigen Entschluß, zog die Regentin ihre Muhme Elisabeth in das kleine Boudoir hinein, das am Ende der Säle lag, und einen bequemen Ruhepunkt zu einer vertraulichen Unterhaltung darbot.

Aber in diesem Augenblick fiel Anna's Blick auf den Spitzenmantelet der Prinzessin, und ganz unwillkührlich erinnerte sie sich der Warnung und der Worte Ostermann's, welcher zu ihr gesagt: „der französische Gesandte versorgt im Auftrage seiner Regierung die Prinzessin nicht allein mit Geld, sondern auch mit den neuesten Moden und kostbaren Stoffen.“ Diese Spitzen-

mantille allerdings, die konnte nur aus Paris gekommen sein, man hatte nichts Aehnliches gesehen in Petersburg, es bedurfte allerdings besonderer Quellen, besonderer Mittel, um solch ein prächtiges und seltenes Exemplar zu erwerben.

Eine Wolke zog über die Stirn der Regentin, und mit etwas scharfem, schneidendem Tone sagte sie: Eine Frage, Prinzessin! Wie kommt Ihr zu diesem wundervollen Spitzenschleier, desgleichen ich niemals hier in Petersburg gesehen?

Die Augen der Regentin waren bei dieser Frage mit durchdringendem, streng forschendem Ausdruck auf das Antlitz der Prinzessin geheftet, sie wollte das leiseste Zucken, die geringste Bewegung in diesem Antlitz beobachten. —

Aber Elisabeth war auf diese Frage vorbereitet, und hatte schon mit dem Marquis und Lestocq sich die Antwort überlegt gehabt. Ihre Züge verriethen daher nicht die mindeste Bestürzung oder Unruhe, sie hob den kindlichen, heitern Blick zu Anna empor und sagte mit einem unbefangenen Lächeln: Ihr wundert Euch, nicht wahr, wie ich zu diesem kostbaren Schmucke komme? Ah, ich habe mich schon seit acht Tagen darauf gefreut, Euch heute mit diesem Anblick zu überraschen!

Aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, woher Euch diese kostbaren Spitzen kommen? fragte die Regentin mit scharfer Betonung.

Es ist eine Wette, die ich dem guten Marquis de la Chetardie abgewonnen habe, sagte Elisabeth unbefangen, und Ihr müßt gestehen, Hoheit, daß dieser französische Gesandte mit vielem Geschmack seine Wette bezahlt hat.

Die Regentin war immer ernster und düsterer geworden. Ein finsterer, unheilsvoller Verdacht bemächtigte sich einen Augenblick ihrer Seele, und in ihrer sonst so arglosen Seele stieg die finstere Frage auf: wie, wenn Ostermann Recht hätte, wenn Elisabeth wirklich conspirirte und der französische Gesandte mit ihr im Einklang wäre?

Und worüber, wenn man fragen darf, entstand die Wette? fragte sie mit dem Ton eines Inquisitors.

Ah, dieser gute Marquis, lachte die Prinzessin, er hatte noch nie einen russischen Winter erlebt, und er wollte mir nicht glauben, daß unsere Newa mit ihren reißenden Wasserströmen sich im Winter in eine ganz bequeme Landstraße verwandele. Ich wettete, daß ich ihn davon überzeugen und die Erste sein wollte, welche die Eisfahrt über den Fluß mache; er glaubte mir nicht und schwur, es würde mir der Muth dazu fehlen. Nun, ich hab's natürlich gethan, und so habe ich meine Wette gewonnen.

Die Regentin hatte keinen Blick von dem Antlitz der Prinzessin verwandt, während diese sprach. Diese heitere Ruhe, diese unbefangene Kindlichkeit entwaffnete sie.

Der finstere Verdacht entschwand aus ihrer Seele; Anna athmete erleichtert auf, und legte ihre Hand auf ihr Herz, als wolle sie dessen stürmisches Klopfen sänftigen. Da fühlte sie leise unter ihren Händen das Knistern und Rauschen dieses Briefes von Lynar.

Ein Sonnenschein zog über Anna's Angesicht, sie dachte an ihren Geliebten, sie fühlte seine Nähe, und sofort waren vor dieser Lichtgestalt alle die Nebel des Mißtrauens zerstreut, Anna fürchtete nichts mehr, sie beargwohnte nichts mehr, sie war wieder voll Heiterkeit und Glück, denn sie gedachte ihres fernen Geliebten, seine Liebesworte ruhten an ihrem Busen, wie hätte sie also zürnen können.

Jetzt erinnerte sie sich nur noch, daß sie Elisabeth hatte warnen wollen.

Sie legte daher ihren Arm um der Prinzessin Nacken, und sich mit ihr auf den Divan setzend, sagte sie: weißt Du wohl, Elisabeth, daß Du viele Feinde hast an meinem Hofe, und daß man Dich bei mir verdächtigen will?

Ah, ich glaube wohl, daß man es möchte, aber man kann es nicht! sagte Elisabeth lachend. Ich bin ein thörichtes, tändelndes Weib, das zum Unglück meiner Feinde gar nichts thut, was mich verdächtigen könnte, weil ich leider wirklich gar nichts thue. Ach, ich bin faul, Anna, sehr faul, Du solltest mich besser erziehen, liebe Frau Regentin!

Und Elisabeth küßte mit einer liebenswürdigen Schelmerei Anna's Fingerspitzen.

Nein, nein, sei einmal ernsthaft, sagte Anna, lache nicht, Elisabeth, und höre mir zu.

Und sie erzählte der aufhorchenden Prinzessin, daß man von allen Seiten komme, sie zu warnen; daß man ihr von geheimen Zusammenkünften erzähle, welche Lestocq in Elisabeth's Namen mit dem französischen Gesandten habe, und daß diese Zusammenkünfte bezweckten, durch eine Revolution die Regentin und ihren Sohn zu entfernen und Elisabeth zur Kaiserin zu erheben.

Elisabeth blieb vollkommen heiter, vollkommen unbefangen, sie lachte sogar, und rief achselzuckend: welch ein albernes Mährchen!

Ich glaube auch nicht daran, sagte Anna, aber zuletzt werden meine Minister mich zwingen, Lestocq zu verhaften, um ihn zu verhören und aus ihm die Wahrheit heraus zu pressen.

Ah, man wird ihn foltern, und er ist doch unschuldig: rief Elisabeth, in Thränen ausbrechend. Und sich an den Hals der Regentin anklammernd, schrie sie angstvoll: ach Anna, liebe Anna, rette mich doch vor meinen Feinden. Gieb es nicht zu, daß sie mir meine Freunde stehlen, daß sie mich selber in's Verderben stürzen! Sie wollen auch mich foltern und nach Sibirien schicken; Anna, meine Freundin, meine Gebieterin, rette mich! Du allein kannst es, denn Du kennst mich, und Du

weißt, daß ich unschuldig bin! Oh mein Gott, ich sollte gegen Dich conspiriren, gegen Dich, die ich liebe, und der ich auf die heiligen Bücher unserer Religion eine ewige Treue und Ergebenheit geschworen! Anna, Anna, ich schwöre Dir bei dem Geiste meines Vaters, ich bin unschuldig, und auch meine Freunde sind es. Lestocq's Fuß hat niemals das Hotel des französischen Gesandten betreten! Oh liebe, liebe Anna, so erbarme Dich doch, und gieb nicht zu, daß sie mich foltern, und mir diese armen Glieder verrenken!

Mit lautem Angstgeschrei, mit strömenden Thränen, bleich und zitternd, sank Elisabeth zu der Regentin Füßen nieder.

Dieses Angstgeschrei war es gewesen, das in die Säle drang, und dort überall Erstarren und Entsetzen verbreitete. — Und dieses Schreien und Weinen und Zittern war keine Maske, sondern Wahrheit. Elisabeth hatte Furcht, sie weinte und zitterte vor Furcht, aber sie besaß Besonnenheit genug, sich mit Worten nicht zu verrathen, — es war eben die Furcht, welche sie besonnen machte, und sie so meisterhaft spielen ließ, daß die Regentin vollkommen getäuscht ward. Sie zog die Prinzessin in ihre Arme und drückte sie fest an ihre Brust, indem sie zugleich bemüht war, Elisabeth mit liebevollen und zärtlichen Worten zu trösten und sie ihres Schutzes und ihrer Liebe zu versichern.

Aber es dauerte lange, ehe die angstvoll zitternde

und weinende Prinzessin sich beruhigen ließ, ehe sie den Versicherungen Anna's, sie habe ihr niemals mißtrauet, und sie immer geliebt, Glauben schenkte.

Das ist es, was mich am tiefsten betrüben würde, sagte Elisabeth zärtlich, wenn Du, meine Anna, an diese Verläumdungen glauben und mich solches schwarzen Verrathes für fähig halten könntest. Ach, ich wäre ja schlecht, wie Judas Ischarioth, wenn ich Dich, meine edle und großmüthige Herrin, verrathen könnte!

Thränen der Rührung standen in Anna's Augen, sie drückte einen zärtlichen Kuß auf Elisabeth's Lippen, und trocknete mit ihren eigenen Händen die Thränen von der Prinzessin Wangen fort.

Weine nicht mehr, meine Elisabeth, sagte sie zärtlich, nein, bitte, weine nicht! Es ist ja Alles gut und schön unter uns, und keine Wolke soll unsere Liebe und unser Vertrauen zu einander trüben! Komm, laß uns heiter sein und wieder lächeln, damit nicht dieser lauernde und neugierige Hof etwas erfahre von Deinen Thränen. Sie würden ein Ungeheuer aus einer Mücke machen, und wir wollen ihnen die Freude nicht gönnen, zu sagen, daß wir uns entzweit haben.

Nein, sie sollen es Alle sehen, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete, rief die Prinzessin, die Hände Anna's mit Küssen bedeckend.

Sie sollen es sehen, daß wir uns lieben! sagte Anna sanft, indem sie den Arm der Prinzessin nahm. Sei

heiter, meine Freundin, und nimm mein fürstliches Wort darauf, daß ich, was man mir auch von Dir sagen mag, doch Keinem glauben will, als Dir selber, daß ich immer Dir selber alle diese Verleumdungen getreulich hinterbringen will, damit Du Deine Feinde entwaffnen und Dich rechtfertigen kannst. Und jetzt komm und laß uns wieder einmal die Runde machen.

Arm in Arm traten die beiden Fürstinnen wieder zurück in den nächsten Saal.

Dieser war leer, Niemand hatte es wagen mögen, dort zu verweilen, um nicht das Verbrechen auf sich zu laden, irgend ein Wort der Prinzessinnen erlauscht und verstanden zu haben, und so ein Mitwisser ihres vertraulichen Gespräches geworden zu sein.

Man hatte sich also in die entfernteren Säle zurückgezogen, und dort stand man noch immer in angstvollem Schweigen, in athemloser, bleicher Erstarrung.

Plötzlich erschienen die beiden Prinzessinnen, Arm in Arm, harmlos plaudernd, wieder in den Sälen, und wie durch einen Zauberschlag veränderte sich abermals die Scene. Die Erstarrung und das Schweigen löſ'te sich wieder zu einem angenehmen Lächeln auf, man kam wieder zu Athem mit seiner Fröhlichkeit und seinen Scherzen.

Alles war wieder Sonnenschein und Lust, denn die Prinzessinnen waren wieder da, und die Prinzessinnen

lächelten, — mein Gott, mußte man da nicht lachen und außer sich sein vor Wonne?

Elisabeth's zärtliche Blicke suchten ihren Freund, den schönen Alexis Razumovsky. Plötzlich verfinsterten sich ihre Züge und ihre Wangen erblaßten, denn sie sah ihn, und sie sah, daß er nicht auf sie blickte.

Er stand an eine Säule gelehnt und seine brennenden Augen waren auf eine Dame gerichtet, welche soeben in den Saal getreten und deren wundergleiche Schönheit überall ein Gemurmel des Beifalls und Staunens hervorrief. Diese Dame war die Gräfin Lapuschkin, die Gemahlin des General-Commissarius der Marine, aus dessen Familie die erste Gemahlin Czaar Peters des Großen, die schöne Eudoxia Lapuschkin, hervorgegangen.

Schöner noch als Eudoxia war Eleonore Lapuschkin. Ein unendlicher Zauber der Jugend und Lieblichkeit, der Herzensreinheit und Energie war über dieses regelmäßig schöne Antlitz ergossen. Sie hatte die Züge einer Hebe und die Gestalt einer Juno; wenn sie lächelte und die zwei Reihen blendend weißer Perlenzähne sichtbar wurden, war sie unwiderstehlich reizend; wenn sie ernsthaft blickte und ihre großen dunklen Augen voll Hoheit und Geist erhob, dann hätte man ihr zu Füßen sinken und sie anbeten mögen. Man hatte die Gräfin Lapuschkin oft verglichen und zusammengestellt mit der Prinzessin Elisabeth, und doch konnte es nichts Verschiedeneres,

Unvergleichbareres geben, als diese beiden Schönheiten. Elisabeth's Schönheit war eine ganz irdische, üppige, voll Liebeslust und Jugendgluth, aber Eleonoren's Schönheit war eine keusche und erhabene, eine reine und unvergänglich jungfräuliche, Elisabeth konnte man lieben, Eleonore konnte man anbeten.

Die Prinzessin hatte die junge Gräfin Eleonore Lapuschkin lange gehaßt, und sie im Stillen ihre Rivalin genannt, aber daß sie jetzt auch ihre Rivalin im Herzen ihres Geliebten werden sollte, das erfüllte Elisabeth's Herz mit Zorn und Empörung, das machte ihre Augen flammen und ihr Blut aufwallen in rasendem Zorn.

Starr, wie Alexis Razumovsky, hatte auch sie den Blick auf die Gräfin gerichtet, welche, unbewußt und nicht ahnend dieses doppelten Anschauens, heiter und unbefangen im Kreise ihrer zahlreichen und bewundernden Freunde und Verehrer dastand.

Anna Leopoldowna folgte dem Blicke der Prinzessin, und die schöne Lapuschkin gewahrend, sagte sie unbefangen und ohne der leicht verletzbaren Eitelkeit Elisabeth's zu gedenken: Nicht wahr, Eleonore Lapuschkin ist ein wundervoll schönes Weib? Ich sah nie etwas Schöneres. Wie ein Morgentraum ist sie anzuschauen; es ist lauter Licht und Glanz um ihre Erscheinung ausgegossen. Findest Du das nicht auch, Elisabeth?

O ja, ich finde es! sagte Elisabeth mit einem krampfhaften Lächeln. Sie ist die schönste Frau in Deinem Reiche.

Dich selber ausgenommen, Elisabeth, rief die Regentin freundlich.

O nein, sie ist schöner als ich! murmelte Elisabeth.

Es war ihr aber unerträglich, dem Triumphe der Gräfin noch länger zuzuschauen, ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, beurlaubte sie sich bald von der Regentin und befahl ihren Wagen.

Thränen des Zorns und der Liebe standen in ihren Augen, als Razumovsky sich ihr näherte, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein.

Sie schleuderte seine Hand fort und stieg allein in den Wagen.

Und darf ich nicht, wie sonst, Dich in Deinem Wagen begleiten? fragte Alexis zärtlich.

Nein, sagte sie dumpf, gehe wieder hinauf in den Saal und bewundere die erste Schönheit dieses Reiches.

Dann aber siegte die Eifersucht über ihren Zorn, sie winkte Alexis, welcher sich traurig entfernen wollte, und befahl ihm, sofort einzusteigen.

Als die Wagenthür sich hinter ihnen geschlossen, faßte sie mit einer zornigen Bewegung Alexis beide Hände. Sieh mich an, sagte sie. Sieh mir fest in die Augen, und dann sage mir: ist Eleonore Lapuschkin schöner als ich?

XIII.

Die Zeichnung.

Es war am Tage nach diesem Hofball. Prinzessin Elisabeth war in ihrem Ankleidezimmer und damit beschäftigt, sich in ein sehr reizendes und verlockendes Negligé zu hüllen. Sie war heute sehr heiter, sehr sorglos und glücklich, denn Alexis Razumovsky hatte sie mit den heiligsten Schwüren seiner Anbetung und Treue versichert und Elisabeth durch seine hinreißenden, glühenden Worte zu versöhnen gewußt. Es war für ihn, daß sie sich heute besonders reizend und verführerisch kleiden wollte, damit Alexis über ihrem Anschauen die schöne Gräfin Eleonore Lapuschkin ganz vergessen lernen sollte. Ueber diesen coquetten Bestrebungen ihrer Eitelkeit hatte sie heute alle die Pläne und Veranstaltungen, zu denen ihre Freunde und Anhänger sie seit Wochen aufgereizt, vergessen, sie dachte nicht mehr daran, Kaiserin zu werden, aber sie wollte die Königin der Schönheit sein, und in diesem ihrem Reiche wollte sie allein und unbeschränkt herrschen und regieren.

Ein Lakay trat ein und meldete Lestocq.

Ueber die Stirn der Prinzessin zog eine Wolke des Unmuths. Aus ihren süßen Träumen und sehnsüchtigen Liebesgedanken durch diesen Namen aufgeschreckt, erin-

nerte sie sich jetzt erst wieder jenes unheilvollen Gespräches, welches sie am gestrigen Abende mit der Regentin gehabt. Sie hatte das Alles vergessen über ihrer Eifersucht und ihrer Liebe, jetzt aber, als sie wieder sich dessen erinnerte, fühlte sie ihr Herz erbeben in Angst und Schrecken.

Mit einem gebieterischen Wink ihre Kammerfrauen entfernend, ging sie dem eintretenden Leibarzt mit raschen Schritten entgegen.

Lestocq, sagte sie, wie gut, daß Ihr jetzt kommt. Ich würde sonst vielleicht vergessen haben, Euch zu sagen, daß es nichts ist mit dieser von Euch und dem französischen Marquis angezettelten Verschwörung. Wir müssen das aufgeben, denn die Sache ist gefährlicher, als Ihr denkt, und ich darf sagen, Ihr könnt mir dankbar sein, denn ich habe durch meine Vorsichtigkeit und Unerschrockenheit Euch von der Folter und von einer möglichen Transportirung nach Sibirien befreit. Ach, in Sibirien ist es sehr kalt, mein lieber Lestocq, und Ihr thut wohl daran, wenn Ihr Euch hier in Stille und Bescheidenheit ein warmes Nest baut, statt hochfliegende Pläne zu entwerfen, die uns Alle mit Gefahren bedrohen.

Und weshalb ahnt Ihr Gefahren, Prinzessin? fragte Lestocq.

Die Regentin weiß Alles! Sie kennt unsere Pläne und Verbindungen! Mit einem Wort, sie weiß, daß

wir conspiriren, und daß Ihr der Mittelpunkt dieser Cospiration seid!

So bin ich also verloren, seufzte Lestocq dumpf, indem er tief erschüttert sich auf einem Sessel niederließ.

Nein, Ihr seid es nicht, sagte Elisabeth lächelnd, denn ich habe Euch gerettet. Ach, ich hätte nimmer geglaubt, daß das Comödienspiel so leicht sei, aber ich sage Euch, ich habe eine wahre Meisterschaft entwickelt. Die Angst ist meine Lehrmeisterin gewesen, sie hat mich gelehrt, so unschuldig zu erscheinen, so rührend zu flehen, daß Anna selber ganz gerührt ward. Ach, und geweint habe ich, ganze Bäche von Thränen, sage ich Euch. Das hat die Regentin vollständig entwaffnet. Aber Ihr werdet die Schuld haben, wenn meine Augen heute noch roth sind vom Weinen, und nicht so glänzend, wie sonst!

Und die Prinzessin Elisabeth eilte zum Toilettentisch, um prüfend und aufmerksam sich im Spiegel zu betrachten.

Ja wahrlich, rief sie dann erschrocken, es ist so, wie ich fürchtete. Meine Augen sind ganz trübe. Lestocq, Ihr müßt mir ein Mittel geben, ein schnelles und sicheres Mittel, das meine Augen wieder leuchten macht!

So sprechend, schaute Elisabeth unverwandt in den Spiegel, voll Angst und Besorgniß um ihre Augen.

Ich werde ihm heute weniger schön erscheinen, mur-

melte sie, er wird mich in Gedanken mit Eleonore Lapuschkin vergleichen, und sie schöner finden, als mich! Lestocq, Lestocq, rief sie dann laut, und unwillig mit ihren kleinen Füßen stampfend, ich sage Euch, Ihr müßt mir sogleich ein Mittel geben, daß meine Augen wieder glänzen!

Prinzessin, sagte Lestocq feierlich, ich beschwöre Euch, nur diesmal vergeßt auf einen Moment Eure unvergleichliche Schönheit und Eure wundervollen Augen! Seid nicht nur ein Weib, sondern seid, was Ihr sein könnt, des großen Czaaren große Tochter. Prinzessin, es handelt sich hier nicht um den verminderten Glanz Eurer Augen, sondern um wirkliche Gefahren, die Euch bedrohen! Seid barmherzig, seid gnadenvoll, und erzählt mir genau und ausführlich jedes Wort, welches Ihr gestern Abend mit der Regentin gesprochen!

Die Prinzessin blickte von ihrem Spiegel auf und wandte ihr Haupt nach Lestocq hin. Ach, ich vergaß, sagte sie leicht, Ihr seid nicht bloß Leibarzt, sondern auch Revolutionenmacher, und das ist Euch wichtiger.

Es handelt sich um Euren Kopf, Prinzessin, und den will ich Euch als rechter und echter Leibarzt zu erhalten suchen! Deshalb, theuerste Prinzessin, beschwöre ich Euch, erzählt mir dieses Gespräch mit der Regentin.

Wollt Ihr mir dann nachher sofort ein Recept für meine Augen geben?

Ja, bei Gott, das will ich!

Nun, so hört denn!

Und die Prinzessin erzählte dem athemlos horchenden Lestocq ihre gestrige Unterhaltung mit Anna Leopoldowna. Lestocq hörte ihr in gespanntester Erwartung zu, während er ein auf dem Tische liegendes Stück Papier ergriffen hatte und mit einem Bleistift mechanisch und gedankenlos darauf einige Linien zu zeichnen schien. Vielleicht war es diese mechanische Beschäftigung, welche ihn wieder so besonnen und ruhig werden ließ. Sein Gesicht nahm während der ausführlichen Erzählung der Prinzessin wieder den Ausdruck der Entschlossenheit und Festigkeit an, seine Augen leuchteten wieder in energischem Glanze, und seinen Mund umspielte wieder ein keckes und spöttisches Lächeln, wie man es an ihm zu sehen gewohnt war, wenn er seiner Ueberlegenheit sich bewußt, und zu einem kühnen Entschluß gekommen war.

Die gute Regentin hat da einen Staatsstreich ausgeführt, den ihr Ostermann niemals verzeihen wird, sagte er, nachdem die Prinzessin zu Ende war. Sie hätte schweigen und sich unbefangen stellen müssen, dann waren w i r verloren, jetzt aber ist s i e es.

Nein, rief die Prinzessin in edler Aufwallung, die Regentin hat gerade das beste Mittel gewählt, uns vollständig zu entwaffnen. Sie hat mir ein edles Vertrauen gezeigt, sie hat den Einflüsterungen ihrer Minister und Räthe nicht geglaubt, und statt mich, wie sie es konnte, zu verderben, hat sie mich mit der liebevollen

Sorge einer Schwester gewarnt. Das werde ich ihr niemals vergessen, Lestocq, das werde ich ihr immer danken! Hinfort soll die Regentin oder Kaiserin Anna Leopoldowna keine treuere und gehorsamere Unterthanin haben, als mich, die Prinzessin Elisabeth!

Ihr wollt doch nicht damit sagen, Prinzessin —

Ich will damit sagen, unterbrach ihn Elisabeth, daß diese Verschwörung ohne Schwertstreich und Blutvergießen zu Ende gebracht ist, und daß es von dieser Stunde an in dem großen russischen Reiche nur noch Ein Weib giebt, welches Ansprüche auf den Titel einer Kaiserin hat, das ist die Regentin Anna Leopoldowna!

Ihr wollt also Euren heiligen und wohlbegründeten Ansprüchen auf den Kaiserthron entsagen? fragte Lestocq, indem er fortfuhr zu zeichnen.

Ja, das will ich, rief Elisabeth. Ich will nicht mehr geplagt sein von Euren beständigen Umtrieben und Plänen, ich will Ruhe haben. Im Innern meines Palastes will ich Kaiserin sein, da will ich ein Reich begründen, ein Reich des Friedens und der genußvollen Glückseligkeit, da will ich der Liebe einen Tempel bauen, und mich zu ihrer Priesterin weihen! Nein, sprecht mir nicht mehr von Revolutionen und Verschwörungen, ich bin nicht dazu geschaffen, als der gefürchtete, donnernde Götze feiler zitternder Sclaven auf einem Throne zu sitzen, und mit jedem Wort und jedem Blick Millionen zittern zu machen. Ich will nicht Kaiserin sein, ich

will ein Weib sein, das nichts zu thun hat mit den Geschäften und Plackereien der Männer, ich will nicht arbeiten und mich plagen, ich will genießen, und mich meines Daseins freuen.

Dazu wird man Euch keine Zeit mehr lassen, sagte Lestocq feierlich. Wenn Ihr Eure Plane aufgebt und jetzt noch Euren Rechten entsagt, dann, Prinzessin Elisabeth, ist es vorbei mit den Tagen des Glückes und der Freude. Dann wird es Euch nicht mehr gestattet sein, Euren Palast zu einem Tempel der Freude zu machen, und nur die Priesterin des Unglücks werdet Ihr fortan noch genannt werden!

Ihr habt wieder Fieberphantasien, sagte Elisabeth lächelnd. Kommt, ich will Euch wecken! Ich habe Euch meine Geschichte erzählt, jetzt ist es an Euch, mir ein Recept gegen rothgeweinte Augen zu geben.

Hier ist es, Prinzessin, war Lestocq's ernste Antwort, indem er der Prinzessin das Papier überreichte, auf welchem er vorhin gezeichnet hatte.

Elisabeth nahm es und betrachtete es anfangs mit lächelnder Neugierde; aber allmählig nahmen ihre Züge einen ernstern Ausdruck an, Entsetzen und Schrecken malte sich in denselben, und ihre rosigen Wangen erbleichten.

Das nennt Ihr ein Recept gegen rothgeweinte Augen, sagte sie schaudernd, und doch sind es ein paar Bilder, bei welchen sich mir das Haar vor Entsetzen

emporsträubt, und die machen könnten, daß man sich blind weint!

Es sind die Bilder unserer Zukunft! rief Lestocq kraftvoll. Seht hier diesen auf das Rad geflochtenen Mann, das bin ich! Und nun schaut dieses zweite Bild! Dies junge händeringende Weib, welcher die eine dieser Nonnen hier das Haar abschneidet, während die andere bemüht ist, ihr trotz ihres Sträubens den schwarzen Nonnenschleier überzuwerfen. Das seid Ihr Prinzessin Elisabeth! Für Euch das Kloster, für mich das Rad! Das wird unsere Zukunft sein, Prinzessin Elisabeth, wenn Ihr jetzt noch zögert, auf dem einmal betretenen Pfade vorwärts zu schreiten!*)

Uns dieser Verschwörung überführen, heißt uns dem sichern Verderben überliefern, und daß man uns überführen kann, daran zweifelt nicht! Unter Grünstein's angeworbenen Freunden sind genug Trunkenbolde, welche Euch für einige Flaschen Branntwein verrathen werden. Prinzessin Elisabeth, wollt Ihr Nonne oder Kaiserin sein? Wählt unter diesen beiden Bestimmungen! Es giebt keinen Mittelweg!

So werde ich denn Kaiserin werden! sagte Elisabeth mit flammenden Augen, zitternd vor Angst und Erregung, indem sie immer noch die beiden Zeichnungen be-

---

*) Levecque. Vol. V. pag. 227. — Vogage en Sibérie par l'Abbé Chappe d'Auteroche. Vol. I. p. 184.

trachtete. Ach, Ihr seid ein geschickter Künstler, Lestocq, Ihr habt dieses Bild mit einer grauenvollen Wahrheit und Aehnlichkeit gezeichnet. Wie ich da stehe, wie ich die Hände ringe, die bleichen Lippen öffne zu einem Aufschrei des Entsetzens, und doch in starrem Schweigen verstumme beim Anblick dieser entsetzlichen Scheere, vor deren Todesstreichen mein Haar zur Erde fällt, und dieses Schleiers, der mich lebendig einsargen will!

Und die beiden Zeichnungen zur Erde schleudernd, setzte Prinzessin Elisabeth ihren Fuß auf dieselben, indem sie mit lauter, gebieterischer Stimme sagte: diese Zeichnungen sind falsch, Lestocq. Das sage ich Euch, und ich werde es Euch beweisen, ich, die Kaiserin Elisabeth!

Heil meiner Kaiserin! rief Lestocq, sich vor ihr niederwerfend und den Saum ihres Kleides küssend, Dank und Segen über Euch, denn Ihr habt mich so eben von dem sichern Henkertode errettet! Ja, Ihr habt mir das Leben gerettet, dafür will ich Euch heute noch die Kaiserkrone auf Euer himmlisch schönes Haupt setzen!

Heute noch? fragte Elisabeth zusammenschreckend.

Ja, in dieser Nacht noch muß es geschehen. Wir müssen den Moment benutzen, denn nur der Moment ist noch unser! Jede Stunde des Verzugs bringt uns unserm Verderben näher. Noch eine Nacht der Zögerung, und man hat uns den Sieg fast schon unmöglich gemacht. Ach, die Regentin Anna hat Euch geschworen,

nur Euch zu glauben, und niemals an Euch zu zweifeln, und dennoch hat sie drei Bataillonen der Garden Befehl gegeben, morgen in der Frühe aufzubrechen, um sich nach Wyborg zur Armee zu begeben. In diesen drei Bataillonen stehen unsere Freunde und Vertrauten. Urtheilt also jetzt, wie sehr Euch Anna Leopoldowna vertraut!

Ach, wenn es so ist, sagte Elisabeth, dann habe auch ich keine Rücksichten mehr zu nehmen. Anna will meine Freunde von hier entfernen, das ist ein Verrath an der mir von ihr geschwornen Freundschaft. Ich habe also keine Verbindlichkeiten mehr gegen sie. Ich bin frei, zu handeln wie ich will! Lestocq, ich will keine Nonne, aber ich will Kaiserin werden. Jetzt habt Ihr mein Wort, jetzt ordnet und beschließt Alles! Soll es denn geschehen, so mag es rasch und ohne Zaudern sein! Heute noch habe ich Muth, das Ungeheure zu wagen, laßt uns also dieses Heute benutzen!

Erwartet mich heute Nacht um zwölf Uhr, sagte Lestocq aufstehend, ich werde dann hier sein, um Euch zur Kaiserkrönung abzuholen!

Diese feste Entschiedenheit machte Elisabeth wieder zittern. Bis jetzt war ihr noch Alles wie ein Traumbild, eine Phantasie erschienen, als sie aber in Lestocq's entschlossenen und kühnen Zügen las, daß es Wahrheit sei, erbebte sie, und ein angstvolles Zagen bemächtigte sich ihrer Seele!

Und wenn es mißlingt, sagte sie gedankenvoll und schaudernd.

Es wird und darf nicht mißlingen! rief Lestocq. Das Recht ist auf Eurer Seite, und Gott wird über der Tochter des großen Czaaren wachen!

Und dann, wenn ich nun wirklich Kaiserin bin, sagte Elisabeth gedankenvoll vor sich hin. Was ist's dann weiter? Es ist kein Glück dabei! Man giebt mir einen andern Titel, man setzt mir eine Krone auf, und bindet mich an einen Thron. Ich werde nicht mehr frei sein, zu handeln, wie ich will, zu leben, wie ich mag. Tausend Spione werden mich umlauern, tausend Blicke jedem meiner Schritte folgen, tausend Ohren jedes meiner Worte erschnappen, um es zu deuteln, und einen geheimen Sinn darin zu finden! Ihr werdet mich eine Kaiserin nennen, aber ich werde eine Sclavin sein, eine Sclavin, welche man mit goldenen Fesseln gebunden, auf deren Haupt man eine goldene Dornenkrone gesetzt hat. Und diese vielen Mühseligkeiten und Arbeiten! Diese langweiligen Sitzungen der Minister, dieses Gesetzemachen und Unterschreiben, dieses Befehlen und Commandiren! Wie entsetzlich!

Lestocq, rief die Prinzessin plötzlich laut, wenn ich immer arbeiten, und Gesetze machen, und unterschreiben, und befehlen, und regieren soll, dann will ich keine Kaiserin werden, nein, nimmermehr!

Ihr sollt nur Kaiserin sein, um das Leben im

höchsten Glanze zu genießen. Wir, Eure Diener und Sclaven, wir werden für Euch arbeiten und regieren! sagte Lestocq.

Schwört mir das! Schwört mir, daß man mich nicht zwingen wird zu arbeiten, schwört mir, daß Ihr für mich regieren wollt, damit ich Zeit habe, dem Vergnügen und der Freude zu leben!

Ich schwöre es Euch bei Allem, was mir heilig ist!

Nun, dann will ich Kaiserin werden! sagte Elisabeth zufrieden.

In diesem Augenblick öffnete sich eine geheime Thür und Alexis Razumovsky trat ein.

Bei seinem Erscheinen erinnerte sich Elisabeth wieder ihrer rothgeweinten Augen und der schönen Gräfin Eleonore Lapuschkin.

Sie heftete einen prüfenden, durchdringenden Blick auf Alexis und es schien ihr, als schaue er sie minder zärtlich an, wie sonst.

Oh, sagte sie stolz, indem sie ihren Liebling zu sich winkte und ihn leicht auf die Stirn küßte, oh, ich will Dich schon zwingen, mich anzubeten. Wenn eine Kaiserkrone meine Stirn umgiebt, dann sollst Du schon gestehen müssen, daß ich die schönste aller Frauen bin. Alexis, in dieser Nacht noch werde ich Kaiserin!

Alexis sank ihr mit einem Freudenschrei zu Füßen.

Heil und Segen meiner angebeteten Kaiserin! rief er begeistert. Heil Elisabeth, der schönsten aller Frauen!

Mit Ausnahme der schönen Gräfin Lapuschkin! sagte Elisabeth mit einem bittern Lächeln, — ach, wenn ich Kaiserin bin, werde ich mindestens die Macht haben, diese Frau unschädlich zu machen und sie zu vernichten! — Du erbleichst, Alexis, fuhr sie heftiger fort, Deine Hand zittert in der meinen! Du liebst sie also sehr, diese erhabene, reine Götterschönheit? Ach, ich werde sie dafür zu strafen wissen!

Prinzessin! rief Alexis vorwurfsvoll. Elisabeth, Du, meine erhabene, meine sanfte Kaiserin, Du willst einer nichtigen, eifersüchtigen Grille ein unschuldiges Weib zum Opfer bringen?

Ach, er wagt es noch für sie zu bitten! rief Elisabeth mit rauhem Lachen, und sich an Lestocq wendend, fuhr sie mit zornblitzenden Augen fort: Lestocq, ich habe noch eine Bedingung zu machen, bevor ich mich entschließe, Kaiserin zu werden!

Nennt Eure Bedingung, Prinzessin Elisabeth, und wenn es in menschlicher Macht steht, soll sie erfüllt werden!

Prinzeß Elisabeth warf einen zornigen Blick auf Razumovsky, dann sagte sie mit einem grausamen Lächeln: schwört mir bei Allem, was Euch heilig ist, an dieser Gräfin Eleonore Lapuschkin eine Schuld aufzufinden, welche mir das Recht giebt, sie zu verurtheilen!

Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist! sagte Lestocq feierlich.

Und Ihr thut wohl daran, rief Alexis. Denn wenn eine Schuld an ihr haftet, und wenn sie nur mit einem Wort, mit einem Blick sich gegen meine edle und schöne Kaiserin vergangen hätte, dann ist sie es werth, daß sie verurtheilt werde.

Du willst sie also nicht mehr vertheidigen? fragte Elisabeth gütevoll, indem sie sich zu ihrem knieenden Geliebten niederbeugte.

Was ist mir die Gräfin Lapuschkin! rief Alexis zärtlich. Für mich giebt es nur Ein Weib, nur Eine Kaiserin und Eine Schönheit, das ist Elisabeth!

Die Prinzessin lächelte zufrieden. Lestocq, sagte sie, diesmal halte ich Wort. Ich bin bereit, Alles zu wagen, um eine Kaiserkrone auf mein Haupt zu setzen. Ich muß und will Kaiserin sein, um die Macht zu haben, Euch Alle zu belohnen, und Dich, meinen Alexis, zu mir zu erheben.

Und sie zog den schönen Alexis empor, indem sie ihm ihre Hand zum Kusse darreichte.

Ich gehe jetzt, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen, sagte Lestocq. Um Mitternacht komme ich, Euch zu holen. Haltet Euch alsdann bereit, Prinzessin Elisabeth.

Ich werde bereit sein! sagte Elisabeth, indem sie Lestocq entließ.

Um Mitternacht, fuhr sie dann gedankenvoll fort. Nun, wir haben noch zwölf Stunden bis dahin, die

werden genügen, um eine passende Toilette zu ersinnen. Alexis, sage mir, was für ein Kleid ich anziehen soll! Welche Farbe steht mir am besten, in welcher werde ich den Soldaten am besten gefallen? Die Toilette, mein Alexis, ist oft entscheidend in solchen Fällen; ein unpassender Anzug kann machen, daß ich den Verschworenen mißfalle und sie mich aufgeben; Du mußt mir helfen, Alexis, einen Anzug zu wählen! Komm, laß uns in die Garderobe gehen und rufe meine Frauen! Ich will alle meine Gewänder, eins nach dem andern anziehen, und dann sollst Du entscheiden, in welchem ich am schönsten bin, das werden wir wählen.

XIV.

Die Nacht der Verschwörung.

Die Nacht war gekommen; allmälich verlöschten die Lichter in den Palästen und Häusern. Petersburg begann zu schlafen, oder sich mindestens doch den Anschein des Schlafes zu geben. Auch die Regentin Anna Leopoldowna hatte bereits ihren Hofstaat entlassen und sich in ihre Gemächer zurückgezogen.

Es war eine schöne, sternenhelle Nacht, Anna lehnte sich an's Fenster und blickte gedankenvoll, träumerisch

zum Himmel empor. Allmälig füllten sich ihre Augen mit Thränen, welche langsam über ihre Wangen rollten und herniederfielen auf ihre Hände. Anna erschrak vor dem Fallen dieser heißen, glühenden Tropfen. Sie hatte es gar nicht gewußt, daß sie weinte, ihre Gedanken hatten sie ihrer Thränen vergessen gemacht.

Sie dachte an Lynar, an den Fernen, Heißersehnten, dem sie ihr ganzes Dasein in Liebe hingeben möchte, und dem sie doch nur durch eine Lüge angehören konnte. Sie dachte, daß es edler und größer sein würde, ihm zu entsagen, und ihn größer und heiliger zu lieben, indem sie ihn aufgebe, um nur ihren von dem Gesetze und der Kirche ihr gebotenen Pflichten zu leben. Aber bei diesem Gedanken fühlte sie einen namenlosen Schmerz in ihrem Busen, und unwillkührlich war es, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Nein, flüsterte sie leise, ich kann dieses Opfer nicht bringen, ich kann der Tugend meine Liebe nicht opfern, ich kann für diesen Popanz einer gezwungenen Ehe nicht eine Liebe hingeben, welche Gott selber in mein Herz gelegt. Mag es denn sein! Mögen die Priester mich verdammen, mag die Welt mich verurtheilen, ich werde dem Vorurtheil meine Liebe nicht zum Opfer bringen! Ich weiß es, daß ich sündige, aber Gott wird Nachsicht haben und Erbarmen mit der Sünderin, welche auf der Welt kein weiteres Glück besitzt, als diese einzige, ihr ganzes Wesen beherrschende Liebe. Und muß es denn

Strafe geben für diese Sünde, oh mein Gott, so falle auf mich allein die Strafe, ihn aber, Allmächtiger, ihn verschone, von seinem edlen Haupte wende sie ab.

So sprechend, hob sie mit inbrünstigem Flehen die Arme empor, und ihre sehnsuchtsvollen Blicke richteten sich himmelwärts.

Plötzlich schoß es, wie ein heller Blitz dort drüben am Himmel empor, — ein Stern hatte sich abgelöst von seiner Bahn, und fuhr leuchtend eine Strecke weiter, dann erlosch er.

Das bedeutet Unglück! sagte Anna schaudernd, und senkte ihr Haupt auf ihre Brust.

In diesem Moment klopfte es laut und ängstlich an ihre Thür und Prinz Ulrich, Anna's Gemahl, begehrte Einlaß.

Anna eilte ihm zu öffnen, indem sie befremdet nach der Ursache seines ungewöhnlichen Besuches fragte.

Anna, sagte der Prinz, hastig eintretend, ich komme noch einmal, Dich zu warnen. Wieder ist mir auf geheimnißvollen Wegen ein Warnungsschreiben zugegangen. Ich fand es so eben auf meinem Nachttische. Sieh nur selbst, man fleht uns an, auf unserer Huth zu sein, man benachrichtigt uns, daß eine fürchterliche Gefahr uns bedrohe, daß Elisabeth conspirire, und daß wir verloren seien, wenn wir nicht augenblicklich Vorkehrungen treffen.

Anna las das ihr dargereichte Billet und gab es dann lächelnd ihrem Gemahl zurück.

Immer dasselbe Lied, dieselbe Unkenstimme! sagte sie. Graf Ostermann hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Elisabeth conspirire, und von ihm kommen ohne Zweifel diese ewigen Warnungsbriefe. Lies sie künftig nicht mehr, mein Gemahl, und laß uns jetzt ruhig zu Bette gehen.

Und wenn es nun dennoch wahr wäre, rief der Prinz dringend, wenn uns nun dennoch Gefahr drohte! Ein Wink von Dir kann sie abwenden, laß uns also vorsichtig sein. Gedenke Deines Sohnes, Anna Leopoldowna, auch sein Leben ist bedroht! Schütze es, Mutter eines Kaisers! Erlaube, daß ich, der Generalissimus Deiner Truppen, meine Maßregeln treffe. Laß mich Patrouillen aufstellen und ein Regiment, für dessen Treue ich bürge, die Eingänge dieses Palastes bewachen.

Anna schüttelte lächelnd das Haupt. Nein, sagte sie eifrig, nichts von dem Allen soll geschehen! Solche Vorsichtsmaßregeln zeugen von Verdacht, und das würde die gute Elisabeth kränken. Sie ist unschuldig, glaube es mir. Ich habe sie gestern scharf beobachtet, und sie ist rein aus dieser Prüfung hervorgegangen. Es wäre unedel, ihr jetzt noch mißtrauen zu wollen. Zudem hat sie mein fürstliches Wort, daß ich über sie immer nur sie selber hören, und keinem Andern glauben will, als ihr allein. Ich werde also morgen zu ihr fahren und ihr dieses Billet zeigen, damit sie sich rechtfertigen kann.

Du hältst sie also für ganz unschuldig? fragte der Prinz seufzend.

Ja, für ganz unschuldig. Ihre feste Haltung, ihre Betheuerungen, ihre Thränen haben mich überzeugt, daß es ungerecht wäre, diesen eitlen und gehässigen Gerüchten, welche man über sie verbreitet hat, Glauben zu schenken! *) Laß uns also in Ruhe und Frieden unser Lager besteigen. Von Elisabeth droht uns keine Gefahr!

Es lag etwas Ueberzeugendes, Beruhigendes in der festen, unerschütterlichen Sicherheit Anna's; der Prinz fühlte nicht die Kraft, ihr zu widerstehen, er schämte sich seiner weibischen Furcht, ihrer männlichen Ruhe gegenüber.

Seufzend verabschiedete er sich von ihr, um in seine Gemächer zurückzukehren.

An der Thür wandte er sich noch einmal um.

Anna, sagte er feierlich, Du hast jetzt über unser Schicksal und unsere Zukunft entschieden, und Gott gebe, daß es uns Allen zum Guten gedeihe. Sollte es aber nicht sein, sollte das Ungeheure, Entsetzliche dennoch über Dich hereinbrechen, dann erinnere Dich wenigstens dieser Stunde, in welcher ich Dich warnte, und sprich mich frei von aller Schuld.

Ohne eine Antwort abzuwarten, gesenkten Hauptes, schmerzlich seufzend, entfernte sich der Prinz.

---

*) Anna's eigene Worte. Siehe: Levecque. Vol. V. pag. 227.

Anna schaute ihm mit einem mitleidigen Lächeln nach.

Armer Prinz, flüsterte sie leise, er ist immer so voll Furcht und Zagen; das macht, er ist nicht glücklich! Er liebt mich und ich kann mein Herz doch nicht zur Gegenliebe zwingen. Armer Prinz, es muß sehr traurig sein, ungeliebt zu lieben!

Seufzend verschloß sie die Thür, durch welche ihr Gemahl sie verlassen.

Ich will schlafen gehen, sagte sie. Ja, schlafen! Vielleicht sendet mir der Himmel einen gütigen Traum, und ich werde ihn sehen, meinen Lynar! Aber nein, erst muß ich noch einmal zu Iwan gehen und sehen, ob er ruhig schlummert.

Mit eiligen Schritten begab sie sich in das anstoßende Gemach, welches das Schlafzimmer des jungen Kaisers war.

Alles war still hier. Vor der Thür, welche auf den Corridor führte, hörte sie den regelmäßigen Schritt der auf- und abgehenden Schildwache. Auf den Polstern umher lagen die Wärterinnen des Kaisers, in tiefen Schlummer versenkt. Es war ein Bild der vollkommensten Ruhe.

Anna näherte sich mit leisen Schritten der Wiege ihres Sohnes. Sie beugte sich über ihn hin und betrachtete ihn mit innigen, zärtlichen Mutterblicken, und sein stiller friedlicher Schlummer schien ihr Herz mit süßer Beruhigung zu erfüllen.

Schlafe, mein süßes Kind, mein schöner kleiner Kaiser, flüsterte sie leise. Schlafe, und mögest Du im Traume mit Engeln spielen, die so schön sind, wie Du selber.

Sich über die Wiege neigend, hauchte sie einen leisen Kuß auf die Rosenlippen ihres Kindes, dann schwebte sie leise und geräuschlos durch das Gemach dahin und kehrte in ihr eigenes Schlafzimmer zurück.

Und jetzt, sagte sie, hoch aufathmend, jetzt will ich auch schlafen und träumen. Gute Nacht, mein Geliebter, gute Nacht Lynar!

Mit einem glücklichen Lächeln ließ sie sich auf ihr Lager niedergleiten und entschlummerte.

In diesem Augenblick schlug die Uhr in dem anstoßenden Gemach die zwölfte Stunde.

Langsam und feierlich tönte das Geräusch dieser schlagenden Glocke, welche die Mitternachtsstunde verkündete! — —

Um diese selbe Stunde begann es lebendig zu werden in dem Palaste der Prinzessin Elisabeth. Man sah Lichter an den Fenstern erscheinen und verschwinden, man sah in den Gemächern eilige Schatten kommen und gehen, Alles verkündete dort in dieser ungewöhnlichen Stunde ein eigenthümliches Regen und Treiben, und gewiß war es ein bedeutsames, ein unerhörtes Glück für Elisabeth, daß Anna ihrem Gemahl verboten hatte, Patrouillen durch die Straßen zu schicken. Eine einzige

Patrouille, welche jetzt an diesem Palaste vorüberkam, hätte die ganze Verschwörung vereiteln können.

Aber die Straßen waren ruhig, nirgends ließ sich eine Patrouille oder Wache sehen.

Jetzt vernahm man das leise Rauschen und Pfeifen eines Schlittens auf dem knisternden Schnee, — es kam näher und näher, und nun pochte es an das Hofthor des Palastes. Die Schildwache öffnete und zwei Schlitten fuhren in den Hof ein.

Der erste, mit reichen Decken behangen und prächtig ausgeschmückt, war leer. Aus dem zweiten aber sah man Lestocq herausspringen und sich eiligst in das Innere des Palastes begeben. —

Elisabeth, prachtvoll gekleidet, funkelnd von Brillanten, befand sich in ihrem kleinen Empfangssaal. Niemand war bei ihr als Alexis Razumovsky. Sie sprachen Beide nicht, und man sah es ihren Gesichtern an, daß sie in einer unheimlichen, angstvollen Spannung sich befanden.

Elisabeth war bleich und um ihren Mund zeigte sich ein ängstliches, convulsivisches Zucken, ihre Gestalt bebte fieberhaft und sie mußte sich auf Razumovsky's Arm lehnen, um nicht umzusinken.

Hast Du das Hofthor sich öffnen gehört? hauchte sie leise. Lestocq ist noch nicht hier, und es ist Mitternacht vorüber. Gewiß, er ist gefangen, Alles ist entdeckt und wir sind verloren! Ich habe fürchterliche Angst, Alexis,

es ist mir, als fühlte ich das Schwert schon an meinem Halse. Oh mein Gott, hörst Du nicht Schritte im Corridor? Sie kommen näher und näher. Das sind meine Verfolger. Sie kommen mich zu holen, mich auf das Blutgerüst zu führen! Rette mich, Alexis, rette mich!

Und mit einem gellenden Angstgeschrei klammerte sich die Prinzessin an den Hals ihres Geliebten.

Jetzt ward die Thür hastig geöffnet, und auf der Schwelle erschien Lestocq, begleitet von Woronzow.

Prinzessin Elisabeth! rief Lestocq feierlich, ich komme, Euch abzuholen. Der Thron ist bereit und wartet seiner Kaiserin!

Auf, Prinzessin Elisabeth, sagte Alexis, ermanne Dich, meine schöne Kaiserin, gieb uns ein Beispiel des Muthes und der Entschlossenheit.

Prinzessin Elisabeth hob langsam ihr bleiches Angesicht von der Schulter Razumovsky's empor, und mit scheuen Blicken umhersehend, sagte sie matt: ich leide, ich leide fürchterlich! Diese Angst wird mich tödten. Mein Gott, Ihr seid so grausam, Ihr quält und plagt mich. Warum muß ich denn eine Kaiserin sein?

Um keine Nonne zu werden, rief Lestocq lakonisch.

Um die größte, die erhabenste Frau der Welt zu werden! sagte Woronzow.

Um Den zu Dir zu erheben, welchen Du liebst, flüsterte Alexis der Prinzessin in's Ohr.

Elisabeth sah ihn zärtlich an und nickte ihm zu.

Ja, sagte sie, um Deinetwillen, mein Alexis, will ich Kaiserin werden! Kommt, laßt uns gehen! Aber wo ist Grünstein?

Er wartet mit seinen Vertrauten vor der Kaserne seines Regiments. Dorthin begeben wir uns zuerst.

So laßt uns gehen! sagte Elisabeth, vorwärts schreitend. Aber als sie sah, daß auch Alexis mit den andern Beiden ihr folgte, blieb sie stehen.

Nein, sagte sie, Du darfst nicht mit uns gehen, Alexis. Soll ich Muth haben zu handeln und zu sprechen, so darf ich Dich nicht unter den Kämpfenden wissen und für Dein Leben zittern müssen. Nein, nein, nur wenn ich Dich geborgen und in Sicherheit weiß, werde ich Muth haben, zu kämpfen und zu ringen um eine Kaiserkrone. Schwöre mir also, Alexis, daß Du ruhig hier verweilen willst, bis ich Dir Botschaft sende.

Vergebens war Razumovsky's Bitten und Flehen, vergebens, daß er sich vor ihr niederwarf und ihre Hände mit Thränen und Küssen bedeckte.

Elisabeth blieb unerschütterlich, und als Alexis immer noch verharrte in seinem Flehen, sagte sie ernst und stolz: Alexis Razumovsky, ich befehle Dir zu bleiben! Du wirst den ersten Befehl Deiner Kaiserin zu ehren wissen!

Ich werde bleiben, seufzte Alexis, und die Welt wird mit Fingern auf mich zeigen und mich einen Feigling schelten!

Und ich werde Dich der Welt zeigen, und sie zwingen, Dich zu ehren, wie einen König, sagte Elisabeth zärtlich, indem sie Lestocq und Woronzow winkte, und mit ihnen das Gemach verließ.

Schweigend eilten sie die Treppen hinunter, schweigend ließ sich Elisabeth in ihren Schlitten heben, während Lestocq und Woronzow den zweiten Schlitten bestiegen.

Vorwärts! donnerte Lestocq's machtvolle Stimme, und durch die Nacht und die öden Straßen dahin braus'te der Zug.

Petersburg schlief! Niemand hinter den dunklen Fenstern, in den schweigenden Palästen, Niemand ahnte es, daß so eben dort unten eine neue Kaiserin vorüberfuhr, eine Kaiserin, welche bis jetzt nur zwei Unterthanen in ihrem Gefolge hatte.

Jetzt hatten sie die Kaserne des Preobrajenskyschen Regiments erreicht. Dort halten sie an. In dem geöffneten Thore steht Grünstein mit seinen dreißig angeworbenen Soldaten.

Stumm nähern sie sich dem Schlitten der Prinzessin, und werfen sich zur Erde vor ihr.

Heil unserer Kaiserin, flüstert Grünstein leise, und leise sprechen die Soldaten es nach.

Laßt uns in die Kaserne gehen, ruft die Soldaten, weckt die Officiere, ich selber will zu ihnen reden! sagte Elisabeth, sich leicht aus dem Schlitten schwingend. Sie

war jetzt ganz muthig und entschlossen. Gegenüber der nun nicht mehr zu vermeidenden Gefahr hatte ihr Herz sich plötzlich gestählt, war ihres Vaters Geist in ihr erwacht.

Entschlossenen Schrittes trat sie in die Kaserne ein; dort hatten die Verschwornen bereits Lärm erhoben, aus allen Corridoren stürzten die Soldaten herbei, verwundert und lächelnd das herrliche, schöne Weib anstarrend, das strahlend im Glanze der Schönheit und der funkelnden Juwelen in ihrer Mitte stand.

Soldaten, rief Elisabeth jetzt laut und kräftig, ich komme, Euch um Euren Beistand anzuflehen, damit mir Gerechtigkeit werde im Reich meiner Väter! Die Tochter Czaar Peters des Großen bin ich, mir also gebührt dieser russische Thron, und ich will haben, was mein ist! Ich will es nicht länger dulden, daß eine ausländische, deutsche Prinzessin Euch befehlen und Gesetze geben will, Euch, meinen geliebten Brüdern und Landsleuten. Folgt mir also, und laßt uns diese fremden Eindringlinge verjagen, welche mir, Eurer rechtmäßigen Kaiserin, den Thron geraubt haben!

Heil Elisabeth, unserer Kaiserin! riefen die Verschwornen, sich zur Erde werfend.

Betäubt, überwältigt und überrascht, wagten die Uebrigen nicht, sich zu widersetzen. Elende Sclaven, waren sie gewohnt, sich dem zu unterwerfen, welcher ihnen Befehle ertheilte, — sie unterwarfen sich also.

Sie stürzten nieder auf ihre Kniee und leisteten der neuen Kaiserin den Eid der Treue!

Jetzt war Elisabeth schon Kaiserin über dreihundert Soldaten!

Auf jetzt, meine Freunde, rief sie mit fester Stimme, auf zum Schlosse der Czaaren, in welchem diese Empörer wohnen, und Euch die Schmach anthun, ein Wiegenkind Euren Kaiser zu nennen. Kommt, daß wir sie für solche Beleidigung strafen, und sie von ihrer angemaßten Höhe herabstürzen!

Wir folgen unserer Kaiserin in Noth und Tod! schrieen die Soldaten.

Man machte sich also wieder auf den Weg, man durcheilte weiter und weiter die schweigenden Straßen, und endlich war er erreicht, der kaiserliche Palast, in welchem Kaiser Iwan mit seinen Aeltern wohnte.

Elisabeth mit ihren Vertrauten war in vier Schlitten den Uebrigen vorausgeeilt. Mit beherztem Muthe näherten sie sich dem Hauptportal des Schlosses.

Die Wache trat in's Gewehr, und der Tambour hob schon die Klöpfel, Alarm zu schlagen.

Ein einziger Faustschlag Lestocq's durchschlug das Fell der Trommel.

Erschrocken taumelt der Tambour zurück, und an ihm vorüber geht die Schaar der Verschwornen, Elisabeth an ihrer Spitze.

Niemand wagt es, sich ihnen zu widersetzen; schwei-

gend stürzen die Sclaven zur Erde, vor Der sich zu beugen, welche sich ihnen ankündigt als ihre Herrin und Kaiserin!

So nahen sie sich, überall Unterwerfung, überall Gehorsam findend, dem Flügel des Palastes, in welchem der Kaiser Iwan mit seiner Mutter, der Regentin, wohnt. Hier ist ein Officier als Wache aufgestellt. Er allein wagt es, diesen Eindringlingen zu trotzen. Mit entblößtem Schwerdt tritt er ihnen entgegen, und schwört den zu durchbohren, welcher es wagt, diesen Corridor zu betreten.

Unglücklicher, was wagst Du! sagt Lestocq, entschlossen hervortretend. Du bist ein Hochverräther. Falle nieder und flehe Deine Kaiserin Elisabeth um Gnade an!

Entsetzt taumelte der Officier zurück. Eine Kaiserin war es, die vor ihm stand, und er hatte es gewagt, dieser Kaiserin zu trotzen!

Um Vergebung und Gnade flehend ließ er sein Schwerdt sinken, und stürzte zur Erde nieder.*) Der russische Sclave war in ihm erwacht, und er beugte sich vor der, welche die Macht hatte, ihm zu gebieten.

Ungehindert, von Niemand mehr aufgehalten, durchschritt jetzt Elisabeth mit ihrem Gefolge den Corridor,

*) Voyage en Sibérie par l'Abbé Chappe d'Auteroche. Vol. I. pag. 185.

welcher zu den Gemächern der Regentin führte. An jeder Thür stellte man Wachen aus, mit dem strengen Befehl diejenigen zu ermorden, welche es wagen sollten, ihnen zu trotzen.

So war man bis zu dem Vorzimmer gelangt, welches zu dem Schlafgemach der Regentin führte.

Elisabeth hatte nicht den Muth weiter zu gehen. Zaudernd stand sie still. Eine tiefe, schamvolle Reue überkam sie, als sie des edlen Vertrauens gedachte, das ihr Anna bewiesen, und das sie mit so schwarzem Verrath zu vergelten im Begriff stand.

Lestocq, dessen scharfer beobachtender Blick sie niemals verließ, errieth ihre Gedanken und ihre Unentschlossenheit. Leise flüsterte er Grünstein einige Worte in's Ohr, und von dreißig Grenadiren gefolgt, näherte sich dieser der Thür von Anna's Schlafzimmer.

Ein einziger Ruck, und diese Thür ist geöffnet, und mit wildem Geschrei stürzen die Soldaten zu dem Lager hin, auf welchem Anna Leopoldowna ruht.

Mit einem Angstschrei fliegt Anna aus ihrem Schlummer empor, und sieht sich schaudernd umringt von den hohnlachenden Kriegern, welche ihr mit rauher Stimme gebieten, sich zu erheben und ihnen zu folgen. Kaum läßt man ihr die Zeit, sich in ihre Gewänder einzuhüllen und ihre kleinen, zitternden Füße mit Schuhen zu versehen.

Aber Anna ist ganz ruhig, ganz gefaßt geworden.

Sie weiß, daß sie verloren ist, und zu stolz, sich zu beklagen, oder zu weinen, findet sie den Muth in sich, ruhig zu sein.

Ich bitte nur um die einzige Gnade, Elisabeth sprechen zu dürfen, sagt sie laut. Ich werde Alles thun, was Ihr befehlt, ich werde Euch folgen, wohin Ihr wollt, nur laßt sie mich vorher sehen, Eure Kaiserin Elisabeth!

Elisabeth, dicht an die Thür gelehnt, hatte diese Worte vernommen, — einem unwillkürlichen Zuge ihres Herzens nachgebend, stieß sie die Thür auf, und erschien auf der Schwelle von Anna's Gemach.

Anna gewahrte sie, und ein mattes Lächeln flog über ihre Züge.

Ach, so kommt Ihr zu mir, Elisabeth? sagte sie vorwurfsvoll, indem sie die Prinzessin mit großen, stolzen Blicken ansah.

Elisabeth konnte diesen Blick nicht ertragen, sie senkte das Auge zu Boden, und wieder lächelte Anna Leopoldowna. Sie war besiegt, aber vor ihr, beschämt und erröthend, stand die in diesem Moment von ihr besiegte Siegerin!

Aber jetzt erinnerte sich Anna ihres Sohnes, und die Hände faltend, sagte sie mit flehendem Ton: Elisabeth, tödte meinen Sohn nicht! Habe Erbarmen mit ihm!

Schaudernd wandte Elisabeth sich ab, sie fühlte ihr Herz zerrissen, sie hatte nicht die Kraft zu einer Antwort.

Lestocq winkte den Soldaten, und befahl ihnen, die Verrätherin Anna Leopoldowna wegzuführen.

Dreißig Krieger bemächtigten sich der Regentin, welche ruhig und stolz sich ihnen darstellte, und willenlos sich von ihnen führen ließ.

Auf dem Corridore begegnete ihnen ein anderer Trupp Soldaten. Sie führten in ihrer Mitte den Gemahl der Regentin, den Prinzen Ulrich von Braunschweig, und Anna's Liebling, Julie von Mengden.

Anna! rief der Prinz schmerzvoll. Oh, wärst Du meiner Warnung gefolgt! Warum that ich nicht, trotz Deines Befehls, was ich thun mußte! Ich allein bin Schuld an diesem Unglück.

Niemand trägt die Schuld, als ich allein! sagte Anna ruhig. Verzeihe mir, mein Gemahl, verzeihe mir, Julie!

So gelangten sie hinunter zu den bereitstehenden Schlitten. Man hob den Prinzen in den einen derselben, und die Regentin mit Julie in den andern.

Ach, sagte Julie, ihren Arm um Anna's Nacken legend, wir werden mindestens zusammen leiden!

Anna lehnte ihr Haupt an der Freundin Schulter. Gott ist gerecht und gütig! sagte sie. Er straft mich um meiner verbrecherischen Liebe willen, und gnadenvoll verschont er den, welchen ich liebe! Ich preise Gott um meines Leiden willen! Julie, wenn Du dereinst frei wirst und ihn wiedersiehst, dann bringe ihm

meine heißen Grüße, dann sage, daß ich ihn ewig lieben werde, und daß mein letzter Seufzer ein Gebet für ihn sein wird. Ich werde ihn niemals wiedersehen, bringe ihm meinen Segen, Julie!

Julie zerfloß in Thränen, und sich an die Freundin anklammernd, schluchzte sie: Nein, sie werden es nicht wagen, Dich zu tödten!

Dann werden sie mich in ein lebenslängliches Gefängniß schleppen, sagte Anna ruhig.

Nein, nein! Dein Haupt ist geheiligt, und Deine Freiheit! Sie dürfen beide nicht antasten!

Nichts ist geheiligt in Rußland, sagte Anna lakonisch.

Die Schlitten hielten vor dem Palais der Prinzessin Elisabeth. — Kaum zwei Stunden waren vergangen, seit Elisabeth in eben diesem Schlitten als eine arme, zitternde Prinzessin dies Palais verlassen hatte, und jetzt sandte sie als gebietende Kaiserin denselben zurück mit der entthronten Regentin.

Diese zog als Gefangene ein in den Palast der Prinzessin, während Elisabeth als Kaiserin Besitz nahm von dem Palaste der Czaaren.

XV.

Der Schlaf der Unschuld.

Ein Bild.

Kaum hatte Anna Leopoldowna das Zimmer, in welchem man sie überfallen, verlassen, als Lestocq sich mit einem neuen Befehl an Grünstein wandte.

Jetzt, sagte er leise zu ihm, jetzt eilt, Euch des Kaisers zu bemächtigen. Der kleine Iwan muß vernichtet werden!

Elisabeth hatte diese Worte vernommen, und eingedenk der letzten Bitte Anna's rief sie heftig: Nein, sage ich! Er soll nicht vernichtet werden! Wehe dem, der ein Haar seines Hauptes krümmt. Ich will nicht die Mörderin eines unschuldigen Kindes werden! Nehmt ihn gefangen, bemächtigt Euch seiner, aber ehrt in ihm das Kind und den Kaiser! Reißt ihn nicht gewaltsam aus seinem Schlummer empor, sondern schont seines Schlafes! Armes Kind, so früh schon bestimmt zu leiden!

Keine Rührungen jetzt, Prinzessin, flüsterte Lestocq, zeigt Euch groß und strenge, sonst ist Alles verloren! Kommt also fort von hier, damit der Anblick dieses Kindes Euer Herz nicht noch mehr erweiche! Kommt, es bleibt uns noch Vieles zu thun übrig!

Und ehrerbietig Elisabeth's Hand fassend, zog er sie der Thür zu.

Jetzt thut Eure Schuldigkeit, sagte er zu Grünstein, bemächtigt Euch dieses jungen Iwan.

Gedenkt aber dabei meines Befehles und schont seiner, sagte Elisabeth, indem sie langsam und zögernd das Gemach verließ.

Auf jetzt zu Iwan! befahl Grünstein seinen Soldaten, und mit ihnen eilte er in das Schlafgemach des jungen Kaisers.

Dort herrschte noch immer tiefe Stille und ungestörter Frieden. Nur die Wärterinnen waren erwacht und hatten sich eiligst entfernt, um sich zu verbergen und Rettung zu suchen. Man hatte den jungen Kaiser allein gelassen, und das Kind war nicht erwacht von dem Lärmen rings umher.

Ruhig lag es da in seiner prächtigen Wiege, welche auf einer Art Estrade mitten im Zimmer stand, beleuchtet von dem matten Schein einer Lampe, die an goldenen Ketten von der Decke des Zimmers herniederhing. Wie eine Rosenknospe schaute dieses schlummernde, lächelnde Kindergesicht aus der Umhüllung grünseidener Kissen hervor, — es war ein Anblick, welcher selbst diesen rohen Soldaten Ehrfurcht einflößte.

Sie standen anfangs staunend und andächtig still am Eingang des Zimmers, dann traten sie langsam, auf den Fußspitzen schleichend, näher, und umgaben die

Wiege. Aber eingedenk der Worte ihrer neuen Kaiserin: „schont seines Schlafes“ wagte es Keiner von ihnen, dieses Kind zu berühren, oder es aus seinem Schlummer zu erwecken.

In dichten Reihen gedrängt, umstanden die bärtigen Krieger die Wiege des Kaiserkindes, die Arme auf ihre Hellebarden gestützt, erwarteten sie sein Erwachen.*)

Ein seltsames wundervolles Bild war es. Die in der Mitte auf einer Estrade stehende prächtige Wiege mit dem schlummernden Kinde, und auf den Stufen dieses Kinderthrones ringsum die Soldaten mit den wilden, drohenden Gesichtern, alle den Blick erwartungsvoll geheftet auf das lächelnde Antlitz des Kindes.

Jetzt öffnet sich die Thür, und mit bleichem, entsetztem Antlitz stürzt Iwan's Amme herein und zu der Wiege ihres kaiserlichen Pflegesohns hin. Die Soldaten winken ihr mit gebieterischen Blicken zu schweigen und still, wie sie selber, das Erwachen des Kaisers zu erwarten. Das arme Weib verstummt, aber ihre hervorstürzenden Thränen sprechen von ihrem Jammer und ihrem Weh. —

Die Zeit vergeht, — wie angezaubert, ernst, unbeweglich, stumm, stehen die Soldaten. Hinter der Wiege, Arme und Blicke flehend gen Himmel erhoben, steht die Amme, und das Kind schlummert lächelnd weiter.

*) Levecque. Vol. V. pag. 227.

So ist eine Stunde dahin gegangen, — das Kaiserkind regt sich, es streckt die kleinen, rosigen Arme empor, — es schlägt die Augen auf, — es erwacht!

Ein Triumphgeschrei tönt von den Lippen der Soldaten, Aller Arme strecken sich aus, um sich dessen zu bemächtigen, der eine Stunde zuvor noch ihr Herr und und Kaiser gewesen!

Das Kind, erschreckt, geängstigt von dem Anblick dieser jauchzenden, wilden Soldaten, bricht in ein Angstgeschrei aus, und reckt die kleinen Aermchen seiner Amme entgegen.

Sie nimmt es an ihren Busen, sie netzt es mit ihren Thränen, zitternd birgt das Kaiserkind sein kleines Angesicht an dem Herzen seiner Pflegerin, deren sich jetzt die Soldaten bemächtigen und sie mit dem schreienden Kinde zu dem bereitstehenden Schlitten führen. Der bringt den kleinen entthronten Kaiser in den Palast Elisabeth's, zu der entthronten Regentin, welche ihren Sohn mit heißen Thränen an ihren Busen drückt.

XVI.

Belohnung.

Währenddeß hatte sich Elisabeth zur unumschränkten Herrin des Palastes gemacht; in den Thronsaal eilend,

hatte sie Besitz genommen von dem Throne ihrer Väter und den um sie versammelten Garden, als ihre Souverainin den Eid der Treue abgefordert.

Sie lagen vor ihr auf den Knieen, diese feilen Knechte des Despotismus, sie beugten ihr Haupt im Staube, und diese vier bis fünftausend Sclaven, bis zu welcher Zahl die Anhänger der Kaiserin schon gesteigert war, sie leisten Elisabeth den Eid der Treue, entschlossen, die Regentin und den jungen Kaiser zu erwürgen, wenn Elisabeth es befiehlt, oder diese selber zu erwürgen, wenn vielleicht die Regentin noch einen Augenblick befehlen kann!*)

Während die Garden im Palaste ihr huldigen, eilen auf Lestocq's Befehl, unter Grünstein's und Woronzow's Anführung, die Knechte der neuen Gewalthaberin zu Münnich und Ostermann, und Beide werden verhaftet. Mit ihnen eine Anzahl Verdächtiger und Angesehener, welche vielleicht für Anna-Leopoldowna das Schwerdt hätten ergreifen mögen.

Lestocq hatte an Alles gedacht, Alles sich überlegt, und zur selben Zeit, als er mit Elisabeth den Palast der Regentin betrat, ließ er schon das Manifest drucken, welches Elisabeth als Kaiserin proclamirte. —

Als die Sonne empor stieg am Horizont, war Elisabeth in der Hauptstadt als Kaiserin anerkannt, und

*) La Chappe d'Auteroche, Vol. I. p. 186.

bald in der ganzen Monarchie. Wer war es, der sie anerkannte? Es war nicht das Volk, denn in Rußland giebt es kein Volk, es giebt nur einen Herrn und Sclaven ihm gegenüber. Elisabeth war Kaiserin geworden, weil das Glück und Anna Leopoldowna's edelmüthige Sorglosigkeit sie begünstigt hatte. Nicht das Bedürfniß des Volkes aber, oder die Tyrannei ihrer Vorgängerin hatte sie zum Throne gerufen, sondern sie war dahin gelangt durch die List und die Ränke einiger weniger Verbündeten.

Sie war Kaiserin geworden, weil Lestocq es überdrüssig geworden, immer nur Wundarzt und Leibmedicus einer armen Prinzessin zu sein, weil Grünstein den Stand eines Unterofficiers gar zu gering für sich hielt, und weil Alexis Razumovsky, der einstige Vorsänger in der kaiserlichen Kapelle, es angemessen und an der Zeit fand, seinem Namen einen Fürsten- oder mindestens doch einen Grafentitel hinzuzufügen.

Als Petersburg erwachte, hörte es mit Staunen die seltsame Kunde von einer neuen Revolution. Von Mund zu Mund flog diese ungeheure Nachricht: wir haben unsere Herrschaft verändert. Wir sind nicht mehr die Unterthanen Kaiser Iwan's, sondern der Kaiserin Elisabeth! Eine neue Dynastie ist uns auferstanden, und ein neues Treuegelübde gilt es zu beschwören.

Anfangs wagten es nur Wenige, diese außerordentlichen Nachrichten im Publikum zu verbreiten, und vor

diesen Wenigen bebte man scheu und angstvoll zurück; es war gefährlich, ihnen zuzuhören, man floh sie, ohne ihnen zu antworten.

Aber als es immer lauter, immer bedeutsamer ward, dieses Gerücht, als man an der Wahrheit dieser Nachrichten nicht mehr zweifeln durfte, als es sich bestätigte, daß die Regentin mit ihrem Sohne entthront, und Elisabeth den Thron bestiegen, da schienen alle die vorher so angstvollen, so zweifelnden Gesichter sich wie von einem Blitzstrahl der Freude zu entzünden, da hörte man nichts, als Triumphgeschrei und Jubelgetön, da verwünschte man laut die Regentin Anna Leopoldowna, welche man gestern noch gesegnet, da jubelte man laut der neuen Kaiserin entgegen, welche man gestern noch mitleidig belächelt hatte in ihrer Machtlosigkeit.

Wieder eilte und drängte man dem kaiserlichen Palaste zu, wieder bestiegen die Großen und Edlen ihre Staatskutschen und eilten zu der neuen Machthaberin, um sich huldigend ihr zu Füßen zu werfen; wieder hörte man nichts als Entzücken und Freudengeschrei, sah man nur wonneleuchtende Gesichter und Augen, in welchen Freudenthränen erglänzten. Im Laufe von vierzehn Monaten war es das dritte Mal, daß man einem neuen, immer von seinem Nachfolger verdrängten Herrscher huldigte, und man that es jedes Mal mit denselben Freudenbezeigungen, demselben Entzücken, derselben willenlosen Demuth, Den, welcher gestürzt war, nicht bekla-

gend, Den, welcher gesiegt hatte, hoch preisend mit begeisterten Worten der Liebe.

Als der Tag hereinbrach über Petersburg, als er glorreich der jungen Kaiserin entgegenstrahlte, als sie zu ihren Füßen die Tausende im Staub ihr huldigender Sclaven gewahrte, da schwellte eine stolze, eine selige Freude das Herz Elisabeth's, und herniederblickend auf das so demüthige, so ergebene, so willenlose Volk, dem sie jetzt Herrscherin war, fühlte sie sich einen Moment von einer tiefen und heiligen Rührung überwältigt.

Ich will meinem Volk eine Mutter sein, dachte sie, ich will es lieben und seiner schonen, ich will nicht hart mit ihm sein, sondern milde. Es soll mir nicht fluchen, sondern es soll mich anbeten.

Dieser ersten großmüthigen Regung ihres Herzens nachgebend, erhob sich Elisabeth von ihrem Throne und die Hände gen Himmel erhebend, schwur sie mit lautem, feierlichem Eide, ihren Unterthanen eine Mutter zu sein, eine Mutter, die, wenn sie strafen muß, nimmer doch der Liebe und Schonung vergißt.

Niemand, wie groß auch sein Verbrechen sei, sagte sie mit leuchtenden Augen, Niemand soll, so lange ich auf diesem Throne herrsche, mit dem Tode bestraft werden; die Todesstrafe ist von heute an abgeschafft in meinem Reiche. Ich werde das Verbrechen strafen, aber ich werde des Verbrechers Leben schonen.

Und als Elisabeth so gesprochen, hallte der Saal

wieder von dem Freudengeschrei der Großen und Edlen, — man athmete hoch auf, man hob das Haupt stolzer und freier aufwärts. Jahrhunderte lang hatte das allmächtige Wort des Czaaren wie ein Schwert des Damocles über den Häuptern der Russen geschwebt, jetzt schien es, als sei es hinweggenommen, als sei Jedem eine längere Lebensdauer, ein längeres, ungefährdetes Dasein verheißen. Ein Blick, ein Lächeln, ein unüberlegtes Wort hatte bis dahin oft genügt, um ein Haupt zu fällen, um dem Henkerbeil oder dem Scheiterhaufen überliefert zu werden.

Und jetzt schien diese ewig gegenwärtige Gefahr hinweggenommen.

Was Wunder also, daß man laut aufjauchzte vor Freude, daß man sich einander umarmte, daß man laut und feierlich den Segen des Himmels herabbeschwor auf die edle, barmherzige Kaiserin.

Und während da oben in diesen glänzenden Kaisersälen der Adel und die Großen des Reiches sich glücklich priesen, umstand unten in dichten Schaaren das Volk den Palast und schaute neugierig hinauf zu den glänzenden Fenstern und horchte staunend auf das Triumphgeschrei, das laut und schallend zu ihnen hinunterdrang.

Als sie dann erfuhren, weshalb man da oben sich freute, da sahen sie einander achselzuckend an und seufzten leise: die Kaiserin will Niemand mehr mit dem

Tode bestrafen! Was kümmert das uns? Mögen die Großen nicht mehr von der Kaiserin getödtet werden, was kümmert das uns, die Leibeigenen der Großen? Die Kaiserin ist mächtig, aber unsere Herren sind über uns noch mächtiger. Sie werden uns immer noch zu Tode peitschen lassen und die Kaiserin wird's nicht hindern können.

Doch jetzt trat ein Abgesandter der Kaiserin aus dem Schloßthor und verkündete, daß Elisabeth Jedem der da unten Versammelten eine Flasche Branntwein spenden lasse, um der Kaiserin ein Lebehoch zu bringen. Nun kam Leben und Bewegung in diese leblose Masse, nun verzerrten sich die stumpfen Gesichter zu einem freundlichen Grinsen, nun schrie man und heulte man vor Entzücken, nun stürzte Alles wild durcheinander der geöffneten Thür zu, um des Gnadengeschenkes der Kaiserin theilhaftig zu werden, um den verheißenen Branntwein zu empfangen.

Für die Großen die Abschaffung der Todesstrafe, für das Volk eine Flasche Branntwein, das waren die ersten Strahlen, durch welche die neu aufgehende Sonne Elisabeth sich am Horizonte ihres Reiches verkündete.

Nein, Elisabeth that noch mehr, sie gedachte zu dieser Stunde mit dankerfülltem Herzen der Treuen, welche sie zum Throne geleitet. Diese zu belohnen, war ihre nächste und heiligste Pflicht.

Ein Wink von ihr berief die dreißig Grenadiere des Preobrajensky'schen Regimentes, welche Grünstein gewonnen, zu den Stufen ihres Thrones heran, und die Kaiserin empfing sie mit einem huldvollen Lächeln und reichte ihnen die schöne Hand zum Kusse dar.

Dann erhob sie sich vom Thron, und indem sie ihren Blick über die um sie versammelten Fürsten und Großen schweifen ließ, sagte sie mit ihrer hellen, einschmeichelnden Stimme: Das Verdienst ist es, welches adelt, die Treue ist es, welche Ruhm und Glanz verleiht. Und das Verdienst und die Treue hat sich in Euch mir bewährt, Ihr meine getreuen Grenadiere! So will ich Euch denn belohnen, wie Ihr es verdient. Von dieser Stunde an seid Ihr frei, nein, Ihr seid mehr, Ihr seid den Großen meines Reiches gleich, Ihr gehört mit vollem Recht in ihre Reihen, denn kraft meiner kaiserlichen Machtvollkommenheit erhebe ich Euch in den Adelstand und ernenne Euch zu Baronen, Euch Alle, meine getreuen dreißig Grenadiere, und Euch, Herr Grünstein, den Anführer dieser treuen Schaar. Nehmt sie auf in Eure Reihen, meine Grafen und Herren, sie sind Eurer würdig.

Zaudernd, nicht wagend, sich unter diese stolzen Großen zu mischen, standen die neuen Barone; aber mit lächelnden Gesichtern, mit geöffneten Armen, mit Ausrufungen der Zärtlichkeit, mit Versicherungen der

Freundschaft traten jetzt die Fürsten und Grafen zu ihnen heran.

Die Kaiserin hatte gesprochen, die Diener mußten gehorchen, und die Fürsten und Grafen, die Feldmarschälle und Generäle, welche gestern noch die Grenadiere kaum eines verächtlichen Blickes gewürdigt, sie nannten sie jetzt ihre Freunde und Brüder, und priesen sich glücklich, sie in ihre Reihen aufzunehmen.

Elisabeth schaute mit zufriedenem Blick diesem herzlichen Begrüßungsmomente zu, sie fand es unendlich süß, unendlich angenehm, auf so leichte Art so viele Menschen glücklich zu machen, und mit einer freudigen Genugthuung erinnerte sie sich, daß sie ihren Leibkutscher noch zu belohnen habe, ihn, der ihren Schlitten in dieser großen, entscheidenden Stunde geführt hatte.

Sie befahl ihn zu rufen. Eine geraume Zeit verging, erwartungsvoll schauten alle nach der Thür, endlich öffnete sich diese, und von vier Lakayen geführt, stolperte der Leibkutscher in den Saal. Man hatte Mühe gehabt, ihn aufzufinden, bis man ihn endlich unter dem Volke entdeckt, das in den untern Räumen des Palastes durch die Garde der Kaiserin mit Branntwein gesegnet ward. Aus diesen Räumen der Glückseligkeit hatte man ihn trotz seines Widerstrebens entführt, um ihn zur Kaiserin zu bringen.

Sie empfing den taumelnden Petrowitsch mit huldvollem Lächeln, sie lobte die Kühnheit, mit welcher er

in dieser gefahrvollen Nacht ihren Schlitten geführt, und zum Dank für seine Großthaten erhob sie ihn, wie die Grenadiere, in den Adelstand und ernannte ihn zum Baron des russischen Reiches.*)

Mit einem stumpfsinnigen Lachen hörte Petrowitsch ihr zu, und als jetzt die Großen ihn umringten, als sie ihn ihrer Freundschaft versicherten, als sie ihm die Hände darreichten, da sank Petrowitsch zitternd und mühsame Worte lallend auf seine Kniee und beugte sein Haupt im Staube vor diesen Mächtigen und Großen und küßte demuthsvoll den Saum ihres Gewandes, nicht ahnend, daß er jetzt ihres Gleichen und ihnen ebenbürtig sei.

Und immer glänzender und schöner strahlte die kaiserliche Huld. Keiner von Elisabeths Getreuen ward vergessen, denn Elisabeth besaß eine seltene Tugend — sie war dankbar.

Sie ernannte Lestocq zu ihrem ersten Leibarzt, zum Präsidenten des medicinischen Collegiums und zum geheimen Staatsrath. Sie machte Grünstein zum Aide de camp seines Regiments und verlieh ihm den Rang eines Brigade-Generals, sie machte Woronzow zum Grafen und ersten Kammerherrn.

Dann erst, ganz zuletzt, nannte sie den Namen ihres Freundes Alexis Razumovsky. Wie ein Sonnenglanz

---

*) Manstein. Mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie. — Levecque. Histoire de Russie.

durchflog es ihr schönes Antlitz, als er sich ihrem Throne nahte, und ihm beide Hände darreichend, sagte sie laut: Alexis Razumowsky, Dir danke ich es zumeist, daß es mir gelungen, diese Usurpatoren, welche den Thron meiner Väter geraubt, zu verdrängen, Denn Dein Rath und Deine klugen Worte gaben mir Muth und Kraft. Sei denn fortan der Nächste meinem Throne, mein Kammerherr, Graf Razumowsky.

Alexis beugte ein Knie vor ihr und küßte dankbar seiner Geliebten Hand, und die Grafen und Herren umringten ihn und priesen laut die hohe Weisheit der Kaiserin, deren göttlicher Scharfblick überall das wahre Verdienst aufzufinden und zu erkennen vermöge, um es zu belohnen und zu dem ihm zukommenden Range zu erheben. —

Ach, seufzte Elisabeth, als sie am Abend dieses glorwürdigen Tages wieder allein war mit ihren Vertrauten, ach, meine Freunde, ich habe jetzt Euren Willen vollführt und Euch gestattet, aus mir eine Kaiserin zu machen. Aber vergeßt nicht, Lestocq, daß ich nur unter der Bedingung Kaiserin geworden, daß ich mich um die Geschäfte nicht zu kümmern und mit Staatsangelegenheiten mich nicht zu plagen habe. Dies war ein sehr anstrengender Tag, und ich hoffe, Ihr werdet mir jetzt für immer Ruhe gönnen. Ich habe gethan, was Ihr wünschtet, ich bin Kaiserin und habe Euch belohnt dafür, jetzt aber fordere auch ich meinen Lohn, und das

ist Ruhe. Ein für alle Mal, in meinen Privatzimmern darf nichts gesprochen werden von Staatsgeschäften, hier will ich Ruhe haben. Das Regieren könnt Ihr in Euren Kanzleien und Bureaus übernehmen, ich will nichts davon wissen. Hier wollen wir heiter sein und uns des Lebens freuen. Komm her, mein Alexis, komm und sage mir, ob mich diese Kaiserkrone gut kleidet und ob Du mich schön gefunden in meinem Hermelinbesetzten Purpurmantel?

Meine erhabene Kaiserin ist immer die schönste aller Frauen, rief Alexis zärtlich.

Nenne mich nicht Kaiserin, sagte sie fast unwillig. Das erinnert mich wieder an all die Mühseligkeiten, die ich diesen Tag hindurch habe erdulden müssen.

Nur einen Augenblick noch, Majestät, lassen Sie mich Sie erinnern, daß Sie jetzt Kaiserin sind, und als solche Pflichten zu erfüllen haben, rief Lestocq dringend. Ihr habt Euch heute des schönsten Rechtes Eurer Kaisergewalt bedient, des Rechtes zu belohnen und Glückliche zu machen. Aber es bleibt Euch noch eine minder schöne Pflichterfüllung übrig, Ihr müßt jetzt auch daran denken, zu strafen, Majestät. Die Regentin mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne sind gefangen, ebenso Münnich, Ostermann, der Graf Löwenwold und Julie Mengden. Ihr müßt daran denken, sie zu richten und zu strafen.

Elisabeth hatte gar nicht auf ihn geachtet. Sie flü-

ſcherte und lachte mit Alexis, welcher ſpielend ihr langes ſchwarzes Haar aufgelöſt hatte und es ſich ſchäkernd um den Nacken ſchlang.

Ach, Ihr habt mich nicht einmal angehört, Majeſtät, rief Leſtocq ungeduldig. Ihr müßt aber in der That auf einige Augenblicke Euch Eurer neuen Würde erinnern und befehlen, was mit den gefangenen Hochverräthern geſchehen ſoll.

Sieh nur, Alexis, wie dieſer neue Herr Geheime Staatsrath mich plagt, ſeufzte die Prinzeſſin, und ſich an Leſtocq wendend, fuhr ſie fort: Ich denke, Ihr werdet beſſer als ich die Geſetze kennen und wiſſen, wie man Hochverräther zu ſtrafen hat.

Der Hochverrath wird in allen Ländern mit dem Tode beſtraft, ſagte Leſtocq finſter.

Nun, ſo laßt dieſe Hochverräther den allgemeinen Gebrauch mitmachen und tödtet ſie! rief Eliſabeth, ſich behaglich auf dem Divan ausſtreckend.

Ew. Majeſtät haben aber heute geſchworen, Niemand am Leben zu ſtrafen.

Habe ich das? Ach ja, ich entſinne mich jetzt. Nun, wenn ich es verſprach, ſo werde ich Wort halten müſſen.

Und die Regentin, der Prinz Ulrich, der ſogenannte Kaiſer Iwan, die Grafen Oſtermann, Münnich und Löwenwold, ſo wie Julie Mengden und die übrigen Verhafteten, ſie werden alſo Alle unbeſtraft bleiben?

Mein Gott, kann man denn nicht anders strafen, als nur, indem man zum Tode verurtheilt? fragte Elisabeth ungeduldig. Haben wir nicht die Knute und die Gefängnisse, haben wir nicht Sibirien und die Folter? Straft also alle Hochverräther, so wie es Euch gut dünkt, ich gebe Euch Vollmacht dazu und werde, wenn es sein muß, sogar mir die Mühe machen, Eure Urtheile zu unterschreiben.

Aber wir können doch die Regentin und ihren Sohn nicht peitschen lassen?

Nein, sagte Elisabeth heftig, diese sollt Ihr frei und ungehindert nach Deutschland ziehen lassen, über diese dürft Ihr Euer Richteramt nicht ausdehnen. Es soll nicht gesagt werden, daß Elisabeth ihre eigene Muhme und ihren Neffen dem Unglück und der Pein überliefert hat, um sich selber dadurch ihr Glück zu wahren. Laßt sie frei und ungehindert von dannen ziehen, sage ich Euch, das ist mein ausdrücklicher kaiserlicher Wille.

Und Elisabeth, erschöpft von so großer Anstrengung, lehnte ihr Haupt in die Kissen des Divans.

Und Münnich und Ostermann? fragte Lestocq.

Allmächtiger Gott, wird denn dies gar nicht aufhören? rief die Prinzessin ungeduldig. Was gehen mich Münnich und Ostermann an? Ich kenne sie nicht, sie haben mir nie etwas gethan, sie sind mir ganz gleichgültig. Thut also mit ihnen, wie's Euch und Euren Collegen gut dünkt, ich werde mich nicht darum küm-

mern, verurtheilt, richtet, straft sie, mir einerlei, nur das Leben müßt Ihr ihnen lassen, da ich es einmal so gelobt habe, Niemand hinzurichten.

Ich darf also dem Staatsrath verkünden, daß Ihr seine Urtheile genehmigen wollt?

Ja doch, ja, schrie Elisabeth aufspringend. Verbannt sie, thut, was Ihr wollt, aber gönnt mir Ruhe. Komm, mein Alexis, dieser gute Lestocq ist heute ganz unleidlich, er wird uns zu Tode plagen, wenn wir noch länger hier verweilen. Komm, wir wollen ihm und seinem ernsthaften Gesichte entlaufen. Oh wir haben auch noch ernsthafte Dinge zu besprechen. Morgen ist großes Galladiner. Da müssen wir meine Toilette prüfen, ob Alles auch gut in Ordnung ist. Und dann die Balltoilette für den Abend, das ist noch weit wichtiger. Ich werde den Ball eröffnen mit einer Polonaise. Du versprachst mir, Alexis, mir dazu diese neue Tour einzuüben, welche Dir der Marquis de la Chetardie als die neueste Pariser Mode geschildert hat. Komm, laß uns einmal gleich diese Tour versuchen. Es giebt für eine neue Kaiserin an ihrem ersten Hofball nichts Wichtigeres, als daß sie mit Besonnenheit und Grazie ihre Pflichten als Vortänzerin zu erfüllen weiß. Rasch also an's Werk! Gieb mir Deine Hand und nun, Alexis, laß uns anfangen. Singe uns eine Melodie dazu, dann wird es besser gehen.

Alexis begann eine Polonaise zu singen, und der

Kaiserin die Hand reichend, fing er an, mit ihr die neue Polonaisentour einzuüben.

So, das ist richtig, sagte er, sich zuweilen im Singen unterbrechend, das ist sehr schön. Jetzt laßt Ihr meine Hand los, und wendet Euch stolz und majestätisch rechts um. Sehr schön! Nun eine halbe Schwenkung seitwärts. Ein, zwei, drei, la la la, tralala!

Nur noch eine Frage, rief Lestocq dazwischen, darf der Staatsrath auch über Löwenwold und die Mengden zu Gericht sitzen, und werdet Ihr auch über diese seine Urtheile bestätigen?

Eins, zwei, drei, tralala! sang Alexis, und die Kaiserin schwenkte sich, und machte ihre graziösen Wendungen, wie Alexis sie ihr angegeben.

Lestocq wiederholte seine Frage.

Elisabeth war gerade in der schwierigsten Tour begriffen. Ja, ja, schrie sie athemlos, ich übergebe sie Euch Alle, straft sie, schickt sie nach Sibirien, ganz wie Euch gut dünkt! Halt Alexis, diese Tour müssen wir noch einmal versuchen! Aber in der That, ich glaube, ich werde mich sehr gut dabei ausnehmen!

Himmlisch! rief Alexis. Also noch einmal! Eins, zwei, drei, la la la, tralala!

XVII.

Strafen.

„Straft sie Alle, Alle, hatte Elisabeth gesagt, aber die Regentin mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne, die laßt nach Deutschland zurückkehren!“

Man mußte also den Willen der Kaiserin vollführen, man mußte sie ziehen lassen.

Wir werden ihren Befehlen Folge leisten, sagte Lestocq zu Alexis Razumovsky, wir werden sie frei ziehen lassen, aber es wäre gefahrvoll, sie wirklich bis nach Deutschland entkommen zu lassen. Sie würden ihre Rechte und Ansprüche retten mit ihrer Person, und Elisabeth würde ewig zu zittern haben vor der Regentin und vor diesem jungen heranwachsenden Kaiser, dessen Rechte auf die russische Kaiserkrone unbestreitbar sind. Ihr allein, Razumovsky, Ihr allein könnt diese Gefahr von dem Haupte der Kaiserin abwenden, indem Ihr sie von derselben überzeugt, und sie veranlaßt, ihren Willen zu ändern. Bedenkt, daß die Sicherheit der Regentin unsere eigene ist, bedenkt, daß wir mit ihr stürzen würden, wie wir mit ihr gestiegen sind!

Verlaßt Euch auf mich, sagte Alexis mit einem zuversichtlichen Lächeln, die Regentin und der junge Kaiser Iwan sollen nicht die russische Grenze überschreiten

Mögen sie immerhin jetzt abreisen, aber gebt ihnen ein sicheres Geleit mit, und laßt sie in langsamen Tagemärschen reisen, damit unsere Courire sie später einholen können. Das ist Alles, was Ihr dabei zu thun habt!

Und Alexis begab sich, ein zärtliches Liedchen trällernd, in die Gemächer der Kaiserin.

Vor der hintern Pforte des Palastes, welchen Elisabeth als Prinzessin bewohnte, hielt um diese Zeit ein Reiseschlitten. Lustig läuteten und klirrten die Glocken an den sechs kleinen Pferden, mit welchen der Schlitten bespannt war, lustig bliesen die Postillone ihre Hörner, und mit lockendem Rufe tönten ihre schmetternden Fanfaren durch die kalte Winterluft.

Denen, für welche dieser Schlitten bestimmt war, ertönte dieser Ruf wie ein Himmelsgruß. Er war ihnen die Taube mit dem Oelzweig, welche ihnen das Ende ihrer Qualen verkündete, er war der Bote des Friedens, der ihnen die Freiheit, das Leben und vielleicht sogar das Glück wiedergab! Nach Deutschland durften sie zurückkehren, in die langentbehrte Heimath! Diesen russischen Schneefeldern enteilend, sollte ein milderes Klima sie aufnehmen, mildere Sitten sie umgeben.

Was fragte Anna darnach, daß sie dieser irdischen Hoheit und Macht sich entkleiden sollte, was kümmerte es sie, daß sie hinfort nicht mehr zu gebieten hatte! Sie war frei, frei von dem drückenden Zwange der

Größe, frei endlich, um ihren Neigungen zu leben, und vielleicht, ach vielleicht ein Glück zu begründen, das zu träumen ihr Herz schon erbeben machte vor unaussprechlicher Wonne.

Wieder und wieder ertönten da draußen die Fanfaren, — Anna riß sich weinend los aus den Armen ihrer Julie. Sie hatte vergebens es sich als Gnade erfleht, Julie von Mengden mit sich nehmen zu dürfen, Elisabeth hatte es verweigert, und damit war das Urtheil der Favoritin gesprochen, das wußte sie, und Anna wußte es, gleich ihr.

Sie hielten sich zum letzten, letzten Male umschlungen, Anna weinte heiße Thränen, aber Julie blieb ruhig, sie lächelte sogar.

Mögen sie mich immerhin nach Sibirien schleppen, sagte sie, mein Herz wird warm bleiben unter der sibirischen Kälte, und die freudige Gewißheit, Dich und die Deinen gerettet zu wissen, die können sie doch mir nicht entreißen, die müssen sie mir lassen, und die wird mir ein Talisman sein gegen alles Mißgeschick der Welt.

Aber ich, sagte Anna traurig, werde ich nicht immer daran denken müssen, daß ich es bin, die Dich unglücklich gemacht hat? Ist es nicht, weil Du mich liebst, daß man Dich verdammt, weil Du mir treu warst, daß man dich schuldig findet? Oh mein Gott, verdient denn die Liebe so harte Strafe?

Die Strafe geht vorüber, aber die Liebe bleibt! sagte Julie ruhig. Das soll immer mein Trost sein.

Und auch der meine, seufzte Anna.

Du wirst dessen nicht bedürfen, lächelte Julie. Du mindestens wirst glücklich sein!

Anna seufzte wieder, und ihre Wange erbleichte. Ein finsteres, entsetzliches Bild tauchte in ihrer Seele empor, und in sich zusammenschauernd flüsterte sie: ach, ich wollte, wir wären erst über die russische Grenze hinaus, denn dann erst sind wir frei!

So laß uns eilen, fortzukommen, sagte Prinz Ulrich, einmal den Schlitten bestiegen, bringt jede Minute uns der Freiheit näher und dem Glück! Höre nur, wie die Hörner uns rufen, Anna, sie rufen uns nach Deutschland! Komm, nimm Deinen Sohn, hülle ihn fest in Deinen Pelz ein, und nun laß uns eilen, fort, fort von hier!

Der Prinz legte den kleinen Iwan in die Arme seiner Gemahlin, und zog die Widerstrebende, immer nach Julie Hinblickende, mit sich fort.

Lebe wohl, lebe wohl, meine Julie! rief Anna, als sie den Schlitten bestieg.

Lebe wohl, hallte es wie ein leiser Geisterhauch aus dem Palaste zu ihr zurück.

Anna drückte schaudernd ihr Kind an ihren Busen und blickte angstvoll fragend auf ihren Gemahl, der sich

neben sie gesetzt. Ruhig, ruhig, es wird Alles gut werden! sagte dieser lächelnd.

Die Postillone bliesen, die Pferde zogen an, lustig tönte das Geläute ihrer silbernen Glocken, mit leisem Pfeifen flog der Schlitten über den Schnee dahin. Er trug einen gestürzten Kaiser mit seiner entthronten Familie von dannen.

Rasch flog er durch die Straßen dahin, dieser reich beladene Schlitten, — hinter ihm her aber zog ein Trupp bewaffneter, grimmig blickender Soldaten, unheilsvollen Raben gleich, welche der ihnen sicher verfallenen Beute folgen! — — —

Um dieselbe Stunde zog ein anderer Trupp Bewaffneter durch die Straßen Petersburgs. Sie umgaben mit gezogenen Degen zwei dicht verhüllte Schlitten, deren geheimnißvolles Innere Niemand zu erspähen vermochte. An derselben Pforte, von welcher so eben der Schlitten der gestürzten Kaiserfamilie abgefahren, machte der Zug Halt. In dichten Reihen umstellten die Soldaten den Schlitten, Niemand der vorüberkam, sollte Diejenigen erblicken, welche so eben den Schlitten verließen.

Aber diese Vorsicht der Soldaten, sie wäre unnöthig gewesen, Niemand wollte sie sehen, diese Armen, Jeder blickte scheu und angstvoll bei Seite, um das Entsetzliche nicht anzuschauen, und nicht selber schuldig befunden zu werden, weil man Diejenigen gesehen, deren Namen mit dem Bannfluche der Ungnade belastet waren. Aber

ob man auch nicht hinschauete, es kannte doch Jeder diese Verurtheilten, ob man auch einander es nicht zu erzählen wagte, es wußte doch Jeder, und sagte es mit zitterndem Schmerz zu sich selber: „dort werden Münnich und Ostermann zu Gericht geführt!“

Münnich und Ostermann, die treuen Diener Czaar Peters des Großen, Münnich, welchen Prinz Eugen „seinen geliebten Zögling“ genannt, Ostermann, von welchem der sterbende Czaar Peter bekannt, daß er ihn nie über einem Unrecht ertappt, daß er der allein redliche Staatsdiener in Rußland sei, Münnich und Ostermann, die beiden größten Staatsmänner, denen Rußland zumeist dasjenige verdankte, was ihm von Sitte und Cultur geworden, man stellte sie jetzt als Hochverräther vor eine Commission, die den Auftrag hatte, sie schuldig zu finden und zu strafen. Man wollte sich ihrer entledigen, denn man fürchtete sie, und daß man sie fürchtete, schon das ward ihnen als todeswürdiges Verbrechen angerechnet.

Muthig und fest standen sie vor ihren Richtern. In dieser Stunde hatte der alte Ostermann seine Krankheit abgeschüttelt und das Schild seiner Leiden von sich geworfen. Er wollte sich nicht verschanzen hinter seinem Alter und seinem Siechthum, er wollte ein Mann sein, und die unbewaffnete Brust wollte er muthig den Mordwaffen seiner Feinde darbieten.

Denn daß er verloren war, das wußte er.

Ein einziger Blick auf seine Richter hatte ihn dessen gewiß gemacht, und von diesem Moment an stand ein ruhiges, gleichmäßiges Lächeln auf seinen Zügen, ein unveränderter Ausdruck des Spottes. Mit ironischer Neugierde folgte er seinen Richtern durch das Labyrinth kluggestellter, verfänglicher Fragen, in welchem sie ihn zu verwickeln hofften. Zuweilen gab er sich, gleichsam zu seiner eigenen Erheiterung, das Ansehen, als ginge er gutwillig hinein in das Netz ihrer Fragen, bis er dann endlich mit einem kühnen Seitensprung ihr ganzes Gewebe zerriß, und laut auflachend die Richter verhöhnte, die nicht vermochten ihn schuldig zu finden.

Man klagte ihn an, durch seine Cabalen allein nach dem Tode Katharina's die Thronerhebung der Herzogin Anna von Curland bewirkt zu haben.

Und doch wußte man sehr wohl, daß Ostermann gerade damals, um jedes Einmischen in die Staatsangelegenheiten zu vermeiden, sich Wochen lang krank gestellt. Man beschuldigte ihn, das Testament Katharina's unterschlagen zu haben, und doch war dies Testament in allen officiellen Blättern mitgetheilt worden.

Ostermann lachte laut über alle diese kindischen Beschuldigungen.

Ach, sagte er, ich sollte nur an Eurer Stelle sitzen, und Ihr mir Alle als unschuldig Angeklagte gegenüber stehen, mein Wort darauf, ich wollte Euch so in Fragen und Antworten verwickeln, daß Ihr Euch selber müßtet

Alle schuldig erklären. Aber Ihr versteht nicht zu fragen, und der alte Ostermann ist ein schlauer Fuchs, der sich nicht so leicht fangen läßt. Das Beste wird daher sein, Ihr erklärt mich des Verbrechens schuldig, kein Verbrecher zu sein, denn da Eure Kaiserin befohlen hat, daß ich schuldig sei, so ist es allerdings ein todeswürdiges Verbrechen von mir, nicht schuldig zu sein.

Ihr wagt es, unsere Kaiserin zu verhöhnen! rief einer der Richter.

Aha, sagte Ostermann lachend, da habe ich Euch eine Lockspeise hingeworfen, und Ihr guten richterlichen Fische beißt auch richtig an. Recht so, jetzt seid Ihr auf gutem Wege. Nur weiter, weiter, ich will Euch schon helfen, mich schuldig zu finden, und wär's auch nur des einfachen Hochverraths. Der Gnade Eurer Kaiserin bleibt es ja alsdann überlassen, mich des dreifachen Hochverraths als überwiesen zu erklären. Nur weiter, weiter!

Aber weniger sarkastisch und heiter zeigte sich Münnich seinen Richtern gegenüber. Dieses ewige Fragen, dieses Herumzerren in Kleinlichkeiten ermüdete ihn endlich. Er ward es überdrüssig, fortwährend die lächerlichen Beschuldigungen, die man ihm machte, zu widerlegen, die Richter von seiner Unschuld zu überführen, und durch die Beweise derselben sie zu beschämen.

Laßt es endlich genug sein, sagte er nach stundenlanger, vergeblicher Arbeit seiner Richter, Ihr seht, so

kommt Ihr nicht zum Ziel. Ich will Euch ein besseres und sicheres Mittel vorschlagen. Schreibt Eure Fragen nieder, und fügt bei jeder die Antwort hinzu, welche Ihr wollt, daß ich geben soll, ich werde dann das ganze Protokoll unterzeichnen und es für ächt erklären.*)

Ist das Euer Ernst? fragten die Richter freudig.

Mein voller Ernst! erwiederte Münnich stolz.

Man war schamlos genug, sein Erbieten anzunehmen, man beschwerte ihn nicht mehr mit Fragen, sondern man schrieb in das Protokoll hinein solche Antworten, wie sie dem Zwecke der Richter entsprachen.

In diesen Antworten erklärte sich Münnich aller der Verbrechen schuldig, deren man ihn anklagte, enthüllte er sich selber als ein gefährlicher Hochverräther, der todeswürdigsten Vergehen überführt.

Als man mit der kunstvollen Arbeit zu Ende, reichte man Münnich die Feder dar, um zu unterschreiben.

Er nahm sie ruhig an, und indem er unterschrieb, sagte er mit einem verächtlichen Lächeln: nun, habe ich nicht Recht gehabt? Auf diese Art ist es Euch leicht geworden, einen ganz respectablen Verbrecher aus mir zu machen, und ich habe dabei nur die ganz kleine Mühe des Unterzeichnens gehabt. Ich danke Euch für diese Schonung, meine Herren!

Schnell und entscheidend wie das Verhör, erfolgte

---

*) Levecque. Vol. V. pag. 235.

auch das Urtheil. Ostermann ward zum Rade, Münnich zu der Strafe des Viertheilens, die beiden Minister Löwenwold und Golovkin zum Beil verurtheilt.

Aber Elisabeth hatte ihrem Volke geschworen, Niemand mit dem Tode zu bestrafen, sie mußte sich dessen erinnern, und sie that es.

Sie begnadigte die Verurtheilten, indem sie dieselben, und mit ihnen Julie von Mengden, für die Dauer ihres Lebens nach Sibirien sandte. Aber selbst diese Gnade ward Ostermann erst mitgetheilt, nachdem man seine alten Glieder schon auf das Rad geflochten, und schon im Begriff war, ihn zu vernichten.

Indeß noch in diesem ungeheuren Moment verlor Graf Ostermann seine heldenmüthige Kaltblütigkeit nicht.

Ich war überzeugt, daß es so kommen würde, sagte er gleichmüthig, indem er ruhig seine losgeschnürten Füße streckte, die Kaiserin Elisabeth hat nicht einmal den Muth, ihren Schwur zu brechen, und einige Köpfe abzuhacken. Schade, schade! Auf dem Rade wäre mir vielleicht ein wenig warm geworden, in Sibirien werde ich fürchterlich frieren.

Elisabeth hatte von einem Fenster ihres Schlosses aus den Vorbereitungen zu diesen Scheinhinrichtungen zugeschaut, und da sie wußte, daß sie ja zuletzt begnadigt würden, hatte sie der feierliche Ernst und die Todesschauer der Verurtheilten sehr belustigt, sehr amüsirt. Es war eine sehr unterhaltende Stunde, welche sie da

neben ihren Freunden an dem Fenster verlebte, und die komischen Gesichter des alten Ostermann, die stolze Gravität des Grafen Münnich, die gefaltenen Hände und himmelwärts gerichteten Blicke Golovkin's und Löwenwold's hatten sie oft lachen gemacht.

Das war eine herrlich Komödie! sagte sie, vom Fenster zurücktretend, als man die Verurtheilten von ihren Banden befreite und sie in die bereit stehenden Kibitken hob, welche mit ihnen sofort die Reise nach Sibirien antreten sollten.

Ja, in der That, das hat mich sehr amüsirt! Aber sagt mir, Lestocq, wohin führt man jetzt den alten Grafen Ostermann?

In den nördlichsten Theil Sibiriens! sagte Lestocq ruhig.

Armer Greis, seufzte Elisabeth, es ist sehr traurig für ihn, seine letzten Lebensjahre so unter Qual und Entbehrungen hinzubringen.

Lestocq schien ihre Worte nicht gehört zu haben, und fuhr lachend fort: für Münnich habe ich mir einen eigenen Spaß ersonnen.

Ach einen Spaß, rief Elisabeth schnell erheitert. Laßt hören, Ihr wißt, ich liebe die Späße, das erheitert so sehr. Schnell also laßt uns hören.

Majestät entsinnen sich vielleicht des Herrn Biron von Kurland, sagte Lestocq. Graf Münnich hat, wie Ihr wißt, ihn gestürzt und Anna Leopoldowna statt seiner

zur Regentschaft gebracht. Biron lebt seitdem in Sibirien in Pelym, und zwar in einem Hause, zu welchem Graf Münnich selber die Zeichnung entworfen, und dessen Zimmer so niedrig sind, daß der arme Biron, welcher gerade so groß ist, wie Münnich, niemals aufrecht darin stehen kann. Der gute Münnich, er war dem Herrn Biron sehr gewogen, und ersann daher aus purer Freundschaft dieses Mittel, das den armen Biron zu jeder Stunde an den Baumeister seines Hauses, an seinen Freund Münnich, erinnern mußte!

Ach, Ihr verspracht uns einen Spaß, und Ihr erzählt uns da eine alte, längst bekannte Geschichte, unterbrach ihn die Kaiserin gähnend.

Jetzt kommt der Spaß, fuhr Lestocq fort. Wir haben den Herrn Biron jetzt in eine andere Colonie versetzt, und der Herr Münnich wird zu Pelym das von ihm so poetisch ersonnene Lustschloß seines Freundes Biron bewohnen.*)

Ach, das ist allerliebst, in der That! rief Elisabeth, in ihre kleinen Hände klatschend. Wie der Herr Münnich jetzt sich selber verwünschen wird über seine Grausamkeit, die ihm jetzt selber zu Gute kommt. Das ist sehr witzig von Euch, Herr Lestocq, sehr zum Lachen, nicht wahr Alexis? Aber mein Gott, Du lachst ja gar

*) Levecque. Vol. V. pag. 235. — Mannstein. Mémoires. Vol. III. pag. 96.

nicht, Alexis! Du blickst mich traurig an? Was fehlt Dir? Wer hat Dich beleidigt, wer hat Dich gekränkt?

Alexis seufzte. Du selber! sagte er leise.

Ich? rief die erschrockene Kaiserin. Ich könnte so grausam sein, Dich zu beleidigen?

Nein, nur mich zu kränken, indem Du mir die erste Bitte verweigertest, die ich an Dich richtete?

Nenne mir diese Bitte noch einmal, ich habe sie vergessen! sagte Elisabeth ungestüm.

Alexis Razumovsky warf sich vor ihr auf die Knie nieder, und die Hände flehend zu ihr empor gehoben, sagte er:

Elisabeth, meine Kaiserin, habe Erbarmen mit meiner Angst und meiner Sorge um Dich, laß mich nicht ewig um Dich zittern, für Dich mich ängstigen müssen! Gönne mir die Glückseligkeit, Dich ungefährdet, unbedroht in Deiner Herrlichkeit und Größe vor mir wandeln zu sehen! Oh Elisabeth, erhöre die Bitte Deines treuen Knechtes, laß Anna Leopoldowna nicht frei die Grenzen Deines Reiches überschreiten, laß Deine Todfeinde nicht von dannen ziehen!

Erhöre seine Bitte, rief Lestocq, neben Alexis niederknieend, es ist Weisheit in seinen Worten, höre auf ihn, und nicht auf Dein eignes, allzugroßmüthiges Herz! Laß Deine Feinde nicht von dannen ziehen, sondern bemächtige Dich ihrer, so lange sie noch in Deiner Gewalt sind!

Elisabeth, größtes, schönstes Weib dieser Erde, flehte Alexis, habe Erbarmen mit meiner Angst, ich werde niemals wieder lachen, niemals wieder heiter sein können, wenn Du diese, Deine gefährlichsten Feinde in Freiheit ziehen läßt.

Elisabeth beugte sich mit einem zärtlichen Lächeln zu ihm nieder, und legte die Hand auf seine Locken, indem sie mit der Rechten leise sein Haupt zu sich emporhob.

Liebst Du mich also denn wirklich so sehr, mein Alexis, fragte sie, daß Du um meine Sicherheit besorgt bist? Ach, siehst Du, das macht mich glücklich, das erfüllt mein ganzes Herz mit Freude. Seht ihn nur einmal an, Lestocq, wie schön er ist, und dann sagt mir, ob man diesen himmlischen Augen, diesen köstlichen Lippen wohl eine Bitte verweigern kann?

Du willst also meine Bitte erfüllen? jauchzte Alexis.

Nun ja doch, ja, sagte sie zärtlich, da es kein anderes Mittel giebt, Dich wieder heiter und glücklich zu machen, so werde ich mich wohl entschließen müssen, Deine Bitte zu erfüllen, und meine Feinde nicht entkommen zu lassen, wenn es nämlich noch möglich ist, sie zu halten.

Sie sind in sehr kleinen Tagemärschen gereist, und werden jetzt kaum in Riga angelangt sein, wo sie mehrere Tage rasten sollen, sagte Lestocq. Es wird also

noch Zeit sein, ihnen einen Courier nachzusenden mit Deinem Gegenbefehl.

Und das muß sogleich geschehen! rief Alexis, die Hände der Kaiserin an seine Lippen drückend. In dieser Stunde noch wird meine gnadenvolle, gütige Kaiserin den Verhaftsbefehl für Anna Leopoldowna, wie für ihren Gemahl und Sohn unterzeichnen.

Schon wieder unterzeichnen, seufzte Elisabeth. Gott, wie Ihr mich plagt mit diesem ewigen Arbeiten und Unterschreiben; wird denn das niemals ein Ende nehmen? Ich fange schon an, meinen Namen zu hassen, weil ich ihn so oft unter Eure alten häßlichen Actenstücke setzen muß. Warum mir der Kaiser, mein in Gott ruhender Herr Vater, auch einen so langen Namen geben mußte! Ich würde jetzt nur halb so viel Arbeit haben, wenn ich einen kürzern Namen führte.

Aber trotz ihrer Klagen unterschrieb Elisabeth dennoch eine Viertelstunde später den Befehl, die Regentin mit ihrem Gemahl und Sohn gefangen zu nehmen und sie vorläufig auf der Citadelle in Riga einzuschließen.

So, nun hoffe ich, daß Du wieder heiter und glücklich bist, sagte sie, die Feder wegwerfend und Razumovsky zärtlich anblickend. Komm, sieh mich an, jetzt habe ich Alles gethan, was Du wünschest; nun laß uns vergnügt sein und guter Dinge. —

Während Elisabeth mit Alexis schäkerte und lachte,

nahm Lestocq den Verhaftsbefehl und entfernte sich, um eiligst einen Courier damit abzufertigen. —

Sie hatten sie endlich erreicht, die Grenze dieses gefürchteten, unheilvollen russischen Reiches, Herzogin Anna und ihr Gemahl durften nun nicht mehr zagen, nicht mehr angstvoll und ängstlich lauschend um sich blicken, nur eine kurze Viertelstunde noch, und die Grenze ist überschritten und sie sind frei.

Vor einem kleinen Wirthshause unweit der Grenze haben sie Halt gemacht. Dort sollen die Pferde gewechselt werden, dort wollen die begleitenden Soldaten sich zum letzten Male, ehe sie die Grenze überschreiten, an russischem Brantwein erlaben.

Anna ist mit ihrem Gemahl in dem Schlitten geblieben. Sie hält ihren Sohn in ihren Armen, sie drückt ihn fest an ihre Brust, voll jauchzender Mutterfreude, denn jetzt ist er gerettet, dieser arme kleine Kaiser, jetzt hat Anna nicht mehr zu fürchten, daß sie den Sohn von ihrem Busen reißen, er ist gerettet, er gehört ihr, sie darf sich seiner süßen Kinderschönheit in glückbewußter Sicherheit erfreuen.

Sie hatte die Vorhänge, welche dem Schlitten wärmend umhüllen, zurückgeschlagen. Sie fühlt keine Kälte, sie schaut mit freudestrahlenden Blicken vorwärts, hinüber in dieses gesegnete Land jenseits der Grenze. Dort, wo auf hoher Stange das russische Banner hoch in den Lüften flattert, dort beginnt für sie die Freiheit und das

Glück, dort wird sie ihre Jugend und ihre Mädchenträume, ihre Heiterkeit und ihre Lust wiederfinden, dort ist die Freiheit, die goldene, himmlische Freiheit!

Sie ist so glücklich in diesem Moment, daß sie Alles lieben, Jedem sich freundlich zeigen muß. Zum ersten Male fühlt sie eine Art Zärtlichkeit für ihren Gemahl, der still und geduldig alles Leiden getragen und nur um sie geklagt, um sie geweint hat. Sanft lehnt sie ihr Haupt an seine Schulter, und der Prinz schlingt mit einem Ausruf des Entzückens seinen Arm um ihren Nacken.

Oh mein Gemahl, flüstert sie leise, mit überströmenden Augen, sieh dorthin, dort drüben, da ist unsere Zukunft, dahin wollen wir gehen und unser Glück suchen. Vielleicht finden wir es noch auf vereinten Pfaden, denn wir haben da ein süßes Band, welches unsere Hände an einander fesselt. Sieh ihn an, Deinen Sohn! Ulrich, Du bist der Vater meines Kindes! Gönne meinem Herzen nur Ruhe, vielleicht gelingt es uns noch mit einander glücklich zu werden.

Prinz Ulrich's Augen füllten sich mit Thränen, in sich erlebte er einen Moment des reinsten, seligsten Glückes. Er drückte einen Kuß auf die Stirn seiner Gattin und nannte sie leise mit zärtlichen Liebesnamen.

Das Kind war erwacht und schaute von Anna's Busen lächelnd zu seinen Aeltern empor. Anna hob den kleinen Iwan in die Höhe.

Schaue dorthin, mein Sohn, sagte sie, dort bist Du nicht mehr Kaiser, aber Du wirst das Recht haben, ein freier und glücklicher Mensch zu sein. Dort harrt Deiner keine Krone, aber die Freiheit, und die ist mehr werth, als alle Kronen der Erde.

Der kleine Iwan streckte jauchzend und lallend seine Aermchen aus, als wolle er diese Zukunft und diese Freiheit, welche seine Mutter pries, zu sich heranziehen an sein Kinderherz.

Und wie das Kind, schauten auch seine Aeltern lächelnd auf die Weite, die sich vor ihnen ausdehnte.

Blickt nur vorwärts, immer vorwärts, da ist der Himmel klar, und Ihr träumt von Eurem Glück! Blickt vorwärts, nein, keinen Blick wendet rückwärts, dort hinter Euch verdunkelt sich der Horizont, dort hinter Euch braust das Unglück heran! Ihr seht es nicht, Ihr schauet vorwärts und lächelt noch.

Näher und näher kommt sie gezogen, die schwarze Wolke des Unheils. Es sind die Raben, die Beute witternden Raben, welche Euch nachgezogen sind.

Blickt vorwärts, träumt Euch glücklich und lächelt noch. Was würde es auch helfen, rückwärts zu schauen! Dem Unglück könnt Ihr nicht mehr entfliehen!

Näher und näher kommen sie hergezogen mit wildem Geschrei, die Raben des Unheils, schon tragen die Lüfte einzelne Klänge herüber zu Anna's Ohren.

Sie bebt leise in sich zusammen. Es ist als ob ihre

ahnende Seele das nahende Unglück wittere. Sie drückt ihr Kind fester an ihren Busen und reicht ihrem Gemahl die Hand. —

Die Pferde sind vorgelegt, aus dem Gasthause treten die Soldaten. Es ist Alles bereit, der Zug kann weiter gehen, hinüber über die Grenze. Vorwärts! Die Postillone ziehen an. Jetzt wildes Geschrei und Rufen.

Halt, halt!

Die Soldaten stutzen, die Postillone halten.

Vorwärts! Vorwärts! schreit Prinz Ulrich in Todesangst.

Halt! Im Namen der Kaiserin! schreit ein auf schäumendem Rosse herbeijagender Officier, und er reicht dem Anführer der Soldaten, welche den Schlitten geleiteten, ein offenes, mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Schreiben dar.

Dieser wendet sich an die Postillone.

Rechts um, nach Riga hin! befiehlt er, und sich an das in Todesangst zitternde Fürstenpaar wendend, sagt er: im Namen der Kaiserin, Ihr seid meine Gefangenen! Ich habe Befehl, Euch auf die Citadelle nach Riga zu führen.

Anna sinkt mit einem lauten Aechzen in die Arme ihres Gemahls zurück. Er tröstet sie mit liebreichen Worten, er hat nur Gedanken, nur Schmerzen für sie, an sich denkt er gar nicht, er empfindet nur für sie.

Es war nur ein Moment, daß Anna sich überwältigt fühlte von diesem unerwarteten Schrecniß, dann richtete sie sich ruhig wieder empor und drückte ihren Sohn fester an ihr Herz.

Wir sind alle verloren, flüsterte sie, Gefangene auf immerdar. Armes Kind, armer, unglücklicher Gemahl!

Verzage nicht, sagte Prinz Ulrich, es kann noch Alles gut werden. Wer weiß, wie bald uns Hülfe naht.

Anna schüttelte leise das Haupt, und der letzten Worte ihrer Freundin gedenkend flüsterte sie leise: die Strafe vergeht, aber die Liebe bleibt.

XVIII.

Das Hoflager der Kaiserin.

Sie hatte belohnt, sie hatte gestraft, die neue Kaiserin Elisabeth, und damit glaubte sie ihre kaiserliche Arbeit und Mühsal für immer abgeschlossen zu haben.

Jetzt bin ich fertig mit den kaiserlichen Lasten, sagte sie zu ihren Freunden, jetzt laßt mich anfangen mit den kaiserlichen Freuden. Ach, das soll ein herrliches Leben werden hier in diesem lustigen Kaiserpalast. Mein erstes Gesetz ist dieses: Niemand darf vor mir von Staatsgeschäften und Regierungsangelegenheiten sprechen. Ich

will nichts damit zu thun haben, hört Ihr? Wozu habe ich denn meine Staatsräthe und meine Minister. Wendet Euch in solchen langweiligen und ernsten Staatsdingen an meinen Großkanzler Tscherkaskoy und an meinen Minister Bestuscheff, die sollen für mich regieren, und ich kann's fordern, denn ich bezahle sie dafür. Sucht Ihr eine Anstellung, habt Ihr irgend eine Verbesserung zum Wohl des Landes Euch ausgedacht, habt Ihr Mißbräuche in der Verwaltung, oder gar irgendwo eine Verschwörung entdeckt, dann geht zu Bestuscheff oder zu Woronzow, oder auch zu Lestocq. Mich verschont damit. Aber wenn es darauf ankommt, Euch irgend eine Gnade zu bewilligen, wenn Ihr Geld braucht, oder einen Titel oder Orden wünscht, dann kommt zu mir, und ich werde Euch geben, was Ihr verlangt. Wir haben ungeheuer viel Geld, sehr viel Band, um es zu Orden zu verwenden, und die Titel, die sind das allerbequemste und wohlfeilste, die kosten gar nichts.

Und die Freunde und Diener der Kaiserin folgten den Befehlen der Kaiserin Elisabeth. Sie forderten viel Gnade, viel Geld, Ordensbänder und Titel, und Elisabeth gewährte viel Gnade, ja, es kam ihr gar nicht darauf an, auch denjenigen Titel und Orden und hochadlichen Rang zu gewähren, welche bis dahin in untergeordneten und niedrigen Kreisen sich bewegt hatten. Wenn ihr der Bittsteller gefiel, gewährte sie die Bitte.

Und so sah man bald Bauern, Stallknechte, Solda-

ten, Bediente, ganz verworfene Leute, die durch ihr Erscheinen die Gunst der Kaiserin erworben, zu den höchsten Hofchargen gelangen. *) An sie wurden die Schätze des Staates verschwendet, man schmückte sie mit Orden und Titeln, und die Großen beugten sich im Staube vor den allmächtigen Günstlingen der allmächtigen Kaiserin, und das Volk jauchzte laut vor Entzücken, wenn seine vielgeliebte Kaiserin mit dem herrlichen Gefolge ihrer neugeschoffnen Großen auf den Straßen sich zeigte und mit huldreichem Lächeln die demuthvollen Grüße ihrer im Staube knieenden Sclaven erwiederte.

Und dennoch auf ihrem kaiserlichen Throne, umgeben von der Schaar dieser Edlen und Großen, von denen sie in voller Wahrheit sagen konnte: „ich bin ihr Schöpfer, sie sind mein Werk", dennoch zitterte Elisabeth.

Sie zitterte vor den heimlichen Dolchen, vor den schleichenden Giften, welche so oft schon als die getreuesten Trabanten an den Seiten des russischen Kaiserthrones gestanden und manches hochgeborne Haupt gefällt, sie zitterte vor Anna Leopoldowna, die in der verschlossenen Citadelle von Riga ihre Tage verseufzte, und vor Anna's Sohn, dem einjährigen Iwan, den der Kaiserin Anna rechtskräftiges Testament zum Kaiser aller Reußen ernannt hatte.

---

*) Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweiter Band. S. 56. folg. 211. folg.

Da Elisabeth einmal sich entschlossen, Kaiserin zu werden, wollte sie es auch bleiben.

Sie raffte sich also auf einige kurze Stunden empor aus den Armen des Vergnügens, das sonst immer mit brausenden Wellen über ihrem Haupte zusammenschlug, denn es galt ihre eigene Sicherheit, ihre eigene Ruhe.

Das war wohl die Anstrengung werth, einmal wieder die Feder in die Hand zu nehmen und den lästig langen Namen Elisabeth unter einige Urkunden zu setzen.

Sie unterzeichnete also den Befehl, Anna Leopoldowna mit ihrem Gemahl von der Citadelle in Riga nach dem innern Rußland zurückzuführen, und sie in Raninburg in festem und strengem Gewahrsam zu halten.

Sie unterzeichnete auch einen zweiten Befehl, und dieser war, den jungen Iwan den Armen seiner Mutter zu entreißen, ihn unter starker Bedeckung auf die Veste Schlüsselburg zu bringen und ihn dort in strengster Gefangenschaft, aber zugleich ohne Lehrer und Unterricht, ohne irgend eine Zerstreuung und Erheiterung, aufwachsen zu lassen.

Ich weiß wohl, sagte sie seufzend, indem sie unterzeichnete, ich weiß es wohl, daß es besser sein würde, diesen Iwan als das, was er ist, als Hochverräther, hinrichten zu lassen, aber mir fehlt der Muth dazu. Es ist so grausam, ein armes unschuldiges Kind zu tödten.

Und wir erreichen auf diese Weise ebenso sicher un-

sern Zweck, sagte Lestocq lächelnd. Ihr habt einmal den Schwur geleistet, Majestät, Niemand tödten zu lassen an seinem Leibe, nun wohl, Ihr haltet Wort, wir tödten diesen Knaben Iwan nicht an seinem Leibe, sondern an seinem Geiste. Wir erziehen ihn zu einem Idiot, das ist das sicherste Mittel, ihn unschädlich zu machen. —

Elisabeth hatte unterzeichnet und also wurden ihre Befehle vollführt. Man entriß der armen Anna Leopoldowna ihren letzten Trost, ihre letzte Freude, man nahm ihr den Sohn, dessen lächelndes Antlitz ihr Gefängniß wie mit lichten Sonnenstrahlen durchleuchtet, dessen kindisches Lallen sie wie eines Engels Stimme getröstet hatte.

Man schleppte das arme, weinende Kind nach Schlüsselburg, seine in ihrem innersten Herzen zerknickten Aeltern zuerst nach Raninburg, und von dort endlich weiter hinein in das russische Reich, nach der Veste Kolmogory, die auf einer Insel der Dwina sich erhebt, nahe diesem Golfe, welchem seine niemals schmelzenden Eisschollen den Namen des weißen Meeres verdient haben.*)

Niemand konnte sie von dorther erretten und befreien, die arme Anna Leopoldowna, Niemand ihren Sohn erlösen von Schlüsselburg, den armen kleinen Kaiser Iwan. Sie waren ganz unschädlich gemacht, Elisabeth

*) Levecque. Vol. V. p. 283.

hatte sie nicht getödtet, sie hatte sie nur lebendig begraben.

Und dennoch zitterte sie auf ihrem Throne, dennoch fühlte sie sich nicht sicher in ihrer Herrlichkeit und in ihrer kaiserlichen Macht. Sie zitterte noch vor einem andern Prätendenten, vor dem Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein, welcher als der Sohn der ältern Tochter Czaar Peters des Großen noch nähere Erbfolgeanrechte auf den russischen Thron besaß, als Elisabeth selber.

Damit nicht irgend eine Partei sich für ihn erklären und ihn nach Rußland berufen möchte, riethen ihre Minister der Kaiserin, ihn selber zu berufen und zu ihrem Nachfolger ihn zu erklären. Elisabeth folgte diesem Rathe und der junge Herzog Peter Ulrich von Holstein folgte ihrem Rufe. Die schwedische Königskrone ausschlagend, nahm er in Petersburg die griechische Religion an, ward von Elisabeth mit dem Titel eines Großfürsten bekleidet und zu ihrem Nachfolger auf dem Throne der Czaaren erklärt.

Jetzt durfte Elisabeth ungestört sich ihres Kaiserglanzes freuen. Die Thronfolge war gesichert, in Kolmogory schmachtete Anna Leopoldowna und in Schlüsselburg lebte der kleine Kaiser Iwan sein kindisches Traumleben.

Wer war jetzt noch da, ihre Rechte ihr streitig zu machen, wer konnte es wagen, an diesem Throne zu

rütteln, der auf so sichern Pfeilern der Volksgunst ruhte, den so viele neugeschaffene Grafen und Barone schützten mit ihren breiten Schultern und ihren nervigten Fäusten?

Elisabeth hatte nicht mehr nöthig zu regieren, nicht mehr nöthig zu zittern.

Sie ließ die Hand, die mit einem einzigen Federstrich vielen Millionen Menschen Gesetze geben, ewiges Leiden und ewige Qualen ihnen bringen konnte, sinken; sie nahm die schwere Kaiserkrone wieder von ihrem Haupte und bekränzte es mit Myrthen und ewig duftenden Rosen. Sie ließ Tscherkaskoy regieren und Bestuscheff die russischen Interessen an England verkaufen, sie ließ ihre Minister in unbedingter Machtvollkommenheit walten, und war froh, wenn Keiner kam, sie mit den Angelegenheiten des Staates und ihres Volkes zu belästigen.

XIX.

Eleonore Lapuschkin.

Zwei Jahre waren vergangen seit der Thronbesteigung Elisabeth's, für sie zwei Jahre des Vergnügens und der Freude, die nur hie und da zuweilen durch kleine

Wolken des Mißmuths getrübt wurde, aber diese Wolken, sie entstanden immer nur an dem Himmel ihres häuslichen, ihres Frauen-Glückes. Die Angelegenheiten des Staates, die Angelegenheiten ihres Volkes, die waren es nicht, welche Elisabeth betrübten: sie fragte nicht darnach, wie viele ihrer Unterthanen der Krieg mit Schweden hinwegraffte, wie Viele in den südlichen Provinzen ihres Reiches der allgemeinen Hungersnoth als Opfer fielen.

Für sie gab es ganz andere Sorgen, ganz andere Kümmernisse, als diese Dinge, welche nur ihre Minister, aber nicht sie selber berührten.

Elisabeth dachte nur an ihr eigenes Glück, nur an sich selber und an ihr eigenes Leid.

Und es war ein sehr schlimmes, sehr unheilbares Leid, das die Kaiserin aller Reußen heimsuchte, ein Leid, das ihr oft Thränen des Zornes in die Augen trieb und wilde Verwünschungen auf ihre Lippen rief. — Elisabeth war eifersüchtig; eifersüchtig, nicht auf diese oder jene Frau, sondern auf das ganze Geschlecht. Sie glühte und begehrte, die schönste aller Frauen zu sein, und zitterte beständig, daß irgend Eine kommen könne, ihr diesen Preis aller Schönheit zu rauben.

Und gab es nicht an ihrem eigenen Hofe Frauen, welche es wagen konnten, mit ihr in die Schranken zu treten? Gab es da nicht vor Allen Eine Frau, deren Anblick das Herz der Kaiserin mit Zorn und Rachedurst

erfüllte, von der sie sich sagen mußte, sie sei jünger, schöner und hinreißender als sie selber, und diese Eine, war das nicht Eleonore Lapuschkin?

Zwei Jahre lang hatte Elisabeth jetzt diesen Zorn und diese Eifersucht mit sich herumgetragen, zwei Jahre lang hatte sie umsonst gespäht, an ihrer Nebenbuhlerin irgend eine Schuld zu entdecken, zwei Jahre lang hatte sie Lestocq umsonst daran erinnert, daß er ihr versprochen, an Eleonore Lapuschkin ein Verbrechen aufzufinden.

Sie war rein hervorgegangen aus allen Verfolgungen, und selbst das Auge der eifrigsten Späher konnte an ihr keinen Makel auffinden.

Wie eine königliche Lilie blühte sie stolz und rein in unangefochtener Herrlichkeit inmitten eines Hofes, dessen niedere Leidenschaften, dessen kleinliche Kabalen und Intriguen diese Lilie nicht zu besudeln vermochten.

Es war wie eine Art Zauber, den ihre Nähe verbreitete. Die dreistesten Höflinge, die übermüthigsten Cavaliere, sie nahten sich ihr nur ehrfurchtsvoll, sie wagten es nicht, vor ihr solche Worte, solche Scherze zu gebrauchen, wie sie doch ihrer Kaiserin so wohl gefielen, es lag etwas in Eleonorens Blicken, das unwillkürlich Achtung und Ehrfurcht gebot, eine Hoheit, eine Milde, eine sanfte Frauenmajestät war über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und bezauberte selbst die, welche ihr feindlich waren.

Elisabeth hatte das erkannt mit ihrem von Eifersucht

geschärften Auge; der Neid war mächtiger noch in ihr als die Eitelkeit, und der Neid sagte ihr: Eleonore Lapuschkin ist schöner, als die Kaiserin Elisabeth. Wo Eleonore erscheint, da fliegen ihr alle Herzen entgegen, da neigen sich vor ihr alle Blicke, da empfindet Jeder eine Art Anbetung, da ist Jeder entzückt, den sie mit einem Wort, mit einem Lächeln begrüßt, denn dieses Wort und dieses Lächeln heiligt ihn gewissermaßen und zählt ihn den Edelsten und Besten zu.

Und auch er, auch Alexis hatte diesem Zauber nicht zu widerstehen vermocht.

Oh, sie hatte ihn genau bewacht, sie hatte jedes Wort, jeden Blick geprüft; sie hatte gesehen, wie er sich stets in Eleonorens Nähe drängte, wie er vor Freude erröthete, wenn sie seine Gegenwart bemerkte und seinen Gruß erwiederte. Ja, sie, und vielleicht sie allein, hatte es gesehen, wie Alexis gestern Abend verstohlen den Handschuh geraubt, welchen Eleonore bei diesem glänzenden Hofballe verlor, sie hatte es gesehen, wie Alexis diesen Handschuh an seine Lippen drückte und ihn dann in seinen Busen schob.

Als Elisabeth daran dachte, füllten sich ihre Augen mit Thränen und ihre ganze Gestalt erbebte in wildem Zorn. Sie fühlte nicht die Kraft, ihrem Geliebten zu zürnen, oder ihn zu strafen, aber sie schwur sich, die Gräfin Eleonore Lapuschkin die ganze Schwere ihres Zornes empfinden zu lassen.

Oh, sagte sie, in heftiger Erregung in ihrem Boudoir auf- und abgehend, ich werde dieses übermüthige Weib zu strafen wissen. Sie wagt es, mir zu trotzen, ich aber werde sie zu demüthigen wissen. Ha, giebt sie sich nicht das Ansehen, es gar nicht zu bemerken, daß ich für sie stets nur ein finsteres Gesicht, einen unfreundlichen Gruß habe? Wie, will sie sich nicht einmal die Mühe geben, es zu sehen, daß ihre Kaiserin ihr ihre Gunst nicht zugewandt hat? Sie soll es aber sehen, sie soll es empfinden, daß ich sie hasse, daß ich sie verabscheue. Oh mein Gott, welch ein machtloses Geschöpf ist doch eine Kaiserin! Ich hasse dieses Weib, und sie sagen, ich kann sie nicht strafen, ohne daß sie schuldig ist.

Und Elisabeth warf sich laut weinend auf den Divan hin. Ein leises Klopfen an der Thür riß sie aus ihrem zornigem Schmerz empor. Sie richtete sich auf und befahl einzutreten.

Es war Lestocq, der Geheimerath und Präsident Lestocq, der Vertraute der Kaiserin, und er kam mit einem glückstrahlenden Gesicht und einem heitern Lächeln.

Elisabeth fühlte sich verletzt von dieser Heiterkeit ihres Leibarztes. Sie wandte ihm mit einem unwilligen Stirnrunzeln den Rücken.

Warum wart Ihr gestern nicht auf dem Hofball? sagte sie dann rauh.

Ich war dort, antwortete Lestocq ruhig.

Ah, ihr lügt, rief die Kaiserin heftig, und froh, mindestens Jemand zu haben, über den sich ihr Zorn entladen konnte. Ihr lügt, sage ich, Niemand hat Euch dort gesehen. Ah, Ihr wollt es also wagen, Eurer Kaiserin ein Mährchen aufzubinden, Ihr wollt mich —

Ich war auf dem Hofballe, unterbrach sie Lestocq, ich habe Alles gesehen und Alles beobachtet, was dort vorging. Ich habe gesehen, daß meine Kaiserin strahlte im Glanze der Schönheit, und dennoch in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit vermeinte, Eleonore Lapuschkin sei schöner als sie selber. Ich habe in Elisabeth's edlem Antlitz gelesen, daß sie das schmerzte, und daß sie diese Anmaßung der übermüthigen Gräfin zu strafen sich gelobte.

Und wozu habt Ihr das Alles gelesen, rief Elisabeth heftig, wozu, da Ihr doch ein so lässiger Diener seid, der keinen Wunsch seiner Herrin zu erfüllen trachtet? Wozu, da Ihr wortbrüchig genug seid, selbst Eure Schwüre nicht heilig zu halten?

Ich war auf dem Balle, weil ich meines Schwures gedachte, sagte Lestocq, weil ich mich damit beschäftigte, mein Wort zu lösen und die Gräfin Lapuschkin Euch als Verbrecherin zu überliefern. Ihr konntet mich aber nicht erkennen, denn ich war verkleidet dort als Lakay der Gräfin Eleonore Lapuschkin.

Elisabeth fuhr von ihrem Sitz empor und starrte mit athemloser Neugierde in Lestocq's Angesicht.

Nun? fragte sie gespannt, als Lestocq schwieg. Mein Gott, so redet doch, sprecht weiter, weiter!

Erlauchte Kaiserin, sagte Lestocq, ich bin jetzt hier, um mein Wort zu lösen. Die Gräfin Eleonore Lapuschkin ist eine Verbrecherin.

Ach, Gott sei Dank, rief Elisabeth aufathmend.

Durch allerlei Liste und Ränke, durch jahrelanges Beobachten, durch Bestechung ihrer Bedienten ist es mir endlich gelungen, ihre Geheimnisse auszuforschen, und gestern Abend, wo ich als ihr Lakay sie von dem Balle abholte, und dann als Lakay mit bei dem Gastmahl aufwartete, das der Gemahl der Gräfin einigen vertrauten Freunden gab, gestern Abend ist mir ihr ganzer Plan klar geworden. Es ist eine große, eine sehr wichtige Verschwörung, welche ich entdeckt habe. Die Gräfin Eleonore Lapuschkin ist eine Hochverrätherin, sie conspirirt gegen ihre angestammte Kaiserin.

Ah, sie conspirirt! rief Elisabeth mit einem grausamen Lachen. Für wen denn conspirirt sie?

Für Jemand, dessen Namen ich ohne die ausdrückliche Erlaubniß meiner Kaiserin nicht auszusprechen wage.

Sprecht, sprecht schnell!

Lestocq neigte sich dichter an das Ohr der Kaiserin. Sie conspirirt für den in Schlüsselburg gefangenen Iwan, sagte er.

Ich werde sie also jetzt strafen können, flüsterte Elisabeth lächelnd. Ich werde nicht mehr nöthig haben,

diese Verhaßte in den Mauern meiner Hauptstadt zu dulden.

Sibirien hat Raum für sie und ihre Mitverschworenen, sagte Lestocq. Denn sie ist nicht allein schuldig, diese schöne Gräfin, obwohl sie die Seele der ganzen Verschwörung ist, denn es ist die Liebe, welche sie begeistert. Eleonore Lapuschkin conspirirt für ihren Geliebten.

Oh, diese angebetete Heilige hat also einen Geliebten! rief die Kaiserin. Und ich, die ich sie so rein, wie eine Lilie glaubte, daß ich mich fast schämte in ihrer Nähe.

Ihr habt ihren Geliebten nach Sibirien verbannt, den Geliebten der Gräfin Eleonore, den Grafen Löwenwold. Glaubt nur, das hat ihr einen tödtlichen Schmerz verursacht.

Ah, rief Elisabeth mit einer wilden Freude, ich habe sie also schon ohne es zu wissen, Thränen vergießen lassen. Aber jetzt will ich es mit vollem Bewußtsein thun. Erzählt mir ganz genau und ausführlich, was Ihr von dieser Verschwörung wißt.

Und Lestocq erzählte, daß Eleonore Lapuschkin im Verein mit ihrem Gemahl, dem Kammerherrn Lilienfeld, und der Madame Bestuscheff, welche eine Schwester des verbannten Golovkin war, eine Verschwörung unternommen, um Elisabeth zu stürzen, Iwan auf den Thron

zu erheben und dadurch die Verbannten aus Sibirien zu befreien.

Oh, es ging sehr heiter zu bei dem gestrigen Gastmahl der Verschwornen, sagte Lestocq. Der Gemahl der Gräfin Lapuschkin wagte es sogar, auf die Gesundheit Kaiser Iwan's zu trinken und auf dessen baldige Befreiung sein Glas zu leeren.*)

Aber das ist Hochverrath! rief Elisabeth. Oh mein Gott, ich habe also Recht zu zittern und ewig zu bangen vor meinen Mördern. Ich sehe sie schon heranschleichen, mich umzingeln, mich tödten. Lestocq, rettet mich vor meinen Mördern!

Und die Kaiserin klammerte sich mit einem lauten Angstschrei an den Arm ihres Leibarztes.

Die Unvorsichtigkeit dieser Verschwornen hat Euch schon errettet, Kaiserin, sagte Lestocq. Sie haben sich selbst uns überliefert, sie haben uns zu Herren dieser Verschwörung gemacht. Was wollt Ihr mehr: Ihr werdet die Verräther strafen, das ist Alles!

Und ich kann sie nicht tödten! schrie Elisabeth, die Fäuste ballend. Ich habe mir selber die Hände gebunden in meiner unverständigen Großmuth. Ach! man nennt mich eine Kaiserin und ich habe nicht einmal das Recht, die zu zerreißen, die ich hasse.

Und wer verweigert Euch das Recht? fragte Lestocq.

*) Leveeque. Vol. V. p. 241.

Zerreißt ihren Leib, aber tödtet sie nicht. Wozu haben wir denn die Knute, wenn sie nicht auch einmal den Rücken einer Schönen zerfleischen könnte?

Ja, wozu haben wir denn die Knute! rief Elisabeth mit einem fröhlichen Lachen. Wahrlich, Lestocq, Ihr seid ein vortrefflicher Mann, Ihr wißt immer guten Rath zu ertheilen. Ach, diese schöne Gräfin Eleonore, sie soll die Knute kennen lernen!

Ihr habt ein doppeltes Recht dazu, sagte Lestocq, denn sie hat es gewagt, in ungeziemenden Ausdrücken von Eurer Majestät zu sprechen.

That sie das? rief Elisabeth. Ach, ich liebe sie fast darum, denn sie giebt mir die Macht sie zu züchtigen. Lestocq, was für eine Strafe steht darauf, wenn ein Unterthan es wagt, seine Kaiserin zu schmähen? Ihr müßt das wissen, Ihr kennt die Gesetze, sagt es mir also rasch, was für eine Strafe?

Es steht geschrieben, sagte Lestocq nach kurzem Bedenken, „Demjenigen, welcher es wagt, also seine Zunge zu mißbrauchen, daß er mit derselben die erhabene Majestät seines Kaisers oder seiner Kaiserin schmäht mit unehrerbietigen Ausdrücken, solchem Verbrecher soll das Werkzeug seines Verbrechens, die Zunge, ausgerissen werden.“

Und diesmal werde ich keine Gnade üben! rief Elisabeth triumphirend aus. — —

Sie hielt Wort, sie übte keine Gnade.

Der Graf Lapuschkin mit seiner schönen Gemahlin, die Frau von Bestuscheff, der Kammerherr Lilienfeld und einige Andere, sie wurden einer Verschwörung angeklagt und vor Gericht gestellt.

Es war nicht schwer, sie einer Schuld zu überführen, unvorsichtig genug hatten sie oft ihre Anhänglichkeit für den gefangenen Kaiser Iwan, ihre Verachtung der Kaiserin Elisabeth verrathen.

Sie waren also schuldig, sie wurden verurtheilt — zur Strafe der Knute, des Zungenausreißens und der Transportation nach Sibirien! — —

Durch die Straßen Petersburg's zog wenige Tage später das Volk in wildem Getümmel dahin, es schrie und jauchzte und brüllte Vivat seiner Kaiserin, welche ihm heute das köstliche Schauspiel gönnte, auch einmal einige vornehme Herren und Damen geknutet zu sehen. Ach, das war doch eine sehr gnädige, eine sehr leutselige Kaiserin, die den Leibeignen doch auch einmal auf Kosten der Adligen ein Schauspiel bereitete. Das war eine Kaiserin, ganz nach dem Sinne der Russen, ein ächtes russisches Blut.

Schreiend und jauchzend stürzte man hin zu dem Richtplatz, drängte man sich heran an die Barrière, welche den mittleren Raum desselben von den Zuschauern trennte. Da standen die bärtigen Henkersknechte, da lagen die Knuten und die Zangen, und das Volk verschlang Alles mit gierigen Blicken, es fand alle diese

Vorbereitungen wundervoll, es freute sich mit ausgelassener Lust auf das Schauspiel, die schönste Frau des Reiches knuten zu sehen. Und nicht das Volk allein, auch der Adel mußte zugegen sein, auch die Großen des Hofes mußten kommen, wollten sie nicht den Verdacht auf sich laden, die Verurtheilten zu bedauern und ihre Strafe zu hart zu finden.

Sie kamen Alle, die russischen Großen, sie kamen, vielleicht mit Thränen im Herzen, aber mit einem Lächeln auf der Lippe, vielleicht heimlich Verwünschungen murmelnd, aber laut das gerechte Urtheil der Kaiserin preisend.

Jetzt, in langsamem Zuge, sah man die verschlossenen Kutschen der Verurtheilten sich nahen, sie hielten an, die Thüren wurden geöffnet, und inmitten des Richtplatzes erschien Eleonore Lapuschkin, strahlend im Glanze der reinsten Schönheit, ihre edle Gestalt gehüllt in ein weites, faltiges Gewand, das ihrer Schönheit einen neuen Reiz verlieh. Staunend blickte sie umher, fragend, als sei sie von einem wüsten Traume befangen, starrte sie ihre Umgebung an. Jung, liebenswürdig, die erste, die gefeiertste Dame des Hofes, dessen Schmuck sie gewesen, sieht sie sich jetzt, statt dieser Verehrer, die sonst in demuthsvoller Anbetung ihr huldigten, umringt von den rohen Henkersknechten, die mit frechen Blicken sie anschauen und gierig nach ihrer Beute die Hände ausstrecken. Einer von ihnen wagt es, sich ihr zu nahen,

wagt es, ihr das Tuch zu entreißen, welches ihren Busen verhüllt. Schaudernd bebt Eleonore zurück, Leichenblässe bedeckt ihre Wangen, ein Strom von Thränen entstürzt ihren Augen. Umsonst ihr Flehen, ihr Jammergeschrei, umsonst die Todesklage der verletzten, in sich selber erzitternden Unschuld, umsonst, daß sie schamvoll immer auf's Neue sich zu verhüllen strebt. Man entreißt ihr alle diese Verhüllungen, und in wenigen Minuten steht sie da, am ganzen Oberkörper entblößt, nackt bis zum Gürtel, Preis gegeben den gierigen Blicken einer Menschenmasse, die in tiefer Stille dieses Wunder der reinsten Frauenschönheit anstarrt.

Die stolze Lilie ist geknickt, zerbrochen, sie neigt ihr Haupt, der Sturm hat sie zerschellt. Widerstandslos läßt sie sich packen von einem ihrer Henker. Der schwingt sie mit einer raschen Bewegung sich auf den Rücken. Dann naht ein Anderer, um sie in die zur Strafausübung bequemste Lage zu bringen. Bald legt er ihr in rohester Brutalität die breite Hand auf das Haupt und rückt dieses zurecht, damit es nicht getroffen werde von der Knute, bald streichelt er, ähnlich einem Schlächter, der ein Lamm erwürgen will, diesen edlen schneeweißen Rücken, als freue er sich dieser wundervollen Beute.

Jetzt ist sie in der rechten Stellung, jetzt tritt er von ihr zurück, jetzt nimmt er die Knute, und genau zielend, schwingt er die Peitsche und läßt sie mit solcher Geschicklichkeit herniederfallen auf Eleonorens Rücken, daß

sie ihr ein Stück Haut vom Halse bis zum Gürtel abreißt.*) —

Das Werk ist vollendet. Mit zerfleischtem Rücken wird Eleonore von den Schultern ihres Henkers gehoben. Sie hat nicht geschrieen, nicht gewinselt, stumm ist sie gewesen und ohne Klage, aber zu Gott hat sie gefleht, Rache zu üben und die Schmach zu sühnen, welche man ihr gethan.

Und wieder naht sich ihr der Henker, eine Zange in der Hand. Eleonore sieht ihn an mit flammenden Augen, zornglühend.

Was willst Du? fragt sie ernst und kalt.

Dir die Zunge ausreißen, sagt er mit einem rauhen Lachen, indem zwei andere Henkersknechte sich ihrer bemächtigen und ihren Kopf erfassen.

Diesmal wehrt sich Eleonore, die Verzweiflung giebt ihr Kraft, sie entwindet sich diesen barbarischen Henkersknechten, sie stürzt nieder auf ihre Kniee, sie hebt die von Blut überströmten Arme gen Himmel, sie fleht zu Gott um Erbarmen, sie blickt auf die Zuschauer und fleht auch zu diesen um Gnade, um Hülfe, sie richtet ihre Arme und ihre Augen auf den stolzen Kaiserpalast, in welchem Elisabeth thront, und schreit dorthin um Gnade, um Erbarmen.**)

---

*) La Chappe d'Auteroche. Voyage en Sibérie. Vol. II. p. 370.

**) Levecque. Vol. V. pag. 242.

Und als Alles still bleibt, und als weder Gott, noch die Menschen, noch die Kaiserin sich ihrer erbarmt, da bemächtigt sich ein wilder Zorn der Seele Eleonorens.

Sie hebt die Arme gen Himmel, und mit flammenden Blicken ruft sie: Wehe über diese erbarmungslose Elisabeth, wehe über dieses Weib, das kein Mitleid übt an dem Weibe! So wie sie mir jetzt thut, so thue ihr, mein Gott und Herr! Gieb, daß, wie sie mich jetzt zerfleischen läßt, es ihr geschehe! Gieb ihr eine Tochter, und laß vor den Augen ihrer Mutter sie dulden, was ich jetzt dulde, mein Gott! Wehe über Elisabeth, wehe!

Das waren Eleonorens letzte Worte. Mit einer wilden Wuth bemächtigten sich ihrer die Henkersknechte, um ihr die Zunge auszureißen.

Und als es geschehen, und als man dieselbe Marter geübt an ihrem Gemahl und ihrem Sohne, hob man sie alle drei auf eine Kibitke, um sie abzuführen nach Sibirien.

Eleonore konnte nicht mehr sprechen mit ihrer Zunge, aber ihre Augen sprachen, und diese Augen wiederholten es immerfort, das Rachegebet, das sie zum Himmel emporgeschrieen, dieses Gebet: „gieb der Kaiserin Elisabeth eine Tochter, und laß diese dulden, waß ich erdulden muß!"

XI.

Die Trauung.

Das Volk zerstreute sich, die Großen kehrten zurück in ihre Paläste, und auch Alexis Razumovsky, der, um nicht den Zorn der Kaiserin zu erregen, gleichfalls der Hinrichtung beigewohnt hatte, kehrte zurück in den kaiserlichen Palast.

Elisabeth stand vor einem großen Venetianischen Spiegel und betrachtete prüfend ihre Toilette, welche sie heute schon zum vierten Male gewechselt hatte.

Nun, fragte sie den eintretenden Alexis, war es ein interessantes Schauspiel? Hat man die schöne Gräfin tüchtig gepeitscht?

Und während sie so fragte, befestigte sie mit lächelndem Munde eine Purpurrose in ihrem Haar.

Man hat sie zerfleischt! sagte Alexis lakonisch. Ihr Blut floß stromweise über ihren Rücken, daß er so roth ward, wie Deine schöne Lippen, Elisabeth!

Elisabeth reichte ihm den Mund zum Kusse dar.

Nun, fragte sie schäkernd, wer ist die schönste Frau in meinem Reiche?

Du bist es, und Du warst es immer! rief Alexis, indem er sie umarmte.

Und jetzt erzähle mir, sagte sie dann neugierig. Was

that die stolze Gräfin? Wie benahm sie sich, was sprach sie?

Alexis setzte sich auf ein Tabouret zu ihren Füßen nieder, und erzählte ihr von der schönen Eleonore, und welche Verwünschung sie ausgestoßen.

Ach, Unsinn, sagte Elisabeth achselzuckend, wie kann man nur dem lieben Gott ein so dummes Gebet vortragen. Ich werde mich niemals verheirathen, und daher niemals eine Tochter haben, welche man knuten könnte.

Aber während sie so sprach, ward ihr Auge plötzlich starr, und ihre Wangen erblaßten. Sie legte ihre zuckende Hand auf ihr Herz, — Thränen entstürzten ihren Augen. Dann sank sie ohnmächtig in Razumowsky's Arme. — — —

Wenige Wochen später feierte man in dem Kaiserschlosse zu Petersburg ein großes und glänzendes Hoffest.

Es war nicht genug gewesen, daß Elisabeth in der Person des Herzogs Peter von Holstein sich einen Nachfolger wählte, sie mußte auch diesem Nachfolger eine Gemahlin geben, damit der Thron befestigt und durch eine Zahl blühender Nachkommen gesichert sei.

Sie wählte ihm die Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die schöne und junge Sophie Auguste, welche zur griechischen Religion übertretend, den Namen Katharina erhielt.

Es war das Vermählungsfest dieser jungen deutschen Prinzessin mit dem Thronfolger von Rußland, welches man im Kaiserpalaste zu St. Petersburg feierte, ein Fest des Glanzes und des Entzückens, denn man sah da zwei Frauen von der reizendsten Schönheit, Elisabeth, die allmächtige Kaiserin, und Katharina, die Kaiserin der Zukunft. Die Eine, prachtvoll im Glanze der Gegenwart, die Andere, umstrahlt von der Glorie der Zukunft. Man schaute in das jugendschöne Antlitz Katharina's und suchte auf dieser so hohen, so majestätischen Stirn die Hoffnungen zu lesen, welche Rußland von ihr hegen durfte.

Es war also ein Fest der Gegenwart und Zukunft zugleich, welches man da feierte, und die Großen neigten sich demuthsvoll vor dem neuen Stern, welcher ihnen erglänzte, und sie warfen sich zur Erde vor dieser ewig neuen Sonne kaiserlicher Majestät, die ihnen aus Elisabeth entgegen strahlte.

Katharina legte mit frohem Muthe und einem stolzen Lächeln ihre Hand in der Hand Peters, und indem sie mit ihm zum Altare trat, dachte sie: ich thue es, um dereinst Kaiserin zu werden. Und weil ich es denn nicht anders erreichen kann, wohlan, so mag man mich die Gemahlin dieses unmündigen Knaben nennen. Ich werde es erdulden, bis die Zeit gekommen, wo ich nicht dulden, sondern herrschen werde!

Mit solchen Gedanken ward Katharina die Gemah-

lin des Großfürsten Peter, und dieser, als er mit einem feierlichen lauten Ja seiner jungen Gemahlin ewige Treue gelobte, blickte hinüber nach der Gräfin Woronzow, und Beide wechselten ein verstohlenes Lächeln und einen glühenden Liebesblick.

Mag man immerhin die stolze Katharina meine Gemahlin nennen, dachte Peter, ich werde sie doch niemals lieben, mein Herz gehört für immer meiner geliebten Woronzow! Aber Elisabeth hat es befohlen, daß Katharina mein Weib werde. Ich füge mich dem Befehl und gehorche jetzt, um dermaleinst gebieten zu können! Dann aber wehe meiner Gemahlin, welche man mir heute aufdringt.

Und als die Ceremonie beendet, empfing das neuvermählte Paar mit lächelndem Gesicht und strahlenden Blicken die Glückwünsche des Hofes, welcher in lauten Ausrufungen des Entzückens das Glück und die Liebe dieses jungen schönen Fürstenpaares pries.

An demselben Tage aber feierte man in dem Kaiserpalast eine zweite Vermählung, vielleicht keine so glänzende, aber gewiß eine glücklichere, denn die Liebe war es, welche hier die Beiden vereinte, die Liebe hatte gemacht, daß Elisabeth ihre Abneigung gegen die Ehe überwand, und sich entschloß, ihren geliebten Alexis Razumovsky zu ihrem Gemahl zu erheben. Die Liebe, und auch ein wenig der Aberglaube.

Denn der Sohn, welchen Elisabeth vor einigen Mo-

naten ihrem Geliebten geboren, war bald nach der Geburt gestorben, und Elisabeth erkannte darin eine Strafe des Himmels, der ihren Bund mit Alexis nicht segnen wolle. Sie gedachte schaudernd der Worte, welche Eleonore Lapuschkin gesprochen, und es bangte ihr in ihrem Herzen vor diesen Kindern, welche die Zukunft ihr vielleicht noch bringen könnte.

Ich will den Fluch, welchen die Gräfin Lapuschkin über meine Kinder ausgesprochen, vernichten, dachte Elisabeth, als sie sich jetzt zum zweiten Male Mutter fühlte. Wenn Gott meine Kinder segnet, wird keines Menschen Fluch sie treffen können, und dieses furchtbare Rachegebet der Lapuschkin, es wird dann keine Kraft mehr haben, wenn der Priester Gottes das Kind, welches unter meinem Herzen ruht, geweiht und gesegnet hat.

Das war der Grund, weshalb Elisabeth sich entschloß, Alexis Razumovsky zu ihrem Gemahl zu erheben, das war es, weshalb sie in einsamer Kapelle, nur von Lestocq und dem Popen begleitet, mit Alexis vor dem Traualtare stand und sich ihm zum Weibe gelobte.

Sie athmete erleichtert auf, als der Priester über sie den Segen gesprochen, ihr Herz fühlte sich von einer drückenden Qual befreit, denn Eleonorens Fluch hatte keine Kraft mehr über ihre von Gott gesegneten Kinder.

Am andern Tage ernannte Elisabeth ihren Alexis zum Feldmarschall und erhob ihn in den Grafenstand.

Wir müssen doch unserm Sohn einen vornehmen Vater geben, sagte sie, denn einen Sohn werden wir haben, das hoffe ich, und er soll schön sein, wie sein Vater, und ich will ihn mit Ehren überhäufen, und ihn groß machen vor allen Großen meines Hofes! Ach, einen Sohn! Nur keine Tochter, Alexis!

Und warum keine Tochter? fragte Razumovsky lächelnd.

Elisabeth schauderte, und sich an ihren Geliebten schmiegend, flüsterte sie: hat nicht Eleonore Lapuschkin gesagt: „gieb ihr eine Tochter, und laß diese vor den Augen ihrer Mutter dulden, was ich jetzt dulde!“ Oh mein Gott, Alexis, wünsche mir also keine Tochter! Ich würde immer für sie zittern. —

Und Gott schien das Angstgebet der Kaiserin zu erhören. Abermals gebar sie einen Sohn, — aber abermals starb er kurz nach seiner Geburt.

Es ist sehr traurig, ein Kind zu verlieren, und besonders einen Sohn! seufzte Elisabeth, und unwillkürlich gedachte sie Anna's, dieser armen Mutter, welcher sie den Sohn geraubt, um ihn in ewiger Gefangenschaft, in freudloser Jugend aufwachsen zu lassen, um ihn moralisch zu ermorden und aus einem Menschen einen Idiot zu machen.

Das ist Gottes Vergeltung! flüsterte es in ihrer Brust; aber Elisabeth erschrak vor diesem leisen Geflüster ihres Gewissens, und in sich erbebend sagte sie:

Ich will das nicht hören! Hinweg ihr lästigen Gedanken! Ich bin eine Kaiserin, für mich giebt es keine Verbrechen und keine Gesetze. Hinweg also, ihr lästigen Gedanken! Dieser Knabe Iwan muß gefangen bleiben, ich kann ihn seiner Mutter nicht wiedergeben.

Aber die Gedanken wollten sich nicht verscheuchen lassen, sie blieben immer bei ihr, sie wichen nicht von ihrem Lager, sie begannen immer wieder ihr unheimliches, schauervolles Geflüster, und die allmächtige Kaiserin schrie laut auf in Todesangst, und es graute ihr vor dem Alleinsein mit ihren Gedanken.

Ich will Gesellschaft um mich haben, befahl sie, man soll mich niemals allein lassen, man soll immer um mich lachen und scherzen, mich immer erheitern und zerstreuen. Eilt, eilt, ruft meinen Hof, die lustigsten Männer, die sollen mir die willkommensten sein. Und hört, vor allen Dingen bringt mir Wein, den stärksten, den besten Wein. Wenn ich den in vollen Zügen trinke, dann werde ich wieder glücklich sein und froh, der entfernt alle Sorgen, der macht das Herz leicht und frei.

Und sie kamen, die lustigen Herren des Hofes, und er kam, der starke, feurige Wein, und nach einer Stunde strahlte Elisabeth's Antlitz vor Lachen und Lust, und ihre schwere Zunge lallte mühsam: Wie schön ist es doch, eine Kaiserin zu sein, für eine Kaiserin giebt es nur Freude und Vergnügen und ewige Lust!

XXI.

Scenen und Bilder.

Jahre vergingen, für Rußland glorreiche und ruhmwürdige Jahre. Frieden im Innern des Reiches, und glänzende Siege, welche die Russen über auswärtige Feinde, namentlich über Preußen gewannen. Die Russen segneten und priesen in lauten Jubelhymnen ihre Kaiserin, deren Weisheit Alles so glorwürdig zu Ende bringe, und welche ihr Land glücklich, groß und siegreich mache.

Die gute Elisabeth! Was hatte sie wohl zu schaffen mit den Siegen ihrer Soldaten, mit dem Glücke ihres Reiches! Sie wußte nichts davon, und wenn überall im russischen Reiche Frieden war, im kaiserlichen Palaste, da wußte man nichts davon, da gab es einen ewigen Krieg, eine nie endende Fehde. Da kämpfte die junge Katharina mit ihrem Gemahl, den sie haßte, und welcher sie verabscheute, mit Elisabeth, welche in ihr eine gefährliche Nebenbuhlerin erblickte. Aber es war ein ungleicher Kampf, welchen die beiden Frauen kämpften, denn Elisabeth hatte auf ihrer Seite die Macht und die Gewalt, Katharina hatte nur ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Thränen.

Elisabeth haßte Katharina, weil sie es wagte, jung,

und schön zu bleiben, während sie, die Kaiserin, doch alt ward und ihre Reize verwelken sah; und Katharina haßte Elisabeth, weil diese sie umgab mit Spionen und Spähern, und von ihr eine strenge Tugend, eine nie verletzte eheliche Treue verlangte. Treue für diesen Gemahl, welcher seine Gemahlin so sehr verspottete und verhöhnte, daß er sie zwang, seine eigne Geliebte, die Gräfin Woronzow, in ihren Cirkeln zu empfangen und ihr freundlich zu begegnen, Treue für diesen Gemahl, der ihr stets nur Geringschätzung und Verachtung bewiesen, der mit ihr keine andere Unterhaltung kannte, als daß er Katharina lehrte, militairmäßig zu marschiren, und vor seiner Thür Schildwache zu stehen. —

Verletzt in ihrem innersten Wesen und ihrer Frauenehre, müde dieser ewigen Nadelstiche, mit denen Elisabeth sie quälte, zog sich Katharina in das Innerste ihrer Gemächer zurück, um still zu sinnen über ihre schmachvolle Größe, und sehnsüchtig zu träumen von einer glanzvollen Zukunft. Denn die Zukunft, sagte sie mit strahlenden Augen zu ihrer Vertrauten, der Fürstin Daschkow, die Zukunft ist mein, die können sie mir nicht nehmen und zermürbeln. Für die arbeite, für die denke und studire ich! Ah, wenn diese, meine Zukunft erst Gegenwart geworden, dann will ich sie mir als prachtvolles Kaiserdiadem um meine Stirn schlingen, und Ihr Alle, Ihr sollt staunen ob meiner Größe und Herrlichkeit!

Aber Du vergißt Deinen Gemahl, lächelte die Fürstin Daschkow. Der wird ein wenig den Glanz Deiner Kaiserkrone trüben, denn Er wird immer der Erste in diesem Reiche sein. Er ist der allmächtige Kaiser, und Du wirst machtlos sein, obwohl eine Kaiserin!

Katharina warf stolz ihr Haupt zurück, und ihre Augen flammten.

Ich werde mich eines Tages all' der Schmach erinnern, welche er mir angethan, sagte sie, und es soll eine Stunde kommen, in welcher ich Abrechnung halte mit ihm und Vergeltung übe. Ach, rede mir nicht von meinem Gemahl, die russischen Kaiser sind niemals unsterblich gewesen, warum denn sollte Er es sein.

Katharina! rief die Fürstin Daschkow erbleichend, Du denkst doch nicht —

Ich denke, unterbrach sie Katharina mit einem unheimlichen Lächeln, ich denke, daß die russischen Kaiser nicht unsterblich sind, und daß die gute Kaiserin Elisabeth sehr glücklich ist, da sie keinen Kaiser neben sich hat, der vermeint, über ihr zu stehen, und einen Willen zu haben, mächtiger als ihren eigenen.

Ach, Elisabeth hat gar keinen Willen! lachte die Fürstin.

Ich aber werde einen Willen haben! sagte Katharina stolz. —

Die Fürstin Daschkow hatte wahr gesprochen, Elisa-

beth hatte gar keinen Willen mehr; sie ließ Bestuscheff regieren, und sich selber beherrschen von Alexis Razumovsky, dem Feldmarschall, ihrem Gemahl. Was diese Beiden verlangten, das that sie, dem unterwarf sie sich freudig, vorausgesetzt, daß sie nur nicht von ihr irgend eine Anstrengung, irgend eine Arbeit und Thatkraft forderten. In diesem einzigen Punkte, da allein hatte sie einen eigenen Willen, da setzte sie ihn durch mit eiserner Gewalt.

Ich bin nicht Kaiserin geworden, um zu arbeiten, sondern um mich zu amüsiren, sagte sie, ich habe nicht die Krone auf mein Haupt gesetzt, um zu regieren, sondern um das Leben zu genießen. Verschont mich also mit Euren Arbeiten und Euren Unterschriften! Ich werde nichts mehr unterschreiben, denn meine Hand ist es nicht gewohnt, eine Feder zu halten, und die Dinte bleibt mir an den Fingern kleben, was einer Kaiserin ganz unwürdig ist.

Nur eine Unterschrift ist es, die ich heute erflehe, sagte Bestuscheff, ihr einen Brief darreichend. Nur in diesem einzigen Falle habt die hohe Gnade, eine Ausnahme zu gestatten, indem Ihr dieses Schreiben an den König Ludwig XV. von Frankreich unterzeichnet.

Was habe ich zu schreiben an den König von Frankreich? fragte Elisabeth verdrießlich. Wozu soll das? Es ist lange her, daß er mir keine neuen Kleiderstoffe geschickt hat, obwohl er wissen kann, daß es für eine

Frau, sei sie immerhin eine Kaiserin, nichts Wichtigeres giebt, als eine prachtvolle, immer wechselnde Garderobe. Weshalb soll ich also an den König von Frankreich schreiben?

Majestät, es handelt sich hier um einen einfachen Act der Höflichkeit, sagte Bestuscheff dringend, einen Act, dessen Unterlassen uns die größten Unannehmlichkeiten, ja vielleicht sogar einen Krieg zuziehen kann. Bedenkt das Wohl Eures Reiches, den Frieden Eurer Völker, und unterzeichnet diesen Brief.

Aber was enthält er denn so Wichtiges? fragte die Kaiserin erstaunt. Ich entsinne mich, daß Ihr mich schon Jahre lang damit plagt.

Ja, Majestät, drei Jhre lang flehe ich täglich um diese Unterschrift, und Ihr verweigert sie mir. Und dennoch ist dieser Brief so nothwendig. Es ist gegen alle Schicklichkeit, ihn nicht zu schreiben. Denn es ist ein Glückwunschschreiben an den König von Frankreich, der Euch die Geburt seines Enkels in einem eigenhändigen Briefe anzeigte. Bedenkt Majestät, er schrieb Euch eigenhändig, und Ihr verweigert mir für Euer Antwortschreiben seit drei Jahren die kleine Mühe Eurer bloßen Unterschrift!*) Dieser Prinz, dessen Geburt Ihr da beglückwünschen müßt, er wird jetzt schon im Stande sein, Euch selber seinen Dank auszusprechen für den Antheil, den Ihr an seiner Geburt nehmt.

*) Manstein. Mémoires. Vol. III. pag. 98.

Elisabeth lachte. Nun, sagte sie, ich werde mich endlich nur fügen müssen, um Ruhe zu haben vor Euch. Drei Jahre habe ich es ruhig ertragen, ewig um diese Unterschrift geplagt zu werden. Jetzt ist's am Ende mit meiner Geduld, ich werde unterzeichnen, um Euch los und von dieser Last befreit zu werden. Gebt sie nur also her, diese unleidliche Feder, aber vorher schenkt mir ein Glas Malvasier ein, und haltet es bereit, damit ich mich daran stärken kann nach vollbrachter Arbeit!

Und Elisabeth nahm seufzend die Feder und malte langsam und ängstlich ihren Namen unter dieses um drei Jahre verspätete Glückwünschungsschreiben an den König von Frankreich.

So, sagte sie, die Feder wegwerfend, als die schwere Arbeit vollendet war, so, jetzt aber dürft Ihr mich lange nicht wieder mit solcher Arbeit plagen, und heute habe ich es wohl verdient, einen recht vergnügten Abend zu erleben. Nichts mehr von Geschäften, nein, nein, kein Wort mehr davon. Ich will mir die schönen Stunden durch Eure Albernheiten nicht verbittern lassen! Fort mit Dir, Bestuscheff, man rufe mir meinen Feldmarschall, den Grafen Razumovsky!

Und als Alexis kam, sagte Elisabeth mit einem heitern Lächeln: Alexis, die Luft ist heute so schön und so frisch, wir wollen spazieren fahren; schnell, ganz schnell! Und weißt Du auch, wohin?

Razumovsky nickte. Nach der Villa! sagte er lächelnd.

Ja, nach der Villa! rief Elisabeth, nach der Villa, um dort mein Kind zu sehen, meine Tochter! — —

Sie hatte jetzt also eine Tochter, und diese Tochter, sie war nicht gestorben, wie ihre beiden Söhne. Sie lebte, sie gedieh in herrlicher Jugendfrische, und Elisabeth liebte sie mit abgöttischer Zärtlichkeit.

Aber eben aus Zärtlichkeit war es, daß sie das Dasein ihrer Tochter sorgfältig verbarg, daß sie dieselbe fern von der Welt, unbekannt mit ihrer Geburt, nichts ahnend von der Größe ihrer Mutter, in ländlicher Stille aufwachsen ließ.

Fort und fort ertönten vor den Ohren der Kaiserin diese unheilsvollen Worte der Gräfin Lapuschkin: „gieb der Kaiserin Elisabeth eine Tochter, und laß sie dulden, was ich jetzt erdulde!“

Das hatte Eleonore Lapuschkin gesprochen mit blutendem Rücken, zerfleischt von den Henkersknechten der Kaiserin, und das tönte ewig wieder in dem Herzen Elisabeth's

Ach, wohl war sie eine erhabene Kaiserin, sie hatte die Macht, Tausende von Menschen nach Sibirien zu verbannen, und war doch so machtlos, daß sie aus ihrem eigenen Herzen nicht die Worte verbannen konnte, welche Eleonore Lapuschkin hinein geschleudert.

Eleonore war also gerächt! Vor ihrem Fluche zitterte die Kaiserin, und während Eleonore in lächelnder

Größe die Qualen ihrer Verbannung ertrug, zitterte Elisabeth auf ihrem Throne vor den Worten der Verbannten, — vor diesen Worten, welche ihr, gleich dem Schwerdte des Damocles, über dem Haupte ihrer Tochter zu schweben schienen.

Vielleicht war es gerade deshalb, daß Elisabeth ihre Tochter so sehr liebte, gerade, weil sie so sehr für sie bangte. Es war eine leidenschaftliche, eine anbetende Zärtlichkeit, welche sie für dieses Kind empfand, und dennoch hatte sie den Muth, sie fern von sich zu halten, sie nur selten zu sehen, damit Niemand das Geheimniß ihrer Geburt ahne.

Eleanoren's Worte hatten Elisabeth nachdenken gemacht. Sie hatte begriffen, daß ihre rechtmäßige, legitime Tochter allerdings nach ihren Tode von Gefahren könnte bedroht werden. Sie hatte schaudernd an den armen Iwan in Schlüsselburg gedacht, und zu sich selber gesagt: so wie ich ihn als einen Prätendenten gefangen halte, um nicht vor ihm zittern zu müssen, so kann es dereinst meiner Tochter ergehen, wenn ich nicht mehr bin. Iwan hatte ein noch zu bezweifelndes Recht auf diesen Thron, aber Natalie ist unbestreitbar die Enkelin Czaar Peters, das Blut der großen russischen Czaaren fließt in ihren Adern, und deshalb wird Peter sie fürchten, wie ich Iwan fürchte, und deshalb wird Peter meine Natalie martern und quälen, wie Iwan gequält und gemartert wird!

Aus dieser Angst der Liebe war es, daß Elisabeth beschlossen, aus dem Dasein ihrer Tochter ein Geheimniß zu machen, und nur einigen wenigen Vertrauten es mitzutheilen.

In einem einsam belegenen Landhause unweit der Stadt ward die kleine Natalie auferzogen, und ihren wenigen Dienern und Leuten war es bei Todesstrafe verboten, irgend einen Fremden einzulassen in dieses stets verschlossene und bewachte Haus. Niemand durfte es betreten, der nicht einen schriftlichen Befehl der Kaiserin vorzeigen konnte, und solcher schriftlichen Befehle der Kaiserin existirten, bei ihrer Abneigung vor allem Unterschreiben, nur wenige.

Elisabeth also, um sich gleichsam selber zu belohnen für den ausgefertigten Brief an den König von Frankreich, beschloß heute mit ihrem Gemahl zu ihrer Toch- zu fahren.

Rasczinsky mag vorauseilen und uns anmelden, sagte sie. Wir wollen dort unser Diner einnehmen, das mag er dem Haushofmeister bestellen, und zugleich überall die Nachricht verbreiten, daß wir nach Peterhoff fahren. Dann wird man sich nicht wundern, daß wir im Vorüberfahren ein wenig in meiner kleinen Villa anhalten, oder vielmehr man wird es gar nicht erfahren. Ruft mir Rasczinsky!

Der Graf Rasczinsky war einer der Wenigen, welche das Geheimniß kannten und die Kaiserin auf ihren

Fahrten nach der Villa begleiten durften. Elisabeth vertraute ihm ganz, sie kannte ihn als einen verschwiegenen Edelmann, und sie schätzte ihn doppelt hoch, weil sie bemerkte, daß er ihre Tochter, dieses zarte, schöne Kind, zu lieben schien, wie ein Bruder, daß er sie stets mit zärtlichen Blicken überwachte, und am heitersten war, wenn er wie ein Kind mit dem Kinde schäkern und spielen konnte.

Rasczinsky, wir wollen hinaus fahren zu Natalie! sagte sie, als der Gerufene jetzt zu ihr eintrat.

Des Grafen Antlitz strahlte in reinster Freude.

Und ich darf Euch begleiten, Majestät? fragte er hastig.

Die Kaiserin lächelte. Wie ungestüm Ihr seid, sagte sie. Sollte man nicht meinen, Ihr wäret ein verliebter, seufzender Schäfer, und es gälte, Eure zärtliche Schäferin aufzusuchen, statt, daß es nur darauf ankommt, einem elfjährigen Kinde die Ankunft ihrer Mutter zu melden.

Majestät, sagte Graf Rasczinsky lachend, ich bin nicht verliebt, aber ich bete dieses Kind an, wie meinen guten Engel. Ich würde in Nataliens Gegenwart niemals etwas Schlechtes thun oder auch nur denken können. Ihr Antlitz ist so rein und unschuldig, daß man beschämt davor die Augen niederschlägt; und wenn sie mit ihren großen, tiefen und doch so kindlichen Blicken

mich anschaut, da möchte ich gleich vor ihr niedersinken und ihr alle meine Sünden bekennen und beichten.

Da würdet Ihr nicht viel zu beichten haben, sagte Elisabeth, denn Ihr sündigt nicht viel. Ihr seid der Stolz meines Hofes, und wie man mir sagt, ein wahres Musterbild aller ritterlichen Tugenden. Bleibt so, und wer weiß, mein junger, schöner Graf, was Euch die Zukunft noch Alles bringen mag. Liebt nur meine Natalie jetzt als einen Engel der Unschuld und des Friedens, laßt sie als solchen erwachsen und dann —

Und dann? fragte der Graf, als die Kaiserin schwieg.

Dann werden wir ja sehen, lächelte Elisabeth. Jetzt aber eilt voraus, unsere Ankunft zu melden.

Ihr vergeßt, Majestät, daß, um in dieses Zauberschloß gelangen zu können, es Eures schriftlichen Befehles bedarf.

Ah, das ist wahr, sagte Elisabeth, und trat zu ihrem Schreibtisch. Diesmal war sie gar nicht träge zum Schreiben, es bedurfte keines Flehens, keiner Bitten und Vorstellungen. Es galt ihre Tochter zu sehen, wie hätte es ihr da mühevoll erscheinen können, zu schreiben.

Mit derselben Feder, mit welcher sie vorher so ungern und widerwillig das Glückwünschungsschreiben unterzeichnet, schrieb sie jetzt auf ein mit ihrem Siegel versehenes Papier diese Worte: Der Graf Rasczinsky darf eingelassen werden. Elisabeth.

Dies Papier reichte sie dem Grafen hin, der es dankbar an seine Lippen drückte.

Ihr könnt dies Papier ein für allemal behalten, sagte die Kaiserin, indem sie ihn entließ. Ich weiß, daß ich Euch ganz vertrauen darf. Ihr werdet meine Natalie niemals verrathen und verkaufen.

Niemals! betheuerte der Graf, indem er sich beurlaubte.

Hastig bestieg er sein Roß, in rasendem Galopp jagte er durch die Straßen, und als er draußen war, draußen auf dem freien Felde, wo ihn Niemand sah und Niemand hörte, da zog er das von Elisabeth ihm übergebene Papier aus seinem Busen, und es hoch in die Luft schwenkend, jauchzte er laut: Glück auf, Glück auf! Dies Papier ist mein Talisman und meine Zukunft. Mit diesem Papier will ich Euch eine Kaiserin geben, Ihr Russen, und mich zu Eurem Kaiser machen.

XXII.

Der Tod der Kaiserin.

Alle Herrlichkeit vergeht und in der Stunde des Sterbens ringt die Kaiserin mit dem Tode so schwer, wie es die Bettlerin thut.

Diese Stunde des Sterbens, sie kam auch für Elisabeth. Nach zwanzig Jahren der Herrlichkeit, der Machtvollkommenheit kam diese niederdrückende Stunde, in welcher Elisabeth aufhörte Kaiserin zu sein, um nur noch ein zitternder Erdenwurm zu sein, der zu seinem Schöpfer fleht um Erbarmen, um Hülfe, um Linderung ihrer Qual.

Sie litt viel, die arme Kaiserin, welche der Tod so eben entthronte, sie litt, obwohl sie auf seidenen Kissen ruhte und eine mit Gold gestickte Purpurdecke ihre schlotternden Glieder bedeckte.

Und sie war noch so jung, kaum funfzig Jahre, und sie liebte das Leben so inbrünstig und heiß. Oh mein Gott, die Hälfte ihres Kaiserreiches hätte sie darum geben mögen, wenn ihr nur noch einige kurze, glückliche Jahre des Lebens, des Genusses vergönnt würden.

Ihre Günstlinge, all' die hohen Herren des Hofes, all' die Granden, die sie aus Lakayen, aus Soldaten und Leibeigenen sich geschaffen, wo waren sie jetzt? Weshalb umstanden sie nicht das Lager ihrer Kaiserin, weshalb waren sie nicht da, um mit der Erinnerung an die ihnen erzeigten Wohlthaten die andern entsetzlichen Erinnerungen an die Qualen, welche sie Andern bereitet, zu verscheuchen? Wo waren sie, ihre Grafen und Barone, ihre Feldmarschälle und Geheimräthe, die sie aus dem Nichts zu den Ersten des Reiches erhoben?

Keiner war bei ihr! Sie waren Alle von dannen

geeilt, um ihre Schätze und ihre erbeuteten, erpreßten und geraubten Güter zu sichern, um sich vor Peter im Staube niederzuwerfen, um die Ersten zu sein, die ihm huldigten, damit er ihnen ihre Größe und ihre Reichthümer verzeihen möchte. Von dem Sterbelager hinweg waren sie mit freudigem Antlitz zu Peter geeilt, und vor ihm niederknieend hatten sie Gott gepriesen, der endlich das Reich beglücken wolle, indem er ihm den edelsten, den erhabensten Herrscher, indem er ihm Peter III. gäbe.

Aber wo waren Elisabeth's Freunde, wo waren sie, welche sie zur Kaiserin gemacht?

Wo war Lestocq?

Den hatte die Kaiserin nach Sibirien verbannt. Den Verläumdungen, den Bitten seiner Feinde nachgebend, zu schwach, Widerstand zu leisten, hatte sie ihn aufgegeben; um nur selber Ruhe zu haben, opferte sie ihn, und zu derselben Stunde, in welcher sie ihm zärtlich die Hand reichte und ihn ihren Freund nannte, hatte sie schon sein Verbannungsurtheil unterzeichnet.

Seit neun Jahren schmachtete Lestocq in Sibirien.

Wo war Grünstein?

Verbannt, verwiesen, wie Lestocq!

Wo war Alexis Razumovsky?

Oh, wohl ihr! Der stand an ihrem Lager, der drückte ihre erkaltende Hand in der seinen, der dankte ihr noch im Tode für all' die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen.

Ach aber, es umstanden noch andere Gestalten ihr Lager, wilde, entsetzensvolle, bleiche Gestalten, die Niemand sah, Niemand als das sterbende Auge der Kaiserin.

Da erblickte sie Anna Leopoldowna's zermartertes Angesicht, die sie im Gefängniß hatte sterben lassen, da grins'te das blödsinnige Antlitz Iwan's sie an, dessen Geist sie gemordet hatte, da sah sie das flammende, zornglühende Auge, die blutige Gestalt Eleonore Lapuschkin's, und die Kaiserin fuhr laut schreiend von ihrem Lager empor, und faltete ihre zitternden Hände und flehte zu Gott, Gnade und Erbarmen zu üben an ihrer Tochter, an Natalie, den Fluch von ihrem Haupte zu nehmen, welchen Eleonore auf das Haupt ihres Kindes geschleudert.

Alexis Razumovsky stand an ihrem Lager und weinte; — überwältigt, wie es schien, von Schmerz und Kummer, verließ ein Anderer das Sterbezimmer der Kaiserin und stürzte hinunter in den Hof zu seinem bereitstehenden Pferde. Dieser Andere war der Graf Rasczinsky der Vertraute der Kaiserin. — —

Die Glocken läuteten in Petersburg, die Kanonen brüllten und jubelten. Es war Freude und Schmerz zugleich, was die Glocken und die Kanonen verkündeten.

Die Kaiserin Elisabeth war gestorben, der Kaiser Peter III. bestieg den Thron der Czaaren als Beherrscher des russischen Reiches. Die Erste, welche sich vor ihm beugte, war seine Gemahlin. Mit ihrem fünfjäh-

rigen Sohn im Arm hatte sie sich vor ihm niedergeworfen, und den Boden mit ihrer Stirn berührend, hatte sie den gewalthabenden Kaiser um Gnade und Liebe für sich und ihren Sohn angefleht, und Peter hatte sie zu sich erhoben und sie dem Volke gezeigt als seine Kaiserin.

In Petersburg läuteten die Glocken, brüllten die Kanonen: die Kaiserin ist todt, es lebe der Kaiser.

Vor der Villa Elisabeth's hielt ein schaumbedecktes Roß, ein Reiter sprang herab und klopfte an die verschlossene Pforte. Dem Portier, welcher vorsichtig aus dem Schubfenster hervorschaute, zeigte er den von der Kaiserin Elisabeth unterzeichneten Befehl ihn einzulassen. Der Portier öffnete die Pforte, und mit dem lauten Rufe: Natalie, Natalie! stürzte der Graf Rasczinsky in die Halle des Hauses.

Die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten fort und fort, Freude war in Petersburg, und Jubel und Lust!

Aus der Villa trat der Graf Rasczinsky und schwang sich auf sein schäumendes Roß.

Wie vom Sturmwind gepeitscht, jagte er über die Fläche dahin, nicht nach Petersburg, nicht nach der Stadt, wo man den neuen Kaiser begrüßte.

Fort, fort, in die Ferne und Weite!

Sein Roß bäumte und schnaubte, es blutete von

den Sporen seines Reiters. Er trieb es an zu neuer Eile. Weiter geht es und weiter!

Wie ein Nachtgespenst fliegt er durch die Oede dahin, der Sturmwind treibt ihn vorwärts, der Sturmwind lüftet seinen Mantel, daß er hochaufbauschend ihn wie mit einer Wolke umgiebt, aber unter dieser Wolke seines Mantels sieht man ein zartes Engelsbild, einen lächelnden Mädchenkopf, sieht man zwei zarte Kinderarme, welche die Gestalt des Grafen umranken, sieht man eine leichte Elfengestalt, die sich zitternd an die stolze Brust des Grafen schmiegt.

Du weinst nicht, mein Engel? flüstert der Graf, vorwärts stürmend in rastloser Eile.

Nein, nein, ich weine nicht und zittere nicht, denn ich bin bei Dir! hauchte eine leise holde Kinderstimme.

Schmiege Dich fester an mich, meine süße Blume, neige Dein Haupt dichter an meine Brust. Sieh, schon dämmert der Abend hernieder! Die Nacht wird ihren schützenden Schleier über uns ausbreiten und Gott wird unser Führer und Schützer sein. Ich werde Dich erretten, mein Engel, mein holdes süßes Kind!

Weiter, weiter schießt das Roß in rasendem Lauf.

Das Kind schmiegt sich lächelnd an den Busen des Reiters an, über den die Abendsonne sich ergießt mit ihrem purpurnen Scheidegruß.

Wie ein Traumbild jagt er dahin, wie ein Traumbild verschwindet er dort drüben am Rande des Waldes.

War's nur eine Erscheinung, eine Fata morgana der Wüste?

Nein, nein, wieder und wieder hebt der Abendwind den Mantel des Reiters, und immer sieht man das holde Engelsantlitz dicht an den Busen des Grafen geschmiegt.

Nein, es ist kein Traum, es ist Wahrheit und Wirklichkeit.

Wie der Sturmwind fliegt der Graf durch die Haide dahin und an seinem Busen ruht Natalie Tartaroff, die Tochter der Kaiserin!

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstraße 81.

Prinzessin Tartaroff

oder

Die Tochter einer Kaiserin.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

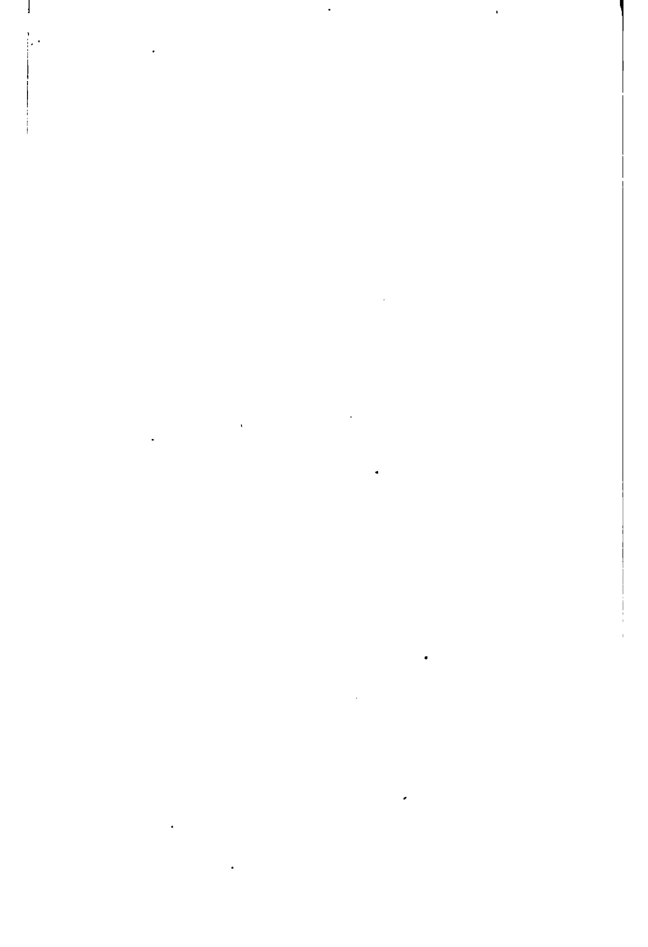
Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1860.



Prinzessin Tartaroff.



I.

Der Zaubergarten.

Man muß entweder sehr glücklich oder sehr unglücklich sein, um die Einsamkeit zu lieben, um an ihre schweigsame Brust sich zu lehnen, und die Menschen fliehend, in den Armen der Einsamkeit das zu suchen, was bei den Menschen sich so selten finden läßt, Ruhe für das Glück, oder Trost für den Schmerz! — Den Glücklichen bereitet die Einsamkeit die köstlichsten Feste, denn sie erlaubt ihnen, in genußvoller Hingabe zu ruhen in sich selber, sich selber auszuathmen, seiner selbst sich ganz theilhaftig zu werden! Aber auch den Unglücklichen bereitet sie Feste, — Feste der Erinnerung, des Zurückschens in die Vergangenheit, des Scheingenusses dieser längst vergangenen Wonnen, deren Verschwinden eben den Schmerz erzeugte! — Für die Kinder der Welt, für die Strebenden, Genußsüchtigen, für die Ehrgeizigen und Weltlustigen, für diese ist die Einsamkeit nicht! Nur für die Glücklichen, für die Schmerzbeladenen, und auch für die Unschuldigen, die noch nichts wissen von der

Welt, weder von ihren Entzückungen, noch von ihren Qualen, weder von ihrer Liebe, noch von ihrem Haß!

So dachten und sprachen und sannen die neugierigen Römer, wenn sie vorübergingen an dieser hohen Mauer, welche längs dieses schönen Gartens, der früher dem Grafen Appiani gehörte, sich hinzog. Früher hatten sie den Garten Alle gekannt, es war eine Art öffentlichen Spazierganges gewesen, und unter den schattigen Laubgängen hatte manches zärtliche Liebespaar seine ersten Schwüre getauscht, sowie seine ersten Küsse gefeiert. Aber seit vier Jahren war das Alles verändert; ein reicher Fremder war gekommen und hatte dem alten verarmten Grafen Appiani eine große Summe geboten für den Garten mit der zerfallenen Villa, und der Graf hatte, trotz des Murrens der Römer, sein letztes Besitzthum an den Fremden verhandelt. Er hatte zu den murrenden Römern gesagt: Ihr seid unzufrieden, daß ich meinen Garten hingebe für Geld. Es hat Euch gefallen in diesen Schattengängen, an diesen murmelnden Quellen, unter diesen rauschenden Cypressen, Ihr seid da spazieren gegangen, Ihr habt da gelacht und Euch gefreut, während ich in meiner armen zerbröckelnden Villa saß, und entbehrte und hungerte. Ich will Euch einen Vorschlag machen! Bringt die Summe zusammen, welche der Fremde mir bietet, Ihr Römer, die Ihr die Spaziergänge in meinem Garten liebt, vereinigt Euch zu einem gemeinschaftlichen Werk. Ein jeder gebe, so viel

er kann und mag, bis die nöthige Summe vorhanden ist, dann gehört der Garten Euch Allen an, und Ihr mögt darin spazieren gehen, so viel es Euch beliebt, und ich werde glücklich sein, von meinen Landsleuten aus der Noth und Dürftigkeit gerettet zu werden, und nicht an einen Fremden den Garten verkaufen zu müssen, den meine geliebten Römer so sehr lieben.

Aber auf solche Rede des Grafen Appiani hatten die guten Römer nichts zu antworten gewußt. Sie begehrten wohl das Vergnügen, aber es sollte ihnen nichts kosten, — umsonst hätten sie diesen Garten sehr geliebt, es sich sehr wohl sein lassen unter seinen schattigen Bäumen, aber nun es darauf ankam, diese Spaziergänge mit Geld zu bezahlen, nun fand man, daß er dessen doch nicht werth sei, daß man am Ende auch ohne ihn sich einrichten, auch ohne ihn zufrieden sein könne. —

Die guten Römer wandten sich also fort von dem Garten, der sie mit einer Abgabe bedrohte, sie lenkten ihre Füße in andere Gegenden, nach andern Promenaden hin, und der alte Graf Appiani verkaufte seinen Garten und seine ruinenartige Villa an den Fremden, welcher ihm eine so bedeutende Summe dafür geboten.

Von diesem Tage an hatte Alles ein anderes Ansehen gewonnen in diesem Garten. Maurer und Tapezirer waren gekommen und hatten an der Villa von Innen und Außen so lange geputzt und gebessert, bis sie ganz stattlich und schön zwischen dem dicken Laub

der Bäume hervortrat. Dann hatte man kostbare und prächtige Meubles dahin gebracht, mit allem Andern, was zur Ausschmückung der Wohnung eines Reichen nothwendig ist, und die Tapezirer wußten den lauschenden Römern nicht genug zu erzählen von der Pracht und Eleganz, welche plötzlich da drinnen sich entfaltet in der vormals so ärmlichen Villa. Wie gern wären die Spaziergänger von Ehemals jetzt wieder zurückgekehrt in diesen Garten, wie gern hätten sie wieder die Villa betreten, welche ihnen früher mit ihren verlassenen Sälen, mit den halb zerrissenen, von Staub beschmutzten Tapeten gar nicht des Anschauens werth erschienen war. Aber das war ihnen jetzt unmöglich gemacht worden, denn an demselben Tage, an welchem der neue Besitzer den Garten betreten, hatte er mehr denn funfzig Arbeiter mitgebracht, und sofort hatte man an allen vier Seiten angefangen, die Grenzen des Gartens mit einer Mauer zu umgeben.

Höher und höher war diese Mauer emporgestiegen, Niemand konnte darüber wegsehen, denn kein Riese war so hoch, wie diese Mauer, Niemand konnte sie erklettern, denn ihre glatten Steinwände boten nicht den kleinsten Stützpunkt dar. Der Garten mit seiner Villa war den Römern ein Geheimniß geworden. Man hörte noch das Rauschen der Bäume, man sah ihre grünen Zweige im Winde sich auf- und abwärts neigen, aber was unter diesen Zweigen und Wipfeln, was

in den Alleen und Laubgängen sich begab, das wußte man nicht.

Anfangs hatten einzelne Neugierige es gewagt, an die niedrige schmale Pforte zu klopfen, welche den einzigen Eingang in den vermauerten Garten bildete. Da hatte ein kleines Schiebfenster sich geöffnet, ein grimmig bärtiger Mann hatte mit zorniger Stimme nach dem Begehr der Klopfenden gefragt, und sie zugleich bedeutet, daß für Niemand hier Einlaß sei, und daß er und seine beiden Hunde jeden unbefugten Eindringling von dem Garten zurückzuhalten wissen würden. Die beiden großen Hunde, gleichsam als verständen sie die Drohungen ihres Herrn, sie hatten die Zähne gefletscht, und ihr drohendes Geknurre hatte sich zu einem lauten, zornigen Bellen gesteigert. —

Man wagte es nicht mehr, an die Pforte zu klopfen, und weil man nicht hinein konnte in diesen Garten, that man, was in solchem Falle das Klügste ist, man gab sich das Ansehen, als ob man gar nicht hinein wollte. —

Vier Jahre waren seitdem vergangen, man hatte das Gelüste bezwungen, den Garten zu betreten und über die Mauer hinweg zu sehen, aber man erzählte sich Mährchen und Wunder von dem Garten, man sprach von einer schönen Fee, welche da drinnen wohne, und deren sanfte melodische Stimme man zuweilen in der Stille der Nacht, süße, entzückende Lieder singend, wollte gehört haben.

Niemand hatte sie gesehen, diese Fee, aber schön war sie gewiß und jung natürlich; auch gab es sogar einzelne Kühne, welche behaupteten, wenn der Mond so recht hell und golden leuchte und strahle, dann sähe man die junge Fee auf den Wipfeln der Bäume oder auf dem Rande der Mauer erscheinen. Leicht wie eine Elfe, durchsichtig wie Mondenstrahl schwebe sie da auf und ab, seltsame Tänze aufführend und Lieder singend, welche Jedem, der sie höre die Augen mit Thränen und das Herz mit Jammer füllten.

Bei solchen Erzählungen bekreuzten sich die guten Römer und gingen schneller vorüber an den Mauern des Gartens, den sie von nun an „der Zaubergarten" benannten.

Ja wohl, es war ein Zaubergarten! Es war eine Insel des Glückes, welches vor der Tücke der Welt hinter diesen Mauern sich barg. Wie ein göttliches, ewiges Lächeln ruhte der Himmel über diesem ewig blühenden, ewig duftenden Garten, in dessen Myrthengebüsche die Vögel flöteten, und in dessen silberhellen Bassins die Goldfische plätscherten.

Ja wohl, es war ein Zaubergarten, und er hatte auch seine Fee, die, wenn sie auch nicht mit dem Mondstrahl um die Wette auf den Gipfeln der Bäume und dem Rande der Mauer sich schaukelte und wiegte, dennoch so zart war wie eine Elfe, und so leicht und anmuthsvoll wie eine Gazelle von den Blumen zu den Bächen, von den Bächen zu den Hügeln hüpfte.

Der ganze Frühling, die ganze Jugend der Natur leuchtete und strahlte aus diesem schönen Mädchenangesicht, das so voll Anmuth und Reinheit, so voll Kinderunschuld und Frieden war. Kein Sturm hatte noch diese lächelnden Züge durchweht, nicht das kleinste Blättchen dieser Rose war von unsanfter Hand berührt worden. In üppiger Naturschönheit, frei und frisch war sie emporgeblüht, der Thau des Himmels, aber nicht der Thau der Thränen hatte sie getränkt, und nur Zähren, wie sie die Rührung, wie die Freude und das Glück sie hervorruft, nur solche Zähren waren von diesen strahlenden, tiefdunklen Augen geweint worden.

Sie saß unter einem Myrthengebüsche, dessen blühende Zweige sich zu ihr hernieder neigten, als wollten sie diese zarte, reine Stirn mit einer bräutlichen Krone umranken. Das Haupt zurückgelehnt in das Gezweige, ruhte sich in unnachahmlicher Grazie ihre halb hingestreckte reizende Gestalt.

Ein weißes, durchsichtiges Gewand, um die feine Taille von einer goldenen Schnur gehalten, wallte um die zarte Gestalt hernieder zu den kleinen vorwärts gestreckten Füßchen, die mit goldgestickten Pantoffeln von dunkelrothem Leder bedeckt waren. Eine Purpurrose war an ihrem knospenden Busen mit brillantener Nadel in den Falten des Kleides befestigt, und bildete einen lieblichen Contrast zu dem zarten Roth ihrer Wangen. In ihren vollen üppigen Armen ruhte eine Cither.

Sie hatte gesungen, dieses schöne Feenkind, aber jetzt war der Gesang verstummt, sie blickte hinauf zu den Wolken, mit träumerisch sinnendem Auge folgte sie ihrem langsamen Zuge. Ein Lächeln umschwebte ihre vollen, jugendfrischen Lippen, solch ein Lächeln, wie es nur der Unschuld eigen ist und dem Glück.

Sie träumte; es waren köstliche, entzückende Bilder, welche vor ihrem innern Auge vorüberzogen, sie träumte von einem fernen Lande, in dem sie einst gewesen, von einem fernen Hause, in dem sie gelebt.

Es war schöner gewesen und prachtvoller noch, wie dieses, welches sie jetzt bewohnte, aber es hatte ihm dieser blaue, duftige Himmel, es hatten ihm diese Blumen und diese Bäume, dieses Myrthengebüsch und diese Nachtigallenlieder gefehlt, und auf einige kurze Sommertage waren dort lange, kalte Wintermonate gefolgt, mit ihrem kalten Leichentuche von Schnee, mit ihrer erstarrenden Eisdecke und den phantastischen Blüthen, welche der Frost an die Fenster gemalt.

Und dennoch, dennoch hatte es dort eine Sonne gegeben, welche heißer ihr Herz durchglühte, als die Sonne Italiens, und bei deren Gedenken noch jetzt eine flammende Purpurröthe ihre Wangen bedeckte.

Diese Sonne, sie hatte ihr entgegengeleuchtet aus den zärtlichen Blicken einer Frau, welche sie geliebt hatte als ihren Schutzgeist, als ihre Gottheit, als das Sternbild ihres ganzen Daseins!

Wenn diese Frau zu ihr gekommen war in das einsame Haus, in welchem sie damals wohnte, dann war ihr Alles wie in einer Verklärung, wie in einem seligen Wonnerausch erschienen, dann hatten sogar ihre alten, mürrischen Diener zu lächeln gewußt und waren freundlich gewesen und demuthsvoll; dann war Alles Freude gewesen und Glück, und wer sie gesehen, die schöne, strahlende Frau, der hatte sich beseligt geglaubt, und war vor ihr niedergefallen, um sie anzubeten.

An diese Frau dachte das junge Mädchen jetzt, an diese unvergeßliche Frau mit den leuchtenden Augen, deren zärtliche Blicke das Herz des Kindes immer mit Wonne durchglühten, deren sanfte, liebliche Worte noch heute wie Musik vor ihrem Ohre erklangen!

Wo war sie jetzt, die Frau ihrer Sehnsucht, ihrer Liebe, weshalb hatte man sie fortgeführt aus dem Hause mit dem schneeigen Leichentuche und den Eisblumen der Fenster? Wo lag dieses Haus, und wo hatte sie es zu suchen mit ihren Gedanken? Was war das für eine Sprache gewesen, welche sie damals gesprochen und die sie jetzt noch heimlich in ihrem Herzen sprach, obwohl Niemand mit ihr sie redete, Niemand ihrer Umgebung, ihrer Dienerschaft sie verstand?

Und weshalb hatte auch ihr Freund und Beschützer, er, der sie hieher gebracht, der immer mit ihr gewesen, weshalb hatte auch er plötzlich sich das Ansehen gegeben, als verstände er sie nicht mehr?

Und eben, wie sie an ihn dachte, an diesen theuren Freund und Beschützer, kam er die Allee herunter, sah sie am Ende dieses Ganges seine hohe Gestalt erscheinen, erkannte sie dieses edle Angesicht mit den stolzen Adlerblicken und der kühn gewölbten Stirn.

Das junge Mädchen flog von ihrem Sitz empor und eilte ihm entgegen.

Wie schön, daß Du kommst, Paulo, sagte sie lebhaft, indem sie ihm ihre kleinen Hände entgegenstreckte. Ich muß Dich etwas fragen, und gleich und ganz eilig, Paulo. Sage mir schnell, wie heißt die Sprache, welche wir früher mit einander redeten, und warum haben wir, seitdem wir hier in Rom sind, aufgehört sie zu sprechen?

Paulo runzelte leicht die Stirn, aber als er in ihr schönes, von Neugierde und Erwartung belebtes Angesicht sah, verschwand dieser Ausdruck des Mißmuths schnell wieder aus seinen Zügen, und ihr lächelnd mit dem Finger drohend, sagte er: Immer wieder dieselbe Frage, Natalie, und doch habe ich Dich so oft gebeten, die Vergangenheit zu vergessen, und nur in der Gegenwart zu leben, mein holdes, süßes Kind. Die Vergangenheit ist hinter Dir hinabgesunken in eine tiefe, unausfüllbare Kluft, Du kannst nicht mehr zu ihr hinüber, und wenn sie nach Dir ihre Arme ausstreckt, so wird es sein, um Dich in den Abgrund mit hinunter zu ziehen! Vergiß sie also, meine Natalie, und gieb Dich hin an die schöne, genußvolle Gegenwart, die immer

Dir zu verschönern die holdeste und herrlichste Aufgabe meines Lebens sein soll.

Es ist wahr, sagte das junge Mädchen seufzend, ich habe unrecht, immer wieder auf diese längst vergangenen Zeiten zurückzukommen, Du mußt mir das verzeihen, Paulo, aber zugeben wirst Du auch, daß diese meine räthselhafte Vergangenheit mich wohl zu einiger Neugierde berechtigt. Denke doch, wie es begann. Du kamst eines Tages in mein Zimmer gestürmt, Du drücktest mich, das erschrockene, zitternde Kind, an Dein Herz und zogst mich schweigend fort. Natalie, sagtest Du, Dir droht Gefahr, ich will Dich erretten, oder mit Dir sterben! So schwangst Du mich auf Dein Pferd. Hinter uns heulten und schrieen die Diener meines Hauses, Du aber achtetest ihrer nicht, und ich schmiegte mich gläubig an Dein Herz, denn ich wußte, daß, wenn mir Gefahren drohten, Du mich sicherlich daraus erretten würdest. Oh, weißt Du noch diesen mährchenhaften Ritt? Wie wir ausruhten in abgelegenen Häusern oder bei armen Bauersleuten, und wie es uns dann immer weiter zog, weiter, weiter! Und wie die Sonne immer wärmer ward, und der Schnee immer mehr zerrann, und Du immer heiterer, immer fröhlicher wurdest, bis Du endlich eines Tages mich stürmisch an Deine Brust drücktest, und zu mir sagtest: Natalie, wir sind gerettet! Jetzt ist das Leben Dein und die Zukunft. Blicke um Dich, wir sind in Italien, hier kannst Du frei und glücklich sein!

Und war das nicht eine gute Prophezeihung? fragte Paulo. Ist sie nicht in Erfüllung gegangen? Bist Du nicht glücklich?

Ich wäre es, seufzte Natalie, wenn ich nicht so oft der Vergangenheit gedenken müßte. Jene Worte, welche Du damals sprachst, es waren die letzten, die ich in der Sprache vernahm, welche ich bis dahin immer geredet, für die ich aber keinen Namen weiß. Von jener Stunde an sprachst Du zu mir in einer mir unbekannten Sprache, und ich fühlte mich wie eine arme, verlassene Waise, der man selbst das letzte Besitzthum, ihre Sprache genommen.

Hat man doch ganzen Völkern dieses ihr heiligstes und letztes Besitzthum rauben können, sagte Paulo, schnell verdüstert, und nicht, wie ich es Dir that, um Dich zu retten, sondern um sie zu martern und in den Staub zu drücken!

Natalie, die schnelle Traurigkeit ihres Freundes gewahrend, versuchte zu lächeln, und seine Hand fassend, sagte sie: Komm Paulo, wir sind unartige Kinder, uns mit Grillen zu plagen, während die ganze Natur so heiter ist und voll so göttlicher Schönheit. Sieh nur, mit welchem Pupurglanze dort die scheidende Sonne auf den Gipfeln der Cypressen ruht. Ach, nirgends ist es so schön, als hier in meinem lieben Garten! Das ist meine Welt und mein Glück. Zuweilen, Paulo, macht es mich schaudern, zu denken, diese Mauern um

unsern Garten möchten plötzlich zusammenstürzen, und alle diese großen Häuser, welche dahinter stehen, und alle diese neugierigen Menschen, welche auf den Straßen laufen, die Alle könnten dann hineinschauen in mein Paradies! Das müßte entsetzlich sein, und doch hat mir Marianne erzählt, daß andere Menschen anders wohnen wie wir, daß keine Mauer ihre Häuser umzieht, und keine Wächter und keine Hunde die lästigen Besucher von dannen weisen. Und doch sagt sie, daß man solche unbequemen Leute lächelnd willkommen heißt, sie mit freundlichen Worten empfängt, und ihnen nur Liebe und Freundschaft zeigt, während man doch Gott dankt, wenn sie endlich gehen, und nicht mehr die süße Ruhe stören! Ist es denn wahr, Paulo, daß die Menschen so falsch sind mit einander, und daß man in der Welt niemals so sprechen daf, wie man denkt?

Es ist leider wahr, Natalie, sagte Paulo mit einem schwermüthigen Lächeln.

So laß mich niemals diese Welt kennen lernen, rief das junge Mädchen, indem sie sich angstvoll an Paulo's Arm lehnte. Laß mich immer hier in unserer Einsamkeit, welche nur gute Menschen mit uns theilen dürfen. Denn Marianne ist gut, und Cecil, Dein Diener ist es auch, und Carlo, oh Carlo würde für mich sein Leben hingeben. Der ist nicht falsch, wie die andern Menschen sind, dem darf ich vertrauen!

Meinst Du? fragte Paulo, ihr tief in die Augen sehend, und sie forschend betrachtend.

Sie ertrug seinen Blick mit einem unbefangenen, heitern Lächeln, und nickte ihm schalkhaft zu.

Gewiß willst Du mich wieder malen, sagte sie, und deshalb blickst Du mich so ernsthaft an. Nein, Paulo, ich werde Dir nicht wieder sitzen, Du malst mich viel zu schön, Du machst einen Engel aus mir, und ich bin doch nur ein armes Ding, das von Deiner Gnade lebt und nicht einmal seinen Namen kennt.

Die Engel haben niemals einen Namen, sie sind eben Engel, rief Paulo, und deshalb brauchst auch Du keinen Namen weiter. Wie es einen Engel Gabriel giebt, so giebt's auch einen Engel Natalie.

Spötter, sagte sie lachend, weibliche Engel giebt es gar nicht. Aber nun komm, setze Dich! Da liegt noch meine Cither, ich will Dir ein Lied singen, zu welchem mir Carlo gestern die Melodie gebracht.

Und die Worte? fragte Paulo,

Nun die Worte, die müssen ja im Singen kommen, sie heißen heute so, und morgen so! Wer kann das wissen, was Dir in dieser Stunde im Herzen glüht, und was Du in jener empfinden magst, und was auf Deine Lippen tritt in Worten, die Du selbst nicht kanntest, und die von Deinen Lippen strömen ganz wieder Deinen Willen, unbewußt!

Du bist meine holde Dichterin, mein Sappho, rief Paulo, ihre Hände küssend.

Ach ich wollte, Du sprächest wahr, sagte sie mit

leuchtenden Blicken und höher gerötheten Wangen. Laß mich eine Dichterin werden, wie Sappho, und ich will mich freudig wie sie vom Felsen hinunterstürzen in das Meer. Oh, es giebt noch Dichterinnen! Carlo hat es mir erzählt. Ganz Rom huldigt jetzt der großen Dichterin Corilla! Die möchte ich kennen, Paulo, nur um sie anzubeten, um sie zu sehen in ihrer Pracht und ihrer Schönheit!

Wenn Du es wünschest, so sollst Du sie sehen, sagte Paulo.

Ach, ich werde sie sehen! jauchzte Natalie, und wie, um ihrer innern Freude einen Ausweg zu geben, griff sie in die Saiten ihrer Cither, und ließ in hellen Tönen eine Jubelmelodie erklingen. Dann begann sie zu singen, anfangs mit einzelnen, abgebrochenen Ausrufungen und Worten, die immer mächtiger anschwollen, immer begeisterter und seliger wurden, und endlich zu einer Dithyrambe sich steigerten. Es war ein Jubellied der Freude, ein Seufzer des Glückes und der Unschuld, und sie sang von Gott und von den Sternen, von Liebesglück und Wiedersehen, von Blüthenduft und Windesfächeln, und in unbewußtem Ahnungsgefühl sang sie vom Leid der Liebe und von Entsagungsschmerzen!

Die ganze Natur schien ihrem Wonneliede zu lauschen, kein Blättchen regte sich, in leisem Murmeln plätscherten die Wellen des Bassins, an welchem sie saßen, an's Ufer hin, und nur zuweilen flötete eine Nachtigall

ihre klagende Melodie hinein in diese Jubelhymne. Die Sonne war tiefer hinabgesunken und säumte den Horizont mit fliegenden Purpurwolken. Natalie hielt plötzlich inne in ihrem Liede und deutete mit ihren rosigen Fingern auf den Himmel hin.

Wie schön ist das, Paulo! sagte sie leise.

Er aber sah nichts, als ihr Angesicht, das von den Abendgluthen verklärt ward.

Wie schön bist Du, flüsterte er leise, und drückte ihr Haupt an seine Brust.

Dann schwiegen Beide, und schauten, in süße Träume verloren, auf die herrliche Landschaft, die sie umgab, und die wie in einem Schweigen der Andacht den letzten Scheidegrüßen der Sonnengöttin zu lauschen schien. Plötzlich flatterte ein Singvogel herbei, und setzte sich in das Myrthengebüsch, unter welchem Natalie mit ihrem Freunde ruhte. Da begann er zu flöten und zu singen, bald in klagenden, bald in Jubeltönen, bald zärtlich weich, bald fröhlich schmetternd, und der Nachtwind, der sich jetzt erhob, rauschte in den Cypressen- und Olivenbäumen, daß sie mit Orgeltönen darein braus'ten.

Natalie schmiegte sich dichter an ihres Freundes Seite. Ich möchte jetzt sterben, sagte sie.

Schon sterben, flüsterte er, sterben, noch ehe Du gelebt hast, Natalie?

Dann schwiegen sie wieder, und der Wind rauschte

in den Bäumen, die Quellen murmelten, die Vögel sangen, und in goldiger Klarheit lagerte sich der Mond über diesem Paradiese, in welchem zwei selige, glückliche Menschen weilten.

Aber was ist das, was dort drüben dicht neben der Mauer in der Pinie raschelt und rauscht, was ist es, was da hervorschaut mit leuchtenden Augen und giftigem Blick? Ist es die Schlange schon, welche kommt, diese Glücklichen aus dem Paradiese zu vertreiben?

Sie sehen nichts, sie hören nichts, sie träumen Beide, sind ganz sicher in ihrem Glück.

Aber es regt sich und raschelt fort und fort. Unnatürlich ist es. So rauscht nicht der Abendwind, so raschelt es nicht, wenn ein Vogel auf den Zweigen des Baumes sich wiegt. Was ist es denn?

Die Zweige theilen sich weiter auseinander, es ist der Arm eines Mannes, der sie öffnet, — auf der Mauer sieht man von jenseits herüber die Gestalt eines Mannes erscheinen, neben ihm hebt sich langsam eine zweite Gestalt mit dem Oberkörper empor. Vorsichtig spähend blickt er umher, dann breitet sich ein höhnisches Grinsen über sein Gesicht aus, und seine Augen leuchten, wie die Augen einer Hyäne. Er hat die Beiden erschaut, die in glücklicher Sicherheit neben einander sitzen, und der Wonne dieses stillen, seligen Abends in schweigendem Glücke genießen. Er hat sie erschaut und deutet mit seiner Hand nach ihnen hin, indem er leicht

mit dem Arm den Mann berührt, der sich kühn emporgeschwungen auf die Mauer. Der folgt mit seinem Blick der hindeutenden Hand des Andern, jetzt sieht auch er das ruhende Paar, und auch seine Züge überfliegt ein unheimliches, grausiges Lächeln. Rasch fährt er mit der Hand in den Busen, und als er sie wieder hervorzieht, ruht in dieser Hand ein kleiner blitzender Dolch. Mit einem kühnen Sprunge ist der Mann schon im Begriff, von der Mauer hinunter zu springen in den Garten, — der Andere hält ihn zurück und macht eine drohende, abwehrende Bewegung. Er, scheint es, ist der Gebietende, und sein unwillig verneinendes Kopfschütteln übt seine Gewalt, sein befehlender Blick scheint zu sagen: schweige und sieh!

Starr und unbeweglich blicken sie hin auf das immer noch schweigende Paar, das von dem hellen Mondschein wie von einer Lichtglorie umstrahlt wird. Noch immer hält der Eine den Dolch in der Hand, und mit mächtigem Arm hält ihn der Andere zurück. Dann flüstern sie Beide mit einander, ganz leise, ganz heimlich, — es scheint, sie berathen mit einander, was zu thun sei. Der Mann mit dem Dolche, scheint es, giebt der Ueberredung des Andern nach. Er nickt mit dem Kopfe und zeigt sich einverstanden. Der Erstere verschwindet hinter der Mauer, langsam folgt ihm der Bewaffnete. Noch blickt sein Kopf über die Mauer, noch einmal hebt er den Arm, und schwingt drohend

den Dolch nach Natalie und ihrem Freunde hin. Dann verschwindet er, und Alles ist wieder friedlich und still und voll lächelnder Paradiesesruhe.

War es vielleicht nur ein Traumbild, das uns neckte, nur eine Fata morgana, welche der Mondstrahl gebildet? Oder umschleicht die Schlange des Unheils wirklich schon dieses Paradies? Will das Verderben sich eindrängen in diesen Zaubergarten? Ach, gegen das Unglück schützt keine Einsamkeit und keine Mauer! Durch die festesten Riegel kriecht es hindurch, über die höchsten Mauern schlüpft es hinweg, und während wir uns noch sicher wähnen, ist es schon da, dicht neben uns, bereit, uns zu verschlingen.

II.

Die Briefe.

In dem Garten wird es plötzlich lebendig. Von dem Hause her naht sich, mit einem Windlicht in der Hand, Cecil, der alte Diener Paulo's.

Er kommt mit eiligen Schritten die Allee herunter, er nähert sich mit besorgter Miene seinem Herrn.

Was giebt es, Cecil?

Zwei Briefe, Herr, sind soeben abgegeben. Der eine kommt aus dem Hotel der russischen Gesandtschaft, der andere von dem Herrn Cardinal Bernis.

Paulo schrak leicht zusammen, unwillkürlich war es, daß seine Hand nach dem erstern Briefe zuckte, aber er bezwang sich schnell, und sein Blick streifte Nataliens Gesicht, das mit neugierigem Forschen auf die beiden Briefe gerichtet war.

Zuerst wollen wir sehen, was der gute Cardinal Bernis uns schreibt, sagte Graf Paulo, indem er den Brief aus Rußland anscheinend gleichgültig in seinen Busen schob.

Bernis? fragte Natalie. Ist das nicht der französische Cardinal, der auch zugleich ein Dichter ist, und welchen der Papst, der große Ganganelli, so sehr liebt?

Derselbe! sagte Paulo, und außerdem derselbe Cardinal Bernis, dem ich seit Monaten schon habe versprechen müssen, ihm einst das Glück zu gönnen, Dich zu sehen. Er kennt Dich, Natalie, obwohl er noch niemals Dein schönes Angesicht gesehen, er kennt Dich aus meinen Erzählungen.

Oh, laß uns schnell sehen, was der gute Cardinal Dir schreibt, rief Natalie, mit der Ungeduld eines Kindes in die Hände klatschend.

Graf Paulo erbrach lächelnd das Schreiben und las es.

Du bist in Wahrheit eine Zauberin, sagte er, irgend

ein Genius ist in Deinem Dienst und belauscht jeden Deiner Wünsche, um ihn schnell zu erfüllen. Der Brief hier enthält eine Einladung des Cardinals. Er giebt morgen ein großes Fest und bittet, daß ich Dich zu demselben hinführe. Die Improvisatrice Corilla wird auch dort sein.

Oh, ich werde sie also sehen, rief das junge Mädchen glühend. Ich werde endlich eine Dichterin sehen. Denn nicht wahr, Paulo, wir gehen zu diesem Feste?

Der Graf blickte nachdenklich zur Erde und seine Hand faßte unwillkürlich nach dem Brief in seinem Busen.

Ein Ausdruck tiefer Besorgniß und angstvollen Schreckens malte sich in seinen Zügen und Cecil schien die Gedanken seines Herrn zu errathen, denn auch sein Gesicht war sorgenvoll, und tiefe Seufzer entrangen sich seiner Brust. —

Natalie gewahrte von dem Allem nichts. Sie war nur ganz erfüllt von dem Gedanken, Corilla zu sehen, diese große Improvisatrice, von welcher ihr Carlo, Natalien's Gesanglehrer, so viel erzählt, und deren Ruhm man auf allen Gassen Rom's von Kindern und von Greisen vernehmen konnte.

Nicht wahr, Paulo, wir gehen zu diesem Feste? wiederholte sie ihre Frage, als der Graf noch immer schwieg.

Er raffte sich gewaltsam aus seinem Sinnen empor.

Ja, wir gehen zu diesem Feste, sagte er. Es ist Zeit, daß meine schöne Natalie eingeführt werde in die Kreise der römischen Großen, und sich Freunde erwerbe unter den einflußreichen Männern dieser Stadt, damit sie über Dir wachen und Dich beschützen, wenn ich es vielleicht nicht mehr kann.

Du willst mich also verlassen, schrie das junge Mädchen erbleichend, und klammerte sich angstvoll an den Arm des Grafen an. Nein, Paulo, das darfst Du nicht! Willst Du von mir gehen, weil ich, ein närrisches Kind, nach diesem Feste Verlangen trug, und unsere schöne liebe Einsamkeit mir nicht mehr genügte? Das war ein Unrecht von mir, Paulo, ich sehe es wohl, und mich verlangt es nicht mehr nach dem Feste und nach der Dichterin. Oh, wir wollen uns hier in unserm Paradiese andere Feste bereiten. Du hast mich oft eine Dichterin genannt, nun will ich's glauben, daß ich's bin, und gar nicht mehr verlangen, eine andere Dichterin zu sehen. Ich will mir selbst genug sein. Komm, komm, ich singe Dir gleich ein Lied, ein Festlied, mein Freund.

Und Natalie griff nach ihrer Cither und schlug in die Saiten mit fröhlichem Jauchzen — aber Graf Paulo legte leise seine Hand auf diese Saiten, daß sie verstummten, und Natalien's zarte Fingerspitzen an seine Lippen ziehend, sagte er mit leisem Kopfschütteln: Jetzt nicht, meine holde Dichterin, ich bin's nicht würdig, Dich zu hören.

Und es ist spät, fügte Cecil hinzu, gleichsam um seinem Herrn zu Hülfe zu kommen.

Der Graf stand auf. Ja, Du hast Recht, es ist spät, sagte er, und ich darf unsere Natalie nicht länger ihrem Nachtschlummer entziehen. Komm, mein süßes Kind, Du mußt zur Ruhe gehen, Du mußt schlafen, damit morgen zu diesem Feste Dein Antlitz in blühendster Frische strahle.

Natalie antwortete nichts, sie seufzte leise und nahm willenlos, wie ein Kind, des Grafen dargereichten Arm.

Cecil, mit dem Windlichte in der Hand, schritt ihnen leuchtend voran. So gingen sie die Allee hinauf, die zu der Villa führte, alle Drei schweigend, gedankenvoll. Auch der Garten hatte sich verfinstert, eine schwarze Wolke bedeckte den Mond und Grabesnacht umhüllte plötzlich Natalien's Zaubergarten.

Ein kalter Schauer durchrieselte ihre zarte Gestalt.

Mir wird so angst, flüsterte sie, indem sie sich dichter an des Grafen Seite schmiegte.

Armes Kind! sagte der Graf leise. Jetzt schon fürchtest Du, und was denn?

Wenn nun die Mauer einstürzte und die Welt und die bösen Menschen in unsern Garten eindrängen! Ach, durch die ganze Welt, sagt Marianne, schleicht das Unglück dahin, und lauert, wo es Jemand finde, der sich recht sicher wähnt, den überfällt es, und tödtet sein Glück und macht ihn ganz elend; und die Menschen,

die lachen dann dazu, und freuen sich, daß wieder einmal ein Glücklicher bethört worden. Ach, und ich bin so sicher gewesen in meinem Glück! Wenn nun das Unglück auch käme, mich zu erwürgen, wenn diese Mauern lange noch nicht hoch genug wären, um es fern zu halten. Ach Paulo, schütze mich doch vor dem Unglück!

Sie waren eben bis zu der Thür der Villa gelangt. Paulo drückte das zitternde junge Mädchen mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust, und leicht mit seinen Lippen ihre Stirn berührend, sagte er: Gute Nacht, Du Liebe. Schlafe sanft und sorge nicht. So lange ich lebe, soll das Unglück Dir nicht nahen dürfen. Darauf vertraue fest!

So sprechend schob er sie mit leiser Gewalt in das Haus, wo Marianne ihrer harrte, um sie mit demüthiger Unterwürfigkeit in ihre Gemächer zu geleiten.

Natalie folgte ihr schweigend, aber ehe sie in ihr Zimmer trat, wandte sie sich noch einmal um und drückte ihre Finger an ihre Lippen, und warf Küsse in die Luft nach dem Freunde hin.

Gute Nacht, Paulo!

Gute Nacht, Natalie!

Die Thür schloß sich hinter ihr, und sofort verschwand das Lächeln von Paulo's Lippen. Mit ungestümer Hast winkte er Cecil, ihm zu folgen, und schritt eilig den Corridor hinunter, der zu seinen Gemächern führte.

Als er dort angelangt war, und als Cecil die Thür hinter ihnen Beiden geschlossen, warf sich der Graf mit

einem lauten Seufzer in einen Sessel, während Cecil in schweigender Geschäftigkeit die Wachskerzen anzündete und sie neben seinem Herrn auf den Tisch stellte.

Wollen Ew. Gnaden jetzt nicht den andern Brief lesen? fragte er alsdann schüchtern, als Graf Paulo noch immer in seiner nachdenklichen, schweigenden Unbeweglichkeit verharrte.

Oh, dieser unselige Brief! rief der Graf zusammenschreckend. Ich sage Dir, Cecil, ich fühle, daß er ein Unglück enthält. Er hat mit bleierner Schwere wie ein Alpdrücken auf meiner Brust gelegen, und doch fühlte ich nicht die Kraft in mir, ihn hervorzuziehen und ihn in Natalien's Gegenwart zu lesen.

Das war gewiß auch gut, sagte Cecil, und deshalb sagte ich es Euch zuvor, daß es ein Brief aus Rußland sei, damit Ihr besonnen wäret. Jetzt aber, Herr Graf, jetzt sind wir allein, jetzt les't diesen Brief!

Ja, hinweg mit dieser kindischen Furcht! rief der Graf entschlossen. Ich will ein Mann sein, Cecil, und was dieser Brief auch enthalten mag, ich will es tragen und bekämpfen, wie ein Mann!

Und den Brief hervorziehend, erbrach er ihn mit zitternden Händen und schleuderte das Couvert weit hinein in das Zimmer. Dann entfaltete er den Brief und las. Hinter ihm stand Cecil in gespannter Erwartung, unwillkürlich zitternd.

Der Brief entsank seinen Händen, Todesblässe be-

deckte des Grafen Gesicht, über welches ein Ausdruck unendlicher Verzweiflung sich ausbreitete.

Oh, meine Ahnung! seufzte er leise.

Sie ist also eingetroffen? fragte Cecil angstvoll.

Ja, sie ist eingetroffen! Meine Güter sind sequestrirt, man verweigert mir die geforderte Uebersendung meiner Gelder, man befiehlt mir, bei Androhung der äußersten Mittel ungesäumt nach Rußland zurückzukehren, da mein Paß abgelaufen und die Frist zu Ende sei!

Und Ihr seid verloren, Herr, wenn Ihr diesem Befehle nicht folgt! rief Cecil.

Und Natalie? fragte der Graf vorwurfsvoll. Darf ich, kann ich sie verlassen?

Sie ist ohne Euch vielleicht sicherer, als mit Euch! Noch mag man sie nicht beargwohnen, und nicht ahnen, wer sie ist. Möglich, daß es wirklich nur ist, weil die Frist, die man Euch zu einer Reise in's Ausland gegeben, abgelaufen, weil das Gesetz erheischt, daß jeder Unterthan Rußland's von vier Jahren zu vier Jahren in die Heimath zurückkehre! Eilt daher, Herr Graf, diese harte Pflicht zu erfüllen! Gebt Euch den Anschein, zu glauben, daß Eure Zurückberufung keinen andern Grund habe, als nur diesen, Euren Paß verlängern zu müssen, und der Kaiserin Eure Huldigungen darzubringen! Zeigt Euch ganz harmlos und unbefangen, und Alles mag noch gut und glücklich werden!

Nein, sagte der Graf düster, nichts wird mehr gut

werden! In klaren und deutlichen Zügen steht die ganze Zukunft vor mir, eine Zukunft voll Entsetzen und Schmach! Oh mein Gott, wär's da nicht besser, nur dieser Zukunft zu entfliehen, und sich in irgend einem stillen Thal ein verschwiegenes Plätzchen zu suchen, wo vielleicht das Unglück uns nicht erreicht und das Verderben uns nicht zu finden vermag?

Wie? fragte Cecil vorwurfsvoll, ist das wirklich Graf Paulo, der so spricht? Ist das mein Zögling, den ich gelehrt, dem Unglück zu trotzen und über dem Mißgeschick dazustehen mit muthigem Selbstvertrauen? Ist das der Sohn meines Herzens, um den ich Alles hingegeben, Alles verlassen habe, dem ich mein Vaterland, meine Freiheit, meine Unabhängigkeit geopfert, den ich lieben werde bis zum letzten Hauche meines Lebens? Paulo, ermanne Dich, mein Sohn! Du hast ein großes Ziel Dir vorgesteckt, nur auf dornenvollen, gefährlichen Wegen war es zu erreichen; willst Du jetzt am ersten Kreuzwege schon still stehen, und umkehren auf Deinem Pfade, statt mit dem Schwerdte in der Hand vorwärts zu schreiten, und zu kämpfen? Nein, nein, ich kenne Dich besser, mein Sohn, dieses augenblickliche Zagen, es wird vorübergehen, und Du wirst wieder stark sein und groß, freudig zum Kampfe, muthig zum Siege!

Graf Paulo reichte ihm mit einem matten Lächeln die Hand dar. Du weißt nicht, mein Freund, wie groß dieses Opfer ist, welches Du von mir forderst,

sagte er leise. Ich soll Natalie verlassen, ich soll sie nicht mehr sehen, nicht mehr Trost schöpfen aus ihren Blicken, nicht mehr Hoffnung aus ihrem liebreizenden Lächeln. Oh mein Gott, Cecil, Du ahnst also nicht, was Natalie mir ist, Du weißt nicht, daß ich sie —

Ich weiß, unterbrach ihn Cecil feierlich, ich weiß, daß Du auf das heilige Buch geschworen, sie mit Deinem Leben zu behüten vor jeder Kränkung, ich weiß, daß Du geschworen, nicht eher zu rasten noch zu ruhen, als bis Du sie eingesetzt in ihre ererbten Rechte, und daß bis dahin sie Dir heilig sein soll, heilig wie eine Schwester, heilig, wie eine Tochter, deren Ehre Du als Vater beschützen und vertheidigen willst gegen jeden Frevel, gegen jeden sündigen Gedanken sogar. Das hast Du geschworen, und ich weiß, daß Du Dein Wort heilig halten und Deinen Schwur nicht brechen willst!

Graf Paulo senkte das Haupt auf seine Brust und seufzte tief.

Ich werde sie also verlassen müssen! sagte er.

Ihr eigenes Wohl erheischt es!

Aber wovon soll sie leben, während wir fort sind? Unser Geld geht zu Ende! Mein Gott, wir hatten so sicher auf die Geldsendung von meinen Gütern gerechnet, und jetzt ist diese ausgeblieben!

Wir werden den kostbaren Brillantschmuck verkaufen, welchen Du Natalien zu ihrem siebenzehnten Geburtstage bestimmt hattest.

Ach, seufzte der Graf, Du weißt für alle Hindernisse ein Auskunftsmittel. Ich werde also reisen müssen!

Und ich begleite Dich, sagte Cecil. Ich werde, wenn es sein muß, mindestens für Dich sterben können!

Man wird uns alle Drei tödten, sagte der Graf. Glaube mir, die Dolche, welche uns treffen sollen, sie werden schon geschärft. Glaube mir auch, Cecil, daß ich nicht zittere vor dem Sterben. Aber mir bangt für Natalien! Ach mir ist, als sehe ich ihre Mörder schon heranschleichen, sie zu packen mit ihren blutdürstigen Händen! Und ich werde nicht da sein, um sie zu beschützen! —

Während Graf Paulo mit ahnungsvoller Seele also sprach, standen sie noch unten an der Mauer, diese beiden geheimnißvollen Männer, welche vorhin in so drohender Weise Natalie mit ihrem Freunde belauschten und beobachteten.

Der Eine hielt noch immer den Dolch in der Hand, und während sein Begleiter sich gelassen auf den Boden gelagert hatte, ging er unruhig neben ihm auf und ab.

Du thatest Unrecht, mich zu hindern, Beppo! sagte er unwillig. Es wäre das Beste gewesen, es mit einem Male abzumachen. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger kommen. Der einsame Garten, die nächtliche Stille und Dunkelheit. Ach, mit einem Stoß wär's abgethan gewesen!

Nun, und wenn der Herr, welcher neben ihr saß, Dich nun gepackt hätte, ehe der Stoß geschah? Wie

dann? fragte der Andere. Du bist noch ein großer Stümper und Anfänger, Freund Giuseppo. Dir fehlt noch die Besonnenheit, der ruhige Blick, die sichere Hand! Du läßt Dich immer gleich hinreißen, das ist unkünstlerisch, und sogar gefährlich! Wir waren heute nur auf Kundschaft ausgegangen, wir wollten die Signora heute nur sehen und beobachten, weißt Du, um vielleicht eine Gelegenheit zu belauern! Aber in diesem Garten sie zu überfallen, das wäre eine Dummheit gewesen, denn da hatten wir die Dienerschaft und die Hunde gegen uns, und es ist der erste Grundsatz unseres Gewerbes: bringe Andern Gefahr, aber niemals Dir selber! —

Weshalb sind wir also überhaupt hergegangen? schrie Giuseppo heftig.

Um sie zu sehen und kennen zu lernen, damit wir sie, wenn die rechte Stunde gekommen, wiedererkennen! Und die Stunde wird kommen, dafür stehe ich! Sagte uns die Signora nicht, diese Dame werde wahrscheinlich zum Feste des Herrn Cardinals Bernis kommen?

Sie sagte es!

Nun, und just deshalb gingen wir ja her, um uns diese Dame vorher einmal anzuschauen! Sie ist sehr schön, und ein recht respektables Geschäft, Giuseppo! Ich freue mich sehr auf dieses Fest beim französischen Cardinal. Es wird da allerhand Arbeit geben, denke ich!

III.

Der diplomatische Bankfisch.

In dem Palaste des französischen Gesandten zu Rom, des Cardinal Bernis, herrschte heute ein ungewöhnliches Treiben. Vom Küchenjungen bis zum Haushofmeister war Alles in der lebhaftesten Bewegung, in der leidenschaftlichsten Thätigkeit. Denn der Herr Cardinal hatte an diesem Morgen, während er seine Chocolade schlürfte, seinen Haushofmeister rufen lassen, und ganz seiner sonstigen Jovialität entgegen, hatte er mit sehr feierlichem Ernste zu ihm gesagt: Signor Brunelli, ich lege heute ein sehr wichtiges, ein sehr erfolgreiches Geschäft in Ihre Hand, indem ich Sie beauftrage, dieses Fest, welches wir in drei Tagen dem Erzherzoge Ferdinand zu Ehren geben werden, so glänzend als möglich einzurichten. Nichts darf dabei fehlen, nichts darf daran gespart werden, der üppigste Reichthum, die geschmackvollste Ausschmückung, die verschwenderischste Pracht muß dabei vorwalten. Denn dieses Fest muß nicht allein in Rom, sondern in ganz Europa von sich reden machen, es muß das Gespräch aller Höfe, und vor allen Dingen die Verzweifelung aller hiesigen Hofhaltungen der Gesandtschaften werden! Es sind sehr wichtige, diplomatische Gründe, welche mich dazu bestimmen. Ganz Europa

soll es sehen, wie Frankreich dem Kaiserreiche Oesterreich huldigt, und in welchem glücklichen Einverständniß die beiden Höfe mit einander sind. Deshalb, Signor Brunelli, strengen Sie Ihren erfinderischen Kopf an, daß er diesmal das Ausgezeichnetste, das Vorzüglichste ersinne, denn es muß ein Fest sein, wie noch keines dagewesen! Das erwarte ich, das fordere ich von Ihnen, und wenn Sie meinen Forderungen genügen, wird es mir eine Freude sein, Ihren Eifer durch ein Geschenk von hundert Zechinen zu belohnen!

So hatte der Herr Cardinal in feierlicher Würde gesprochen, während er seine Chokolade schlürfte, und Signor Brunelli hatte mit einem feierlichen Eide sich anheischig gemacht, die Befehle seines Herrn pünktlich zu erfüllen und dem erstaunten Rom ein Fest zu bereiten, wie noch keines dagewesen in den Annalen der Weltgeschichte und Diplomatie.

Dann war Herr Brunelli stolzen Schrittes und flammenden Auges in sein Arbeitskabinet gegangen, und sich in demselben einschließend, hatte er mehrere Stunden lang sich ernsten Betrachtungen und tiefsinnigen Gedanken und Plänen überlassen. Signor Brunelli war in der That ein sehr gewandter, erfinderischer Kopf, und der Cardinal Bernis hatte vollkommen Recht, seinem Haushofmeister zu vertrauen, und ihm die Anordnung dieses Festes zu übertragen.

Er hatte sich jetzt mit dem scharfen Blick eines Feld-

herrn seinen Schlachtplan entworfen, und fühlte sich seines Sieges und seiner Triumphe ganz sicher und gewiß. —

Er klingelte daher seinem Kammerdiener und befahl, den Küchenmeister in das Kabinet des Haushofmeisters zu rufen. Dann legte er sich in nachlässiger Vornehmheit auf den Divan, und begann eine Tasse Kaffee zu schlürfen, ganz genau mit der vornehmen Haltung, wie er es von Sr. Excellenz, dem Herrn Cardinal, gesehen.

Signor Gianettino, sagte er zu dem eintretenden Küchenmeister, ich beabsichtige, Sie heute mit einem sehr wichtigen und bedeutungsreichen Geschäfte zu beehren. Ich will übermorgen ein Fest geben, welches an Glanz und Pracht Alles übertreffen soll, was man bis jetzt gesehen. Sie wissen, die Haushofmeister der übrigen diplomatischen Hofhaltungen sind seit jeher meine Feinde und unversöhnlichen Neider gewesen, denn sie können es mir einmal nicht verzeihen, daß ich mehr Erfindungsgabe und mehr Geschmack habe, wie sie Alle! Wir müssen diese Haushofmeister zur Verzweiflung bringen, und sie sollen zähneknirschend gestehen müssen, daß ich in allen Dingen ihr Herr und Meister bin. Sie aber müssen mir zu diesem großen Werk behülflich sein, in Ihren Händen, Signor Gianettino, liegt ein Theil meiner Triumphe und meiner Lorbeern! Denn was hilft es mir, wenn die Arrangements und die Decorationen, wenn die ganze Ausstattung vortrefflich ist,

aber in dem Einen, in dem höchsten und erhabensten Theile eines Festes, in den Speisen, ist ein Mangel fühlbar. Die Speisen, mein Herr, die wohlgeordnete Tafel, das ist der Kern und das Allerheiligste jedes Festes, und wenn dabei auch nur der kleinste Fehler geschehen, so ist das Ganze profanirt und entweiht, und man muß es mit einem Trauerschleier bedecken. Beherzigen Sie meine Worte, Signor, lassen Sie uns eine Tafel haben, bedeckt mit Speisen, deren bloßer Geruch schon die Nase des ersten Feinschmeckers und Gourmands in ein entzücktes Staunen versetzt, und deren sinnige Anordnung das poetischste Gemüth mit Freude erfüllt! Das erwarte ich von Ihnen, und wenn es Ihnen gelingt, meinen Forderungen zu genügen, bin ich gern bereit, Ihnen dafür eine Extrabelohnung von funfzig Flaschen unsers besten französischen Weines zuzusichern!

Signor Gianettino dankte mit einem feinen und sinnigen Lächeln und begab sich ernsten majestätischen Schrittes in sein Boudoir, wo man ihn lange in tiefsinnigen Gedanken mit gerunzelter Stirn auf und ab wandeln sah. Dann trat er zu seinem Schreibtisch und entwarf mit hastigen Zügen den Plan zu diesem großartigen Mahl, anfangs langsam und bedächtig, dann immer feuriger und begeisterter, hingerissen von der Größe des Augenblicks, begeistert von der Wichtigkeit seiner Sendung und seines Berufes!

Dann legte er die Feder nieder und ließ sich, er-

schöpft von so viel Anstrengung, sanft in den Divan gleiten, indem er zugleich an der Klingel zog, und seinem eintretenden Diener befahl, ihm sein Dejeuner zu bringen und alsdann die sämmtlichen Herren Köche und Küchenjungen in sein Cabinet zu bescheiden.

Nun streckte er sich mit vornehmer Grazie, wie er es von dem Herrn Haushofmeister gesehen, auf dem Divan aus, und schlürfte in gedankenvollem Ernste dieses Gläschen Malvasier, das ihm der Diener nebst einigen Pasteten und seltenen Entremets aufgetischt hatte.

Und sie kamen, die Herren Köche und Küchenjungen, sie kamen in ihren weißen Jacken, mit ihren weißen Schürzen und den spitzen weißen Mützen. Sie kamen in feierlichem Schweigen, ganz durchdrungen von der Bedeutsamkeit dieses Momentes.

Signori, sagte der Küchenmeister feierlich, es ist ein schönes, ein erhabenes Geschäft, zu dem ich Sie heute hier versammelt habe. Es gilt den Ruhm, welchen wir so vielfach uns erworben, die Siege, welche wir so vielfach über die andern diplomatischen Hofhaltungen erfochten, auf's Neue zu bekräftigen, und auf's Neue uns Lorbeern zu erkämpfen in diesem heiligen Reiche unserer Kunst! Ich beabsichtige morgen ein glänzendes Festmahl zu veranstalten, und dazu bedarf ich Ihrer Hülfe und Ihres Beistandes, meine Herren! Denn was nützt einem Feldherrn der vortrefflichste Schlachtplan, wenn es seinen Truppen an Tapferkeit und Geschicklich-

keit fehlt, des Feldherrn Pläne auszuführen! Meine Herren, ich zweifele nicht an Ihrem Muth und Ihrer Tapferkeit! Sie werden mir das beweisen, Sie werden kämpfen um des Ruhmes willen, den wir bis dahin unangefochten bewahrt, um dieses Ruhmes willen, den die französische Küche seit Jahrhunderten sich erobert hat, und den sie treu bewahren muß bis an das Ende aller Dinge! Sie werden mir beistehen, meine Herren, in dem ruhmwürdigen Bestreben, Frankreich auf's Neue zu verherrlichen, indem wir diesem kleinen österreichischen Prinzen und diesen Herren Diplomaten zeigen, was die französische Kochkunst für Wunderdinge und Entzückungen zu schaffen vermag. Der Plan ist entworfen, jetzt kommt es darauf an, ihn auszuführen, und wenn uns dieses große Werk gelingt, dann, meine Herren, sein Sie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß, meiner Dankbarkeit, die ich Ihnen dadurch beweisen werde, daß ich alle Ueberreste unsers Diners Ihnen überlasse zu freier Verfügung und zu ungehindertem Verbrauch! Hier ist der Plan, eilen Sie an's Werk, ich habe für jede Abtheilung die Speisen, die ich ihr anvertraue, bestimmt. Eilen Sie also! Ich aber werde heute ausnahmsweise selber auf den Markt gehen und einkaufen. An einem so bedeutungsreichen Tage muß auch der Hochgestellteste sich der Arbeit nicht entziehen und der treuen Erfüllung seiner Pflicht! Ich gehe also, und sechs der Herren Küchenjungen mögen mir mit ihren Körben nachfolgen.

So sprechend, setzte der Küchenmeister, Signor Gianettino, seinen Hut auf, und nahm seinen mit einem goldenen Knopf verzierten Rohrstock, um sich auf den Markt zu begeben. Sechs Küchenjungen, mit großen Körben bewaffnet, folgten ihm in demüthiger Entfernung.

Auf dem großen Gemüse- und Fischmarkt zu Rom war heute ein ungewöhnliches, ein außerordentliches Leben und Treiben. Da war ein Gewühl und Lärmen, ein Toben und Hin- und Wiederschreien, ein Jauchzen und Lachen, wie man es lange nicht gehört. Das machte, die ganze Diplomatie war seit einigen Tagen in Bewegung, überall bereitete man Feste zu Ehren dieses hohen Gastes, des Erzherzogs Ferdinand, der nach Rom gekommen war, um die kostbarsten Wunder und Schätze der heiligen Stadt in Augenschein zu nehmen, und der vor lauter Festen und Banketten, die man ihm veranstaltete, kaum Zeit und Muße finden konnte. Aber für die Kaufleute und Händler, für die Landleute aus der Nähe Roms war diese Anwesenheit des österreichischen Prinzen ein herrliches Ereigniß, denn diese Feste, sie brachten Geld unter das Volk, und die Händler und die ehrlichen Landleute durften ungescheut ihre Preise erhöhen, sie waren dennoch gewiß, ihre Waare abzusetzen. In geschäftiger Eile sah man die Köche und Bedienten der Diplomaten und Cardinäle hin und wiedergehen, überall das Beste auswählend, überall kaufend und handelnd, und dingend und feilschend.

Aber an einer Stelle des Marktes war heute ein besonderes Leben, eine besondere Geschäftigkeit, und dahin begab sich jetzt Signor Gianettino. Er hatte unter den dort Versammelten den Koch des spanischen Gesandten, des Herzogs von Grimaldi, zu bemerken geglaubt, und da dieser Koch einer seiner erbittertsten Feinde und Gegner war, beschloß Signor Gianettino ihn zu beobachten und wo möglich ihm einen Streich zu spielen. Er mischte sich daher sehr vorsichtig in das Menschengewühl und gab seinen sechs Küchenjungen ein Zeichen, ferne zu bleiben und ihm jetzt nicht zu folgen.

Es war allerdings eine sehr wichtige Angelegenheit, welche den spanischen Koch, Don Bempo, eben beschäftigte, denn es betraf den Kauf eines Fisches, welchen ein Landmann zur Stadt gebracht, und der von so ungeheurer Größe und Schwere, wie man niemals seines Gleichen gesehen. Es war das merkwürdigste Exemplar, welches jemals den berühmten römischen Fischmarkt verherrlicht hatte, und die ältesten Leute schwuren, daß nie etwas Aehnliches gezeigt oder zum Kaufe ausgestellt worden. Aber der glückliche Fischer kannte ganz die hohe Schönheit seines Fisches, und in übermüthigem Stolze forderte er zwanzig Zechinen für denselben.

Das war es, was Don Bempo tiefsinnig und verdrossen machte. Zwanzig Zechinen für einen einzigen Fisch, und der Haushofmeister des spanischen Gesandten hatte ihm doch die dringendste Sparsamkeit anempfohlen; aber er

hatte es ihm freilich zur Pflicht gemacht, alles so glänzend wie möglich einzurichten zu diesem Feste, das der Herzog von Grimaldi übermorgen dem Erzherzog Ferdinand gab, ja er hatte ihm mit einem stillen Angstseufzer befohlen, wo möglich das morgende Fest des Cardinals Bernis zu überflügeln, und noch seltenere, noch kostbarere Speisen aufzusetzen, als der französische Koch.

Das war es, was Don Bempo jetzt überlegte, und was ihn wankend machte in dem Vorsatz, diesen theuren Fisch nicht zu kaufen.

Es existirte nur dieser einzige Riesenfisch auf diesem Markte, und wenn er ihn kaufte, so konnte natürlich Signor Gianettino, sein Feind, ihn nicht besitzen, und der Triumph des Tages gebührte dann der spanischen Gesandtschaft, und Don Bempo hatte den Sieg errungen. Das war freilich ein sehr lockendes Ziel, aber — zwanzig Zechinen blieb freilich auch immer ein enormer Preis und gar nicht verträglich mit der anempfohlenen Sparsamkeit!

Er durfte es keinenfalls wagen, diesen Fisch zu kaufen, ohne vorher den Haushofmeister des Herzogs um Rath gefragt zu haben.

Ihr wollt also diesen Fisch nicht für zwölf Zechinen lassen? fragte Don Bempo, eben als Gianettino unbemerkt in seine Nähe gelangte. Bedenkt, Mann, zwölf Zechinen, das ist ein ganzes Vermögen, das ist eine fürstliche Bezahlung!

Der Fischer schüttelte verächtlich den Kopf. Für zwölf Zechinen esse ich ihn selber, sagte er, und lade meine Freunde, die guten Römer hier, zu Gaste! Geht nur, geht, erhabener spanischer Don, kauft Euch Gründlinge für Eure paar jammervollen Zechinen ein! Ein solcher Fisch ist Euch zu theuer, Ihr müßt Gründlinge kaufen, Ihr Herren Spanier, Gründlinge, aber keine römischen Riesenfische!

Bravo! Bravo! lachte das Volk. Gründlinge für die Herren Spanier mit dem leeren Säckel und dem hochnasigen Angesichte!

Don Bempo erröthete vor Zorn und beleidigtem Stolz. Ich werde ohne alle Frage diesen Fisch kaufen, sagte er, denn nichts ist meinem Herrn zu theuer, wenn es gilt, die Ehre unserer Nation aufrecht zu erhalten. Aber Ihr werdet mir so viel Zeit gönnen, um heim zu gehen und mir von dem Herrn Haushofmeister neues Geld zu holen. Verwahrt mir also den Fisch so lange, ich kehre gleich zurück und bringe Euch die zwanzig Zechinen dafür!

Und mit majestätischen Schritten machte sich Don Bempo Bahn durch die Menge, welche lachend bei Seite trat, und laut jubelte: Gründlinge für die Herren Spanier! Vivat Don Bempo, welcher zwanzig Zechinen für einen Fisch bezahlt!

Er wird gewiß nicht wieder kommen! sagte der Fischer kopfschüttelnd, als Don Bempo sich entfernt hatte.

Er geht Gründlinge kaufen! rief ein Anderer.

Was gilt die Wette, er kommt und kauft den Fisch! schrie ein Dritter.

Er kauft ihn nicht! brüllte ein Vierter drein. Die Spanier haben kein Geld! Es sind arme Teufel!

Wer wagt das zu behaupten! kreischte ein Anderer, und schnell entspann sich jetzt eine jener Streitigkeiten, wie sie bei dem leisesten Anstoß unter den leidenschaftlichen Südländern schnell entstehen. Das war ein Rasen und Schreien, ein Schimpfen und Wüthen! Wie blitzten die Augen, wie ballten sich die Fäuste, welche Drohungen erschallten da!

Ruhig, Ihr lieben Freunde, ruhig, sage ich Euch! rief jetzt der Fischer mit seiner Stentorstimme dazwischen. Seht, da kommt ein neuer Käufer für meinen Fisch. Seid doch still, und laßt doch sehen, wie viel uns Frankreich zu bieten vermag!

Und der Lärmen verstummte schnell, wie er entstanden war, und Alles drängte näher heran, und Alles richtete fragende, neugierige, erwartungsvolle Blicke auf Signor Gianettino, welcher soeben stolz und gravitätisch, gefolgt von dem feierlichen Zuge seiner sechs korbbewaffneten Herren Küchenjungen, einherschritt.

Niemand hatte ihn vorher in dem Gewühle bemerkt, denn man war ganz Auge und Ohr gewesen für Don Bempo, und jeder glaubte daher, daß Gianettino so eben erst den Markt betrete.

Auch gab sich der kluge Küchenmeister das Ansehen, als ob sein Weg ihn nur ganz zufällig hier vorüberführe, und er gar nicht die Absicht habe, hier etwas zu kaufen.

Plötzlich aber blieb er, wie von Staunen ergriffen, vor dem großen Fische stehen, und schien ihn mit Verwunderung und Entzücken zu betrachten.

Was für ein seltenes und wunderherrliches Thier ist dieses! rief er endlich ganz begeistert. Wahrlich, ich mußte nach Rom kommen, um solch ein Wunder zu schauen!

Der versteht es, jubelte das Volk, der hat Ehrfurcht vor den römischen Fischen!

Das ist kein Knauser und Knicker!

Der wird es nicht wagen, zwölf Zechinen für ein solches Mirakel zu bieten!

Zwölf Zechinen! rief Gianettino, die Hände faltend, wie könnt ihr mich für so erbärmlich halten, solches Lumpengeld für einen so edlen Fisch zu bieten! Nein wahrlich, es würde eine sehr freche Stirn dazu gehören, für dieses köstliche Thier so wenig Geld zu bieten!

Hört ihn! Hört! schrie das Volk. Das ist ein Gelehrter! Der versteht sich auf Seltenheiten!

Vivat! Es lebe der französische Koch! Der große ministro della cucina!

Gianettino verneigte sich auf das Anmuthigste, und fragte dann laut und vernehmlich nach dem Preise des Fisches.

Der Fischer stand da mit gerunzelter Stirn und schwermüthigen Blicken. Ich fürchte, es wird wenig nützen, Euch den Preis anzugeben, sagte er, der Fisch ist so gut als verkauft!

Nennt immerhin den Preis!

Zwanzig Zechinen!

Zwanzig Zechinen! rief Gianettino mit dem Ausdruck des lebhaftesten Erstaunens. Ihr scherzet, Freund! Wie wäre es möglich, solch ein Thier für zwanzig Zechinen hinzugeben!

Hört ihn! Hört! brüllte die Menge. Der findet das zu wenig!

Das ist ein echter Edelmann!

Der will nicht Gründlinge kaufen, wie die Spanier!

Im Ernste, Freund, sagt mir den Preis des Fisches! rief Gianettino.

Ich habe zwanzig Zechinen dafür gefordert, sagte der Fischer traurig, und er ist dafür verkauft!

Unmöglich! Sonst läge er nicht hier! rief Gianettino. Oder wie, hat man ihn Euch schon bezahlt, und holt jetzt einen Wagen, um den Riesen fortzuschaffen?

Man hat ihn mir nicht bezahlt!

So gab man Euch ein bedeutendes Handgeld?

Auch das nicht! Man gab mir nichts darauf!

Und Ihr könnt behaupten, diesen Fisch verkauft zu haben, rief Gianettino, und noch dazu für das Spottgeld von zwanzig Zechinen! Ach, Ihr seid ein Schäker,

guter Mann, Ihr wollt mich nur noch lüsterner machen nach diesem seltenen Thier, und deshalb sagt Ihr, daß er schon verkauft sei! Wie kann aber ein Fisch, der noch zum Verkauf ausliegt, und für den Niemand Euch ein preiswürdiges Gebot gemacht hat, schon verkauft sein?

Und mit gravitätischen Schritten dicht an den Riesenfisch herantretend, legte Herr Gianettino die Hand auf des Fisches Kopf und sagte feierlich: Der Fisch ist mein! Ich kaufe ihn! Ihr fordert zwanzig Zechinen! Ich gebe Euch aber was Euch gebührt, und was dieses Thier werth ist! Ich bezahle ihn mit sechsunddreißig Zechinen!*)

Die Menge, die während dieser letzten Verhandlungen in athemlosem, neugierigem Schweigen dagestanden, brach jetzt in ein lautes Jubelgeschrei aus.

Das ist ein echter Edelmann!

Evviva il ministro della cucina! Il grande Gianettino!

Das ist kein knickeriger Spanier! Das ist ein französischer Cavalier!

Der will keine Gründlinge kaufen, der will Fische haben, echte römische Fische!

Meine Herren, sagte Gianettino, mit edler Bescheidenheit die Augen niederschlagend, ich verstehe nicht Ihre

*) Archenholz, England und Italien. Bd. IV. S. 211.

Lobpreisungen, und mir scheint, ich handle nur wie ein Ehrenmann, und wie Jeder von Ihnen es thun würde! Dieser bescheidene Mann taxirt seine Waare zu gering, ich gebe ihm, was sie werth ist! Das ist Alles! Wenn ich anders handelte, würde ich nicht lange im Dienste des erhabenen und großmüthigen Cardinal Bernis sein können! Großmuth und Gerechtigkeit, das ist der erste Befehl Sr. Excellenz, des Herrn Cardinal Bernis!

Evviva der französische Botschafter!

Preis und Ehre dem Cardinal Bernis!

Und während das Volk so jauchzte und schrie, zählte Gianettino aus seinem schweren, gefüllten Geldsacke die sechsunddreißig Zechinen auf das Zahlbrett des Fischers hin! Dann winkte er seinen sechs diensthuenden Küchenjungen und befahl ihnen, je zwei und zwei mit ihren Körben sich aufzustellen, und in denselben den Riesenfisch von dannen zu tragen.

Das war freilich ein schwieriges Werk, dieses ungeheure Thier auf die Körbe hinüber zu legen, aber die geschäftigen Römer legten gefällig Hand an, und als es gelungen, und als der Fisch auf den Körben gebettet war, und die sechs Küchenjungen seufzend unter der gewichtigen Last sich beugten, da stellte sich Signor Gianettino mit ernster Gravität an die Spitze des Zuges und rief stolz und laut: Vorwärts! In die Küche Sr. Excellenz des Herrn Cardinal Bernis!

In diesem Augenblick sah man einen Mann sich Bahn machen durch die Menge; rechts und links mit den Ellenbogen stoßend, drang er unaufhaltsam vor, und eben als Signor Gianettino seiner Truppe den Abmarsch befahl, gelangte der Mann, welcher Niemand anders war, als Don Bempo, durch die Menge hindurch zu dem Fischer. Hier bringe ich Euch die zwanzig Zechinen! rief er stolz. Man wird jetzt nicht mehr sagen, daß die Spanier Gründlinge kaufen! Da, der Fisch ist mein! Da sind die zwanzig Zechinen!

Und mit übermüthigem Stolz schleuderte Don Bempo das Geld auf das Zahlbrett hin.

Ebenso stolz schob es der Fischer zurück. Der Fisch ist verkauft! sagte er.

Vorwärts, marsch! wiederholte Signor Gianettino jetzt seinen Commandoruf. Vorwärts, in die Küche Sr. Excellenz des Herrn Cardinal Bernis!

Und der Zug begann mit feierlicher Würde sich in Bewegung zu setzen.

Don Bempo stürzte sich mit einem Wuthgeschrei auf den Fisch hin.

Dieser Fisch ist mein! schrie er wild. Ich war der Erste, welcher darauf geboten hat, ich habe zwanzig Zechinen darauf geboten, und bin nur fortgegangen, um sie zu holen!

Und ich, rief Signor Gianettino, ich habe für diesen Fisch sechsunddreißig Zechinen geboten, und sie sogleich bezahlt, denn ich habe immer Geld bei mir, ich!

Es ist Signor Gianettino, der Koch des französischen Gesandten, und ich bin ruinirt! ächzte Don Bempo zurücktaumelnd.

Ja, es ist der Koch Sr. Excellenz des Herrn Cardinal! rief die Menge.

Und der Herr Cardinal ist ein Ehrenmann!

Der ist kein spanischer Knicker!

Der schachert nicht um einen Riesenfisch. Mehr zahlt er als man fordert!

Ich hoffe, sagte Signor Gianettino zu Don Bempo, welcher noch immer krampfhaft den Fisch gepackt hielt, ich hoffe, Ihr laßt jetzt meinen Fisch los, und laßt mich ungehindert ziehen. Es ist nicht nobel, sich an dem Eigenthum eines Andern zu vergreifen, Don Bempo, und dieser Fisch ist mein Eigenthum!

Aber das ist gegen alles Völkerrecht, schrie Don Bempo wüthend. Ihr vergeßt, Signor, daß Ihr meinen Herrn, daß Ihr Spanien beschimpft, indem Ihr gewaltsam Euch aneignet, was ich im Namen Spaniens gekauft habe!

Frankreich wird niemals hinter Spanien zurückstehen, sagte Gianettino stolz. Und wo Spanien zwanzig Zechinen bietet, da bezahlt Frankreich sechsunddreißig Zechinen! Vorwärts, meine Jungen! In die Küche der französischen Gesandtschaft!

Don Bempo unsanft zurückdrängend, winkte Gianettino seinen Herren Küchenjungen, und schritt mit ihnen gravitätisch durch die Menge, welche bereitwillig

ihnen Bahn machte, und ihn überall mit lautem Jubelruf empfing und begleitete.

Es war ein glänzender Triumph, welchen Frankreich heute in dem Küchenmeister des französischen Botschafters feierte; es war eine schmachvolle Niederlage, welche Spanien heute in dem Küchenmeister des spanischen Botschafters erduldete.

Stolz und selig schritt Signor Gianettino durch die Straßen, hinter sich den erbeuteten Riesenfisch und das Jubelgeschrei des römischen Volkes.

Demüthig, gesenkten Hauptes, Wuth im Herzen, schlich Don Bempo nach dem spanischen Gesandtschaftshotel, und lange noch vernahm er hinter sich das Pfeifen und Schreien, das Hohnlachen und Heulen des römischen Volkes.

IV.

Fisch oder Feind!

Der Cardinal Bernis war in seinem Boudoir. Vor ihm lagen die Listen derjenigen Personen, welche er zu seinem morgenden Feste hatte laden lassen, und der Cardinal ersah aus denselben mit stolzer Genugthuung, daß keiner der Eingeladenen ihm mit einem Nein habe antworten lassen, sondern daß Alle zugesagt hatten.

Ich werde also eine sehr glänzende und stattliche

Gesellschaft um diesen österreichischen Erzherzog versammeln, sagte der Cardinal wohlgefällig zu sich selber. Die höchste Elite des Adels, sämmtliche Cardinäle und Gesandten werden auf meinem Feste erscheinen. Oesterreich wird erkennen müssen, daß Frankreich mit allen europäischen Mächten in dem besten Einverständniß ist, und daß Frankreich überall nicht schlechter angesehen wird, wenn auch die Marquise Pompadour der eigentliche König von Frankreich ist.

Ach, die gute Marquise! fuhr der Cardinal fort, indem er sich behaglich auf einem Lehnsessel ausstreckte, und einen geöffneten Brief, der auf dem Tische lag, ergriff, die gute Marquise macht mir jetzt in der That zuweilen Sorge. Sie schreibt mir da, daß Frankreich für die von Portugal projectirte Aufhebung des Jesuitenordens sei, das soll ich dem Papste sagen. Dies ist ein gefährliches Ding, Marquise, und Ihr könntet Euch leicht die zarten Hände dabei verbrennen. Den Jesuitenorden aufheben! Heißt das nicht im innersten Kerne Europa's ein Pulverfaß in die Luft sprengen, daß alle europäischen Staaten eine verderbliche Erschütterung davon empfinden? Nein, nein, es ist tollkühn, und ich habe nicht den Muth, die Lunte an dieses Pulverfaß zu legen. Es wird uns Alle mit in die Luft sprengen, fürchte ich.

Und der Cardinal begann auf's Neue den Brief der Marquise Pompadour zu lesen, welchen ein

französischer Courier vor einigen Stunden ihm überbracht hatte.

Hm, das wird gefährlich für diese guten Väter! sagte er dann kopfschüttelnd. Oesterreich ist auch einverstanden mit dem großartigen Plan des portugiesischen Ministers Pombal, und mir scheint, daß dieser österreichische Erzherzog nur nach Rom gekommen ist, um dem Papste die Einwilligung der Kaiserin Maria Theresia zu bringen. Ha, ha, wie seltsam. Die tugendkeusche Maria Theresia und unsere gute Pompadour sind einverstanden in diesem Falle, und Beide thun doch was sie thun nur widerstrebend, ganz wider ihren Willen! Die Frauen lieben einmal die Jesuiten, diese guten Väter, welche für jede Schwäche eine Entschuldigung, für jede Sünde eine kleine Hinterthür offen halten. Das ist den guten Weibern sehr bequem. Ja, ja, die Weiber, ich meine doch, ich kenne sie!

Und der Cardinal versank lächelnd tiefer in sich selber, und träumte von vergangenen Tagen, von schönen Zeiten, wo er noch nicht fünfundsechzig Jahre zählte.

Ja, das war damals! flüsterte der Cardinal, als er endlich aus seinen seligen Vergangenheitsträumen erwachte. Damals war eine schöne Zeit, damals war ich jung und glücklich, damals war ich ein Mensch, jetzt, — jetzt bin ich alt, die Liebe ist verdorrt, und mit ihr auch die Poesie. Jetzt bin ich nur noch ein Diplomat.

Es klopfte leise an seine Thür. Der Cardinal befahl einzutreten.

Es war Brunelli, der Haushofmeister des Cardinals, und er kam mit freudestrahlendem Gesicht und stolzer Miene, und stattete seinem Herrn Bericht ab über seine Pläne und Vorbereitungen zum morgenden Feste.

Und Abends wird der Park von viel tausend Lampen erhellt sein, daß es heller strahlen soll, als wenn die Sonne schiene, und daß man wie in einem Lichtmeere dahin wandelt, schloß er seine Rede.

Der Cardinal lächelte. Einige Gänge und Alleen verschont mit Eurem Lichtmeer, sagte er, und laßt sie hübsch dunkel und lauschig. Ein wenig Dunkelheit gehört zuweilen auch zum Glück und zur Freude! Aber wie ist es mit dem Küchenzettel? Was wird uns Signor Gianettino bringen? Ich hoffe auf das Auserlesenste, denn Ihr wißt, die Herren Cardinäle lieben eine gute Tafel, und mein Freund, der Herzog von Grimaldi, schätzt unsere Tafel besonders hoch.

Ach, der spanische Gesandte, Excellenz! rief Brunelli verächtlich. Der spanische Gesandte versteht nichts von der Kochkunst, sonst würde er unmöglich mit seinem Koche zufrieden sein. Das ist ein Knicker, ein Schächer, von dem ganz Rom heute spricht, und ihn sammt seinem Herrn verlacht, während es Euch in die Wolken erhebt und Euch Vivat über Vivat bringt!

Und Signor Brunelli erzählte seinem aufhorchenden

Herrn die Geschichte von dem Riesenfisch und von der Demüthigung des spanischen Koches.

Der Cardinal hörte ihm aufmerksam zu, und allmälig lagerte sich eine finstere Wolke auf seine hohe, gedankenreiche Stirn.

Das ist eine sehr üble Geschichte, sagte er kopfschüttelnd, als Brunelli geendet.

Aber eine Geschichte, in welcher Frankreich jedenfalls den Sieg davongetragen, Excellenz, rief Brunelli.

Ich fürchte, der Herzog von Grimaldi wird es machen, wie Ihr es thut, sagte der Cardinal, er wird meinen Koch mit Frankreich verwechseln, und in seinem Koche ganz Spanien beleidigt sehen!

Also sind Ew. Excellenz nicht zufrieden? fragte Brunelli bestürzt. Der ganze Palast ist voll Jubel und Freude, alle Diener und Lakayen, ja selbst die Herren Gesandtschafts-Sekretaire sind ganz voll Vergnügen über diese göttliche Geschichte.

Der Cardinal achtete nicht auf diese Lobpreisungen seines Haushofmeisters, sondern ging mit großen Schritten gedankenvoll auf und ab.

Und Ihr glaubt, daß Gianettino in seinem Recht gehandelt? fragte er endlich.

In seinem vollen Recht, Excellenz. Es war nichts für den Fisch bezahlt, also stand das Recht des Kaufes ihm vollkommen zu, und Niemand konnte es ihm wehren!

Nun, wenn wir in unserem Rechte sind, müssen wir uns unser Recht bewahren, sagte der Cardinal nach einer Pause, und da ganz Rom einmal von dieser Sache weiß, so muß sie mit Eclat durchgefochten werden. Der Fisch soll morgen in seiner ganzen Größe auf unserm Feste erscheinen!

Wir haben keine Schüssel und kein Plateau, das groß genug für ihn wäre.

So laßt eine neue fertigen, lachte der Cardinal. Nehmt diesem Goliath das Maaß, und eilt schnell zum Goldschmidt, daß er eine silberne Schüssel fertige, die seiner Länge angemessen sei. Aber sorgt dafür, daß die Schüssel bis morgen vollendet, und daß sie reich verziert und glänzend sei. Hat Rom einmal von dem Fisch gehört, so muß es auch von seiner Schüssel erfahren. Eilt also, Signor Brunelli, und sorgt dafür, daß Alles genau so geschehe, wie ich es Euch gesagt!

Dies ist in der That eine sehr belustigende Geschichte, sagte der Cardinal lachend, als er wieder allein war. Wir haben da einen Fisch, welcher wahrscheinlich den ganzen Jonathan meiner Freundschaft mit dem Herzog von Grimaldi in seinem Wallfischbauch verschlingen wird. Nun, wir werden ja sehen!

Der Cardinal schellte seinem Kammerdiener, und befahl, ihn anzukleiden.

Hoftoilette? fragte der Kammerdiener, erstaunt über diese ungewöhnlich frühe Toilettenstunde.

Nein, Haustoilette! sagte der Cardinal. Ich werde bald Besuch empfangen.

Der kluge Cardinal hatte sich nicht getäuscht. Wenige Minuten später rollte eine Equipage in den Hof, und der Läufer meldete Seine Hoheit den spanischen Gesandten, den Herzog von Grimaldi.

Ist tausendmal willkommen! rief der Cardinal, und als die Thür sich jetzt öffnete, und der spanische Herzog hereintrat, schritt ihm der Cardinal mit geöffneten Armen und einem freundlichen Lächeln entgegen.

Mein theurer, vielgeliebter Freund, welch eine herrliche Ueberraschung ist dies, sagte der Cardinal.

Aber der Herzog beachtete weder die geöffneten Arme, noch das Lächeln, noch den freundschaftlichen Willkommensgruß des Cardinals. Mit ernster, majestätischer Grandezza schritt er vor, und sich dicht vor den Cardinal hinstellend, fragte er feierlich: Wißt Ihr von dem Schimpf, welchen die Diener Eures Hauses den meinen angethan?

Von einem Schimpf? fragte der Cardinal unbefangen. Man hat mir gesagt, daß Euer Koch einen Zwist gehabt mit dem meinen, weil dieser einen Fisch gekauft, welcher dem Euren zu theuer war. Das ist Alles, was ich weiß!

So hat man Euch also nicht gesagt, donnerte der Herzog, daß Euer Diener, einem frechen Straßenräuber gleich, sich an meinem Besitzthum vergriffen hat. Denn

dieser Fisch war mein, er gehörte der spanischen Gesandtschaft, er gehörte also Spanien an, und Euer Diener hat sich mit frevelndem Uebermuth an dem heiligen Besitzthum einer fremden Großmacht vergangen.

Gehörte dieser Fisch denn in der That schon der spanischen Krone? fragte Bernis. War er schon bezahlt, und also rechtskräftig Euer?

Er war nicht bezahlt, aber bedungen, und mein Diener war gegangen, das Geld zu holen.

So lange er nicht bezahlt war, hatte Niemand Ansprüche darauf!

Ihr seid also gesonnen, mir diesen Fisch streitig zu machen? rief der Herzog.

Wenn ich ihn Euch streitig machte, lächelte der Cardinal, so hieße das soviel, als Euer Recht auf denselben anerkennen, und das kann durchaus nicht meine Meinung sein. Uebrigens, theurer Freund, was kümmert uns denn dieser Streit unserer Köche, und was hat Spanien und Frankreich zu thun mit den Zwistigkeiten unserer Diener. Sie mögen ihre Sache miteinander ausfechten, lassen wir sie, und wenn es dabei blutige Köpfe giebt, nun wohl, so werden wir sie verbinden lassen, das ist Alles!

Ihr nehmt die Sache ganz mit Eurer gewohnten poetischen Leichtigkeit auf, sagte der Herzog bitter, und ich bedaure nur, daß ich sie mit andern Augen ansehen muß. Es handelt sich hier nicht von einem Zwist un-

serer Diener, sondern von einer Beleidigung, welche Spanien im Angesichte von ganz Rom durch Frankreich erfahren hat. Ja, ganz Rom ist Zeuge gewesen dieser Beleidigung, und die albernen Römer, sie haben es sogar gewagt, mit lauten Spottreden uns zu beschimpfen, und Spanien zu verhöhnen, während sie Euch hochpriesen, und Euch Vivat riefen!

Die guten Römer, Ihr wißt es ja, sie gleichen ganz den Kindern. Dieser Streit unserer beiden Köche hat sie belustigt, und sie haben dem Sieger ein Vivat dargebracht. Doch bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich durchaus nichts zu schaffen habe mit den Siegen meines Koches!

Aber ich mit den Niederlagen des meinen! Wer meinen Diener beleidigt, der beleidigt mich, wer mich beleidigt, der beleidigt in mir das Reich, welches ich vertrete, der beleidigt Spanien! Es ist also im Namen Spaniens, daß ich komme, mir Genugthuung zu fordern. Spanien hat ein Recht auf diesen Fisch! Ich fordere mein Recht, ich fordere diesen Fisch zurück!

Wenn Ihr die Sache wirklich ernsthaft nehmt, sagte der Cardinal, dann thut es mir leid, auch zum Ernste gezwungen zu sein! Wenn Spanien sich wirklich dadurch beleidigt finden kann, daß Frankreich einen Fisch gekauft hat, welcher dem spanischen Koch zu theuer war, so sehe ich nicht ein, wie ich hier Genugthuung gewähren soll, da man uns keines Vergehens zeihen kann.

Ihr verweigert mir also diesen Fisch? rief der Herzog, hochroth vor Zorn.

Da Ihr sagt, daß ganz Rom von dieser Sache weiß und Theil daran nimmt, so darf ich nicht anders handeln. Es darf nicht den Anschein haben, als ob Frankreich sich weniger mächtig und groß fühle, als es Spanien ist, daß Frankreich kleinmüthig nachgebe, wenn Spanien ungerechte Forderungen macht.

Das heißt, Ihr wollt alle freundschaftlichen Verbindungen unter uns abbrechen?

Und können die im Ernste dadurch gefährdet werden? fragte der Cardinal lebhaft. Ist es möglich, daß dieser kleinliche Streit unserer Diener Einfluß übe auf eine Jahre lang gehegte Freundschaft, auf das Einvernehmen zweier Mächte, deren freundschaftliche Beziehungen im Stande sind, den Frieden Europa's aufrecht zu erhalten oder zu erschüttern?

Des Spaniers erstes Gesetz ist die Ehre, sagte der Herzog stolz, und wer diese verletzt, der kann nicht mehr mein Freund sein! Frankreich hat Spaniens Ehre angegriffen, und ganz Rom ist eingestimmt in den höhnischen Jubelruf Frankreichs, ganz Rom kennt die Geschichte dieses Fisches!

So zeigt den albernen Römern, daß wir Beide das Ganze nur als einen Scherz betrachten. Wenn Ihr morgen mit lachendem Munde von diesem Fische esset, so werden die guten Römer sich beschämt fühlen, und

die Augen niederschlagen über ihr eigenes, kindisches Betragen!

Ihr beabsichtigt morgen, wo der Adel Roms, wo die ganze Diplomatie versammelt ist, mit diesem Fische, der heute schon alle Zungen in Bewegung setzt, zu prunken? fragte der Herzog erblassend.

Der Fisch ist zu diesem Feste gekauft und muß gegessen werden, sagte der Cardinal lachend.

So bedaure ich, bei diesem Feste nicht gegenwärtig sein zu können, rief der Herzog aufstehend. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich Zeuge meiner Schmach und Eurer Triumphe sein soll. Ihr seid kein römischer Imperator, und ich kein besiegter Held, der in Eurem Triumphzuge erscheinen muß. Ich nehme meine Zusage zurück und werde nicht auf Eurem morgenden Feste erscheinen!

Bedenkt und überlegt dies wohl! sagte der Cardinal fast traurig. Wenn Ihr morgen, wo die ganze Diplomatie bei mir zu einem offiziellen Feste versammelt ist, nicht erscheint, so heißt das nicht allein, daß der Herzog mit seinem langjährigen Freunde, dem Cardinal, bricht, sondern auch, daß Spanien seine freundlichen Beziehungen mit Frankreich als aufgelöst betrachten will!

Mag es so angesehen werden, sagte der Herzog. Besser ein offener Kampf, als ein heimliches Unterliegen. Leben Sie wohl, Herr Cardinal!

Und der Herzog näherte sich der Thür. Der Cardinal hielt ihn zurück.

Aber habt Ihr auch die Consequenzen bedacht? fragte er. Ihr wißt, welche wichtige Unterhandlungen in diesem Momente die katholischen Höfe beschäftigen. Von der Aufhebung des mächtigsten und größten Ordens, von der Vertilgung der Jesuiten ist die Rede. Der Papst ist dieser Idee des portugiesischen Ministers Pombal günstig, aber er verlangt die Einwilligung der übrigen katholischen Höfe. Oesterreich giebt diese Einwilligung, Sardinien und alle übrigen italienischen Staaten desgleichen, nur der Hof von Spanien hat sich als Vertheidiger und Freund der Jesuitien erklärt, und um Euretwillen ist Frankreich bis jetzt passiv gewesen in dieser hochwichtigen Sache und hat die Forderungen seiner Unterthanen zu überhören geschienen; um Euretwillen hat Frankreich seine eigene Ueberzeugung unterdrückt und Euch beigepflichtet, um Euch zu unterstützen. Bedenkt also wohl, was Ihr thun wollt! Die Freundschaftsbeziehungen mit Frankreich abbrechen, heißt Frankreich zwingen, gegen Spanien Partei zu ergreifen und wenn auch nun noch Frankreichs gewichtige Stimme gegen die Jesuiten ertönt, so wird die vereinzelte Stimme Spaniens sie nicht zu retten und zu erhalten vermögen!

Nun, so mögen sie verloren gehen! rief der Herzog. Was kümmern mich die Jesuiten, wenn es darauf ankommt, unsere Ehre zu vertheidigen! Herr Cardinal, leben Sie wohl! Wie Frankreich auch entscheiden mag, Spanien wird sich niemals seinem Uebermuthe beugen!

Ohne Gruß verließ der Herzog das Gemach, und warf die Thür heftig hinter sich in's Schloß.

Cardinal Bernis schaute ihm mit wehmüthigen Blicken nach.

So sind die Freundschaften der Menschen, sagte er leise, der kleinste Anstoß genügt, um eine Freundschaft vieler Jahre zu zerstören! Nun, wir müssen uns darein fügen, fuhr er nach einer Pause fort, und jedenfalls hat es seine sehr belustigende Seite! Monate lang habe ich mich bemüht, Grimaldi in seiner Vertheidigung der Jesuiten beim Papste zu unterstützen, und jetzt wird dieser Jesuitenorden aufgehoben werden, weil der französische Koch einen Fisch kaufte, welcher dem spanischen Koch zu theuer war. Auf wie kleinlichen Wegen werden oft die Geschicke der Menschen entschieden!

Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr zu verlieren, fuhr der Cardinal fort, sich aus seinem trüben Sinnen emporraffend. Grimaldi hat es mir unmöglich gemacht, dem Ansinnen der Marquise Pompadour länger zu widerstehen, ich muß jetzt den Befehlen meines weiblichen Souverains genügen, und darf nicht länger anstehen, dem Papste Frankreichs Einvernehmen und Beistimmung zu verkünden. Zum Papste denn, der Brief der Marquise mag ihm Ludwigs Willen verkünden!

Der Cardinal befahl, seinen Wagen vorfahren zu lassen und warf sich in die Staatstoilette, um nach dem Vatican zu fahren. —

V.

Der Pabst Ganganelli (Clemens XIV.).

In dem Garten des Quirinals gingen zwei Männer im eifrigen Gespräch mit einander auf und ab. Der Eine von ihnen war ein schon bejahrter Greis von mehr denn sechzig Jahren. Lange weiße Locken umwallten ihm die Stirn, und fielen wie ein Heiligenschein zu beiden Seiten seiner Wangen herab. Eine unendliche Klarheit und Milde leuchtete aus seinen milden, schwärmerischen Augen, und um seinen Mund spielte ein Lächeln voll so unendlicher Güte, voll so viel Schmerz und Entsagung, daß es Einem das Herz mit Wehmuth und die Augen mit Thränen füllte. Seine hohe, herkulische Gestalt war gebeugt, in sich zusammengefallen; das Alter hatte sie gebrochen, aber es war nicht im Stande gewesen, seiner Erscheinung den Ausdruck des Adels und der Würde zu nehmen, der diesen Greis auszeichnete, und unwillkührlich Jeden zur Ehrfurcht und zu einer Art Anbetung zwang. Seinen Verehrern und Freunden erschien dieser Greis wie ein überirdisches Wesen, und oft in ihren Entzückungen nannten sie ihn ihren Heiland, ihren wieder sichtbar gewordenen Gottessohn. Der Greis lächelte dazu und sagt: Ihr habt wohl

Recht, Gottes Sohn bin ich, wie Ihr Alle, aber wenn Ihr mich unserm Heiland vergleicht, so dürft Ihr mich nur dem Gekreuzigten vergleichen. Ein Gekreuzigter bin ich freilich wie er, und Qualen habe ich viele erduldet. Aber auch viele überwunden!

Und wenn er so sprach, dann lag in seinem Gesicht eine fast überirdische Klarheit und Freudigkeit, und unwillkührlich hätte man sich vor ihm neigen müssen, wäre er auch nicht gewesen, was er war — der Statthalter Gottes auf Erden, — der Papst Ganganelli!

Der Mann, welcher jetzt neben ihm ging, bildete einen seltsamen Contrast zu dieser milden, Ehrfurcht gebietenden Erscheinung des Papstes. Es war ein Vierziger mit wildem, rothglühendem Gesicht, mit Augen, die von Tücke und Grimm leuchteten, mit einem Munde, der von Sinnlichkeit und Rohheit zeugte, mit einer Gestalt, die sich besser für einen Vulkanus geeignet hätte, als für einen Kirchenfürsten. Und doch war er das, man konnte es an seiner Kleidung erkennen, an dem großen Cardinalshute auf seiner Schulter, und an dem flimmernden Brillantkreuz auf seiner Brust. — Man kannte diesen Cardinal sehr wohl, und wo man ihn nannte, geschah es mit stillen Verwünschungen und Zeichen des Schreckens, geschah es, um sich heimlich zu bekreuzigen und Gott zu bitten, man möge ihm nicht begegnen, nicht in Berührung kommen mit dem Schrecken Roms, mit dem Cardinal Francesko Albani.

Seufzend und heimlich widerstrebend hatte der Papst sich endlich entschlossen, den Cardinal zu sich zu bescheiden, und noch einmal den Versuch zu machen, durch Milde und sanftes Zureden seinen trotzigen Sinn zu erweichen. Aber der Cardinal hatte auf alle seine sanften Worte nur mit einem verächtlichen Achselzucken, mit halblaut gemurmelten Worten, mit finsterm Stirnrunzeln geantwortet.

Es ist Niemand im Stande, sich umzuwandeln, und aus sich selber ein neues Wesen zu machen, sagte er endlich in barschem Ton, als der Papst immer noch fortfuhr in seinen Ermahnungen und Vorstellungen. Ihr, mein heiliger Vater, könnt aus Euch nicht das Ungeheuer machen, als welches Ihr mich schildert, ich, der Cardinal Albani, kann mich nicht zu der Göttlichkeit und Erhabenheit emporschwingen, welche wir Alle an Eurer Heiligkeit bewundern. Jeder muß seine eigene Straße ziehen, und nur bedacht sein, den Andern nicht auf der seinen zu stören!

Aber das gerade thut Ihr, sagte Ganganelli sanft. Alle Straßen Roms wissen davon zu erzählen; habt Ihr nicht gestern noch auf eben diesen Straßen mit bewaffneter Gewalt einen Banditen aus den Händen der Gerechtigkeit befreit, und die Diener des Gesetzes mit meuchlerischen Dolchen ermordet?

Sie wollten einen meiner Diener zum Tode führen und er hatte nichts weiter gethan, als meine Befehle

vollführt, sagte der Cardinal heftig. Ich ließ ihn befreien, das war natürlich, und wenn die Sbirren dabei getödtet sind, so ist das ihre Schuld. Warum liefen sie nicht fort und gaben ihren Gefangenen gutwillig heraus!

Und es war wirklich Euer Befehl, den dieser Bandit vollzog? fragte der Papst schaudernd. Ihr wißt, er hatte einen jungen Nobili, den Stolz und die Hoffnung seiner Familie, meuchlings ermordet, und war bei der That, welche er gar nicht leugnete, ertappt worden.

Dieser junge Nobili hatte in einer öffentlichen Gesellschaft laut über mich gelacht und gespottet, sagte der Cardinal gelassen, es war daher natürlich, daß er sterben mußte. Die Rache ist das erste und heiligste Gebot des Menschen, und wer dies nicht erfüllt, den nenne ich einen Ehrlosen!

Und solche Menschen wagen es, sich Christen zu nennen, rief Ganganelli, die Arme gen Himmel erhebend, und solche Menschen nennen sich Priester der heiligen Religion der Liebe!

Ein Priester der Liebe bin ich! sagte Albani lachend.

Aber welch einer Liebe, rief der Papst mit dem Ausdruck der Empörung, der Priester eines rohen Gefühls, einer sinnlichen Neigung. Ihr wißt nichts von der stillen, sanften Liebe, welche das Herz veredelt und es zu heiligen Entschlüssen stärkt, welche Tugend und Sitte lehrt und unsern Blick gen Himmel erhebt, von

dieser Liebe, welche voll Trost ist und seliger Hoffnung, und für sich selber nichts begehrt und nichts will!

Gott schütze mich vor solch einer Liebe! sagte der Cardinal, sich bekreuzigend.

Geht in Euch, Francesko! rief der Papst. Ich habe es Eurem Oheim, dem ehrwürdigen Cardinal Alessandro Albani, versprochen, noch einmal den Weg der Milde zu versuchen und Euch zur Tugend zu ermahnen. Ach, hättet Ihr ihn sehen können, diesen armen Greis, dessen blinden Augen Thränen entströmten, Thränen des Schmerzes um Euch, den er den verlorenen Sohn nennt!

Mein Oheim thut sehr Unrecht, so zu weinen, sagte der Cardinal rauh. Ist er doch blind und hat dennoch eine Geliebte,*) wie kann es ihn nur Wunder nehmen, daß ich mehrere Geliebten habe, da ich doch sehen kann! Zwei Augen sehen mehr als keine, das ist natürlich!

Aber vergeßt Ihr denn so ganz Euer heiliges Gelübde der Keuschheit und Tugend? rief der Papst empört. Blickt auf das Kreuz, welches Eure Brust bedeckt, und fallt auf Eure Knie nieder, um Gottes Vergebung anzuflehen.

Man hat dieses Kreuz auf meine Brust gelegt, als ich noch ein Knabe war, sagte der Cardinal finster, man

*) Joseph Gorani. Geheime Memoiren der italienischen Höfe. Bd. II. S. 131.

hat mir Fesseln angelegt, ehe ich noch die Kraft hatte, sie zu zerreißen, man hat mich nicht gefragt nach meinem Willen, als man diesen Fels auf meine Brust schleuderte. Jetzt frage ich Euch Alle nicht nach Eurem Willen, wenn ich versuche, unter diesem Felsen frei zu athmen wie ein Mann! Und gelobt sei Gott, mein Herz hat er noch nicht zerschellt, dieser Fels! Mein Herz, das glüht noch jugendfrisch, und darin hat die Liebe sich noch einen Schlupfwinkel ausgefunden, den Euer Kreuz nicht auszufüllen vermag! Und in diesem Schlupfwinkel wohnt jetzt ein holdes, ein wundervolles Weib, Rom nennt sie die Königin des Gesanges, und ich nenne sie die Königin der Schönheit und der Liebe! So reicht ihr alle Welt die Krone dar, nur Ihr verweigert sie ihr!

Schon wieder diese alte Klage, sagte der Papst mit leichtem Stirnrunzeln. Schon wieder sprecht Ihr —

Von Corilla, fiel ihm der Cardinal in's Wort, ja von Corilla spreche ich, von dem himmlischen Weibe, das alle Welt bewundert, deren schönen Versen die Weisen und die Dichter mit athemlosem Entzücken lauschen, und welche es wohl verdient, daß Ihr sie endlich belohnt, wie es einer Königin geziemt, indem Ihr ihr die Krone reicht! —

Eine Corilla sollte ich krönen, rief der Papst mit leisem Spott. Die Stelle, welche Tasso's und Petrarca's Fuß geweiht, sollte eine Corilla entheiligen können? Nein, sage ich, nein; wenn die Kunst zum Spielwerk

einer Buhlerin geworden, dann mögen die heiligen Musen ihr Haupt verhüllen und schweigend trauern, aber sie dürfen sich nicht selber herabwürdigen, indem sie die Krone verschleudern, welche zu erringen die Edelsten und Besten ihr Herzblut daran gesetzt. Diese Corilla mag Euch arme irdische Thoren bestechen mit ihrem Lächeln und ihren buhlerischen Versen, aber die Musen wird sie nicht zu täuschen vermögen!

Ihr versagt mir also die Krönung der berühmten Improvisatrice Corilla? fragte der Cardinal mit mühsam verhaltenem Zorn.

Ich versage sie!

Und weshalb ließt Ihr mich dann zu Euch rufen? rief der Cardinal heftig. Geschah es nur, um mich zu höhnen?

Es geschah, um Dich zu warnen, mein Sohn! sagte der Papst milde. Denn auch die größte Nachsicht hat endlich ein Ende, und wenn ich aufhören muß, mich zu erinnern, daß Du Alessandro Albani's Neffe bist, so werde ich nur noch daran zu denken haben, daß Du der verbrecherische Francesko Albani bist, den alle Welt verdammt, und den ich richten muß. Gehe in Dich, mein Sohn, so lange es noch Zeit ist, und vor allen Dingen entsage dieser Liebe, welche neue Schmach auf Deine Familie häuft, und alle Deine Verwandten mit Schmerz und Sorge erfüllt!

Corilla entsagen! rief der Cardinal. Mein Gott,

ich sagte Euch ja, daß ich sie liebe, daß ich sie vergöttere, dieses himmlisch schöne Weib. Wie könnt Ihr also fordern, daß ich sie aufgeben soll?

Und dennoch fordere ich es, sagte der Papst feierlich, fordere es im Namen Eures Vaters, im Namen Gottes, gegen dessen heiliges Gesetz Ihr sündigt, Ihr, der geweihte Priester Gottes!

Aber das ist eine Unmöglichkeit! rief Francesko leidenschaftlich. Man muß ein Herz von Stein im Busen tragen, um das zu fordern, und daß Ihr's könnt, das zeigt mir nur, daß Ihr die Liebe nie gekannt habt!

Und daß ich's kann, das sollte Dir zeigen, daß ich sie wohl gekannt habe, mein Sohn! sagte der Papst wehmüthig.

Wer einmal die Liebe gekannt hat, der weiß, daß es keine Entsagung giebt!

Nur wer die wahrhafte Liebe kennt, der kann entsagen! rief der Papst begeistert. Höre mich an, mein Sohn, und möge die traurige Geschichte eines kurzen Glückes und einer langen Buße Dir zum warnenden Beispiel dienen! Du meinst, ich hätte die Liebe nicht gekannt? Ach, ich sage Dir, ich habe alle ihre Wonnen und alle ihre Todesschmerzen erfahren. Ich vergaß um ihretwillen Alles, meine Pflichten, meine Gelübde, meine heiligen Vorsätze, und ein doppelter Verbrecher, lehrte ich auch die, welche ich liebte, in die Sünde willigen und ihrer heiligen Pflichten vergessen! Ach, Ihr nennt mich einen Heiligen, und ich bin doch dem niedrigsten

der Sünder gleich gewesen! Unter dem Gewande des Franciskanermönches schlug ein feurig stürmisches Herz, das Gottes spottete und seiner Gesetze, ein Herz, das bereit gewesen wäre, sich dem Teufel zu verschreiben, wenn der Teufel mir dafür den Besitz meiner Geliebten verheißen hätte! Schön war sie und von himmlischer Anmuth, wenn sie daherschritt durch die Gänge der Kirche, sie, mit der leichten Feengestalt, das Engelsangesicht umwallt von dem Schleier ihrer langen schwarzen Locken, die Augen strahlend in Liebe und Lust, der Mund umspielt von einem himmlisch sanften Lächeln. Ach, wenn sie so einherschritt durch die Kirche, kaum mit ihren Füßen den Boden berührend, dann fühlte ich, der ich im Beichtstuhl ihrer harrte, mich dem Wahnsinn nahe vor Entzücken und vor Freude, und es schwindelte vor meinen Augen, und es brauste vor meinen Ohren, und ich ballte die Hände krampfhaft zusammen, und versuchte zu beten, und Gott anzuflehen um seinen Beistand!

Ihr hättet nicht zu Gott, sondern zu Amor flehen sollen, sagte der Cardinal lachend. In solchem Zustand kann nur der Gott des alten Roms, und nicht der des neuen, helfen!

Der Greis achtete nicht auf seine Worte. Ganz seinen Erinnerungen hingegeben, hörte er nur die Stimmen seiner eigenen Brust, sah er nur vor sich die Gestalt des schönen Weibes, das er einst so heiß geliebt.

Gott erhörte nicht meine Gebete der Angst, fuhr er hochathmend fort, oder vielleicht konnte mein hochschlagendes, stürmisches Herz die Stimme Gottes nicht vernehmen, weil ich ihre Stimme hörte, weil ich den keuschen, kindlich reinen Bekenntnissen lauschte, welche sie im Beichtstuhl knieend, in mein Ohr flüsterte, weil ich ihren Athem an meiner Wange, und ihre ganze balsamische duftende Nähe in jedem zitternden Nerv meines Wesens empfand. Und endlich eines Tages übermannten mich diese Gluthen, und der Mönch vergaß so sehr seiner beschwornen Pflichten, daß er dem Weibe eines Andern seine unkeusche, wahnsinnige Liebe gestand.

Ach, sie war also verheirathet, bemerkte der Cardinal.

Ja, sie war verheirathet, verschachert von ihren eigenen Eltern um elenden Mammons willen, verheirathet an einen Mann, welchen sie nicht liebte, und der sie verfolgte mit der glühendsten, eifersüchtigsten Liebe. Ach mein Gott, sie litt, und sie litt mit der Ruhe und klagelosen Gelassenheit eines Engels. Und ich, litt ich nicht auch? Wir weinten zusammen, wir klagten zusammen, bis unsere Herzen endlich der Klage vergaßen und ein unaussprechbares Glück den Kummer aus unserer Seele verscheuchte. Ich hatte Alles vergessen, Gott und mein Priestergelübde, sie auch hatte Alles vergessen, ihren Gatten und ihr Treugelübde, denn wir liebten uns!

Und der gute eifersüchtige Ehemann merkte nichts? fragte der Cardinal.

Er merkte nichts! Er vertraute mir, er liebte mich, er nannte mich seinen Freund, und als er endlich eines Tages verreisen mußte, da vertraute er mir sein Haus und sein Weib, und bestellte mich zum Wächter ihrer Tugend.

Der Cardinal brach in ein schallendes Gelächter aus. Diese guten Ehemänner! sagte er. Sie gleichen sich doch Alle auf ein Haar. Jeder hat da einen Freund, dem er vertraut, und gerade der Freund ist es, der ihn verräth! Erzählt weiter, heiliger Vater. Eure Geschichte gefällt mir sehr. Ich bin begierig auf das Ende!

Das Ende war voll Schrecken und Entsetzen, voll Schmach und Beschämung, sagte der Papst leise. Wir lebten selige Tage. Oh mein Gott, wir waren so glücklich, daß wir kaum noch einen Gedanken hatten für unser Verbrechen, sondern nur für unsere Liebe! Da klopft es eines Nachts an die verschlossene Pforte des Hauses, und schaudernd erkennen wir die Stimme des Gemahls, welcher Einlaß begehrte.

Sie beschwor mich mit Thränen der Angst und des Entsetzens, zu entfliehen, sie nicht dem Hohn der Welt, dem Zorn ihres Gemahls Preis zu geben, — sie zog mich fort, hin zu der geheimen Treppe, und ich, — wie ein Rasender, von Furien Verfolgter, wollte ich sie hinunter eilen, mein Fuß strauchelte, ich fiel, mit lautem Gepolter fiel ich die Stiegen hinab. Ich fühlte, wie das Blut aus meiner Brust hervorströmte, wie es in

heißen Strömen meinem Munde entquoll, meine Glieder schmerzten fürchterlich, — aber ich raffte mich auf, ich schleppte mich unter marternden Schmerzen nach meinem Kloster hin, und erst als ich meine Zelle erreicht, sank ich besinnungslos zusammen. — Eine lange Krankheit fesselte mich jetzt an mein Lager, sie marterte meinen Körper mit furchtbaren Schmerzen, aber entsetzlicher noch waren die Martern meiner Seele, entsetzlicher die Stimmen, welche Tag und Nacht in mir flüsterten und sprachen von meinem Verbrechen und meiner todeswürdigen Schuld! Mein Gewissen war erwacht, es sprach zu mir mit der Stimme des Donners und des Weltgerichtes, und ich wand mich wie ein Wurm auf meinem Schmerzenslager, und flehte zu Gott um ein wenig Erbarmen für diese Höllenqualen, die mein Gehirn ausbrannten mit den Gluthen der Hölle. Diesmal ließ Gott sich von mir finden, ich vernahm seine Stimme, welche zu mir sprach: „gehe hin und bereue, und Deine Sünden sollen Dir vergeben sein. Schüttle ab das Verbrechen, welches Dein Haupt belastet, und Friede wird einkehren in Deine Brust.“ Ich vernahm diese Stimme Gottes, und ich weinte vor Schmerz, aber ich schwur zu gehorchen, und Gott zu versöhnen, indem ich meiner Liebe entsagte und meine Geliebte nimmer wiedersah! Es war ein schweres Opfer, ein ungeheurer Schmerz, aber Gott forderte es, und ich gehorchte!

Das heißt, diese Krankheit hatte Euch nüchtern ge-

macht von Eurem Liebesrausch, Ihr wart Eurer Geliebten überdrüssig!

Ich hatte sie vielleicht niemals heißer, niemals inbrünstiger geliebt, als in diesen bangen, entsetzensvollen Stunden, wo ich mit meinem armen zermarterten Herzen rang, und Gott anflehte um die Kraft, ihr zu entsagen und von ihr zu scheiden auf immerdar. Aber Gott ward mächtig in dem Schwachen, und er gab mir Kraft. Es kamen ihre Briefe und ich hatte den grausamen Muth, sie zu lesen, ich hatte es mir als Buße auferlegt, und während ich ihre Liebesklagen, ihre Sehnsuchtsschmerzen las, fühlte ich denselben Jammer, dieselbe Trostlosigkeit in meinem Herzen, stürzten Ströme von Thränen aus meinen Augen, zerfleischte ich mir die Brust mit meinen Nägeln vor ungeheurer Verzweiflung. Ach wie oft, wie oft vergaß ich in diesen Momenten Gottes und meiner Reue, wie oft drückte ich die Briefe an meine Lippen, und rief mit den zärtlichsten Namen nach meiner Geliebten, und mein ganzes Dasein, meine ganze Seele drängte zu ihr hin, und ich vergaß Alles, Alles, und wollte zu ihr hinstürzen, zu ihren Füßen niedersinken, und nur selig durch sie sein, ob auch meine ewige Seligkeit darüber verloren ginge. Aber was war es, was dann meinen Fuß hemmte, was plötzlich die Worte wahnsinniger Leidenschaft auf meiner Lippe verstummen machte, und mich wie mit Gewalt niederzog auf meine Kniee, um zu beten? Es war Gott, der also

sich mir verkündete, Gott, welcher mich zu sich rief, Gott, welcher mir endlich die Kraft gab, meiner Liebe zu widerstehen, und ihre Briefe immer unbeantwortet zu lassen, bis sie endlich aufhörten, bis dieser süße Mund, dessen Klagen mich dennoch getröstet hatten, endlich verstummte. — Das Opfer war gebracht, Gott nahm es an, mein Verbrechen war gebüßt, und ich war froh, denn mein Herz war auf immerdar gebrochen, und niemals seitdem ist wieder ein Lächeln des Glückes auf meine Lippen getreten. Aber in meiner Seele ist es heiter geworden und stille, Gott wohnt darin, und ein Friede ist in mir, wie ihn nur die kennen, welche sich selber überwunden, welche ihrer Sünden Last mit freiem Willen und zerfleischter Brust gebüßt haben.

Und Eure Geliebte, was ward aus ihr? fragte der Cardinal. Verzieh sie Euch Euren Verrath, und tröstete sich in den Armen eines Andern?

In den Armen des Todes! sagte Ganganelli leise. Mein Schweigen, mein anscheinendes Vergessen ihrer brach ihr Herz, — sie starb vor Gram, aber sie starb wie eine Heilige, und ihre letzten Worte waren: „Möge Gott ihm verzeihen, wie ich es thue! Ich fluche ihm nicht, und segne ihn vielmehr, denn durch ihn werde ich der Last dieses Lebens ledig, und aller Jammer ist jetzt überwunden!“ Sie war also gestorben, indem sie an meine Untreue glaubte, sie hatte mir wohl verziehen, aber mich doch für einen Treubrüchigen und Verräther

gehalten. Und dies Bewußtsein war für mich eine neue Qual, und eine Buße, an der ich ewig, ewig leiden werde! — Seht, das ist die Geschichte meiner Liebe, fuhr Ganganelli nach kurzem Schweigen fort, ich habe sie Euch treu und wahr erzählt, wie sie ist!*) — Möchtet Ihr, mein Sohn, daraus lernen, daß, wenn wir nur recht das Gute wollen, wir es erringen können, unserm eigenen Herzen und unsern sündigen Trieben zum Trotz, und daß mit dem Beistande Gottes sich Alles überwinden, Alles dulden läßt. Ihr seht, ich habe geliebt, und hatte dennoch die Kraft zu entsagen! Aber Gott war es, welcher mir diese Kraft gab, Gott allein. Wendet auch Ihr Euch zu Gott, betet zu ihm, daß er diese verbrecherische Liebe in Euch ertödte, und wenn Ihr ihn anfleht mit den rechten Worten und der rechten Inbrunst, dann wird Gott Euch nahe sein mit seiner Kraft, und in den Schmerzen des Entsagens wird er Eure Seele läutern zur Tugend und zum Guten!

Und das nennt Ihr Tugend? sagte der Cardinal. Möge mich der Himmel bewahren vor einer so grausamen Tugend. Das nennt Ihr Gott dienen, wenn diese Tugend Euch zum Mörder Eurer Geliebten macht, und Euch grausam und taub macht gegen die Liebesklagen eines Weibes, die Ihr zur Liebe und zur Sünde verleitet, und die Ihr nachher verlaßt, weil, wie Ihr

*) Joseph Gorani. Geheime Memoiren. Bd. II. S. 26.

sagt, Gott Euch zu sich ruft, während es doch nichts Anderes ist, als daß Ihr entnüchtert seid, und sie nicht mehr liebt? Eure Treulosigkeit hüllt sich nur ganz klug in den Mantel der Gottseligkeit, weiter nichts! Nein, nein, heiliger Vater der Christenheit, ich beneide Euch nicht um diese Tugend, durch welche Ihr zum Mörder geworden an Gottes herrlichstem Werk! Das ist ein Kirchenraub, den Ihr begangen habt in dem heiligen Tempel der Natur! Geht hin und dünkt Euch groß in Eurer blutdürstigen, mörderischen Tugend. Mich werdet Ihr nicht dazu bekehren! Laßt mich immerhin einen Sünder bleiben, dabei ermorde ich wenigstens nicht das Weib, welches ich liebe, und schaffe ihr nicht Qual statt des verheißenen Glücks! Glaubt mir, Corilla hat mir noch nie geflucht, und nie haben ihre schönen Augen um meinetwillen auch nur Eine Thräne des Kummers vergossen! Ihr habt Eurer Geliebten eine Dornenkrone um das Haupt gewunden, ich will meiner Corilla eine Lorbeerkrone um die schöne Stirn legen, und mindestens wird ihr Haupt davon nicht blutig gedrückt, und sie wird nicht daran zu sterben haben vor Gram! Ihr wollt mir nicht helfen zu diesem meinem Werk? Ihr versagt mir die Lorbeerkrone, weil Ihr nur Märtyrerkronen zu verschenken habt? Gut, heiliger Vater der Christenheit, ich will Euch dennoch zwingen, meinen Willen zu thun, und Ihr sollt in Eurer heiligen Stadt so lange keine Ruhe haben vor meinen tollen

Streichen, bis Ihr mir versprecht, meinen Willen zu thun, und die große Dichterin zu krönen auf dem Capitol. Bis dahin, addio, heiliger Vater der Christenheit, Ihr werdet mich nicht wiedersehen im Vatican und Quirinal, aber ganz Rom soll Euch Kunde von mir bringen!

Mit einem flüchtigen Abschiedsgruß, und ohne eine Antwort des Papstes abzuwarten, entfernte sich der Cardinal mit hastigen Schritten, und bald verschwand seine herculische Gestalt in den Schatten der Pinien- und Oliven-Alleen. Aber noch lange drang aus der Ferne herüber das laute und spöttische Lachen des Cardinals.

VI.

Des Papstes Erholungsstunde.

Papst Ganganelli blickte ihm traurig und kopfschüttelnd nach. Ihm ist nicht mehr zu helfen, flüsterte er, er rennt in sein Verderben, und die Stimme der Warnung ist nutzlos verhallt! Wie aber, wenn er Recht hätte? fuhr der Papst nachdenklich fort, während er langsam eine dunkle Allee hinauf ging. Wie aber, wenn er mit seiner Lebensweisheit und seiner Theorie des Erdenglückes dem Willen Gottes besser genügte, als wir mit unserer Tugend und unserer Entsagungslehre? Ach ja, die Welt ist so schön, sie scheint ganz gemacht zur Freude

und zur Lust und doch wandelt der Mensch auf ihr mit thränendem Blick, ihrer Schönheit nicht achtend und ihrer Freude nicht theilhaftig werdend. Alles ist frei auf Erden! Nur der Mensch ist es nicht! Nur er allein liegt in den Banden des Zwanges, und während die ganze Schöpfung jubelt, verblutet sein Herz! Nein, nein, das soll nicht sein, jeder Einzelne thue, was er kann, um die Menschheit frei und glücklich zu machen, auch ich will das Meinige thun! Große Macht hat Gott in meine Hand gelegt, ich will sie nützen, so lange sie noch mein ist!

So sprechend verließ der Papst mit hastigen Schritten den Garten, und eilte hinauf in sein Studirzimmer.

Signor Galiandro, sagte er zu seinem Geheim-Secretair, spracht Ihr mir nicht heute von mehreren Gesuchen, die eingelaufen sind, und in welchen man mich bittet um Dispensation von den Mönchs- und Kloster-Gelübden?

Signor Galiandro wühlte lächelnd unter der Masse von Papieren, welche den Arbeitstisch des Papstes bedeckten. Es sind seit vier Wochen einige funfzig solcher Gesuche eingelaufen, sagte er. Seit Eure Heiligkeit mehrere Mönche und Nonnen von ihrem Ordensgelübde dispensirt haben, scheinen alle die frommen Bräute Christi und die geweihten Priester ihres Klosterlebens überdrüssig zu sein und sich hinaus zu sehnen in die Welt.

Wer nicht freiwillig und gern in dem Hause des Herrn verweilt, den wollen wir nicht halten, sagte Ganganelli. Der gezwungene Dienst des Herrn ist keiner, und das Gebet der Lippe hilft nichts, wenn das Herz nicht einstimmt in dies Gebet. Gebt mir alle diese Gesuche her, daß ich sie unterschreibe. Die Lust der Welt ist in diesen Nonnen und Mönchen erwacht, geben wir der Welt wieder, was der Welt ist. Sie würden mit ihrem widerstrebenden Herzen nur schlechte Geistliche und Klosterjungfrauen sein, vielleicht werden sie jetzt bessere Weltliche und Mütter werden, und wer seine Pflicht thut und redlich handelt, der dienet Gott, sei er nun im Kloster oder im Schooße seiner Familie!*)

Der Papst nahm vor seinem Schreibtisch Platz, und nachdem er alle die vielen Dispensations-Gesuche sorgfältig gelesen und geprüft, unterzeichnete er sie und gab sie lächelnd seinem Geheimschreiber zurück.

Ich hoffe, wir haben da einige Menschen glücklich gemacht, sagte er aufstehend, und deshalb mag es uns vielleicht vergönnt sein, auch eine Viertelstunde glücklich zu sein auf unsere Weise!

Er schlug leicht an die silberne Glocke, welche über seinem Schreibtisch hing, und sofort öffnete sich die Thür und das lustige und wohlgenährte Gesicht Bruder Lorenzo's, des Franciskanermönches,

*) Ganganelli's eigene Worte s. Gorani Th. II. S. 41.

welcher des Papstes einzige Bedienung ausmachte, schaute herein.

Lorenzo, sagte Ganganelli lächelnd, laß uns ein wenig hinunter gehen in unsern Hühnerhof. Du sollst mir die jungen Küchlein zeigen, von denen Du mir gestern erzähltest. Und höre, wäre es zuviel gefordert, wenn ich Dich bäte, mir mein Mittagsessen hinunter zu bringen in den Garten?

Ich wollt', es wäre zu viel gefordert, sagte Bruder Lorenzo, während er mit watschlichtem Schritt hinter seinem Herrn herwackelte, der die Treppe, die in den Hofraum führten, hinunter schritt. Ich wollte wahrhaftig, allerheiligster Vater, es wäre zu viel gefordert, dann würde wenigstens Euer Mittagsessen glänzender und schwerer zu transportiren sein! Ist das wohl erhört, daß der Vater der Christenheit einen Tisch führt wie der ärmste Bettelmönch, und daß er sich mit Milch und Obst und Brod und Gemüsen begnügt, während man für ihn die fettesten Hühner und Enten ganz vergeblich mästet, und sein Keller aufgehäuft liegt voll der edelsten und herrlichsten Weine?

Nun, nun, zanke nur nicht, sagte Ganganelli lächelnd, haben wir uns doch Jahre lang im Franciskanerkloster wohl dabei befunden, und es ist uns gar nicht eingefallen, daß es anders sein müßte! Warum sollte ich mich jetzt von einer jahrelangen Gewohnheit lossagen und andere Gebräuche mir aneignen? Als ich noch Francis-

kanermönch war, habe ich immer, Dank unserer einfachen Lebensweise, einen sehr gesunden Magen gehabt, willst Du denn durchaus, daß ich mir jetzt den Magen verderbe, bloß weil ich Papst geworden bin? Es ist doch derselbe Menschenleib geblieben, Lorenzo, und Alles ist ja doch nur Lug und Trug. Wie wenige Jahre ist es her, als Du und ich im Kloster waren, und Du den armen Franciskanermönch als Laienbruder bedientest! Damals nanntest Du mich Bruder Clemens, und sie thaten's Alle so, und jetzt nennt Ihr mich nicht mehr Bruder, sondern den heiligen Vater! Wie kann denn Euer Bruder von gestern heute Euer Vater sein? Wir sind hier unter uns, Lorenzo, Niemand hört uns und Niemand sieht uns. Wir wollen einmal wieder aufhören heiliger Vater zu sein und auf ein Viertelstündchen wieder Bruder Clemens werden!

Hm, so übel wär's nicht, schmunzelte Lorenzo. Es war doch sehr hübsch in unserm lieben Kloster, und manchmal, Bruder, will's mich bedünken, als ob Ihr damals weit glücklicher gewesen, als jetzt, wo sich Jedermann vor Euch zur Erde wirft und Euch den Pantoffel küßt. Es ist sehr schwer, immer heilig zu sein, und immer so erhaben und so groß zu thun, und immer verehrt und angebetet zu werden!

Deshalb laß uns zu unsern Hühnern und Enten und Perlhühnern gehen, sagte der Papst. Die Menschen haben aus mir einen Popanz gemacht, vor dem sie sich

zur Erde werfen. Aber das gute Vieh, das weiß nichts davon, das schnattert und grunzt und quitscht mich an, als wäre ich ein ganz gewöhnlicher Gänsejunge und durchaus nicht der geheiligte Vater der Christenheit! Komm, komm zu meinem lieben Vieh, es ist so gar aufrichtig und sonder Heuchelei, es gackert und grunzt mir gerade in's Gesicht, just wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Es thut nicht so demüthig und ergeben, so anbeterlich und kriechend, wie die Menschen, welche sich mit demüthigen Worten und heuchlerischer Ergebenheit vor mir niederwerfen, und mich doch heimlich in ihrem Herzen verwünschen und meinen Tod herbeisehnen, damit wieder ein neues Regiment und ein neuer Papst komme. Schnell, komm zu unsern klugen Gänsen!

Bruder Lorenzo reichte dem Papste den mit Korn und grünen Blättern gefüllten Weidenkorb dar, und Beide begaben sich eilenden Schrittes und lachenden Mundes in den Hühnerhof. Die Gänse und Enten flatterten mit stürmischem Geschnatter herbei, als sie den Futterkorb erblickten, und Ganganelli sagte lachend: will mich's doch gemahnen, als sei ich hier im Conclave und hörte dem Streite der Cardinäle zu, wie sie zanken um die neue Papstwahl! Höre Lorenzo, ich möchte wohl wissen, wer nach mir den heiligen Stuhl besteigt und die Schlüssel St. Peters zu verwalten hat. Das wird ein stürmisches Conclave werden. Ruhig, ruhig, meine lieben Gänse! Freilich, Ihr habt Recht, ich vergaß mei-

ner Pflicht! Nun, nun, jetzt soll's geschehen, ich will Euch Futter streuen, seht doch nur!

Und der Papst streute mit vollen Händen Futter mitten hinein in den Haufen der schnatternden Gänse, und lachte dann herzlich über den Eifer, mit welchem diese sich darüber herwarfen.

Und ist es nicht mit den Menschen wie mit dem lieben Vieh? sagte er lachend. Wenn man ihnen nur zu essen giebt und sie satt macht, da verstummen sie und werden fein sanft und milde! Daran sollten die Fürsten sich immer erinnern, und vor allen Dingen ihr Volk satt machen, wenn sie es in unangefochtener Ruhe regieren wollen. Ach, da muß ich unserer eigenen Armen gedenken, Lorenzo! Viele Bittschriften sind bei mir eingelaufen, Bruder Cassirer, viel Elend ist mir geschildert, viel herzzerreißender Jammer mir geklagt worden!

Das macht, weil man weiß, daß Ihr immer gebt, und lieber selbst Noth leidet, als Andern eine Gabe verweigert, brummte Lorenzo. Kaum die Hälfte des Monats ist vorüber, und schon ist unser Geld beinahe zu Ende!

Schon wieder! rief der Papst erschrocken. Mein Gott, und ich bedarf noch vielen Geldes, glaube ich. Da ist ein Vater von vierzehn Kindern vom Baugerüste gefallen und hat sich beide Beine gebrochen. Für den müssen wir sorgen, Lorenzo, den armen Kindern müssen wir Brod geben!

Das versteht sich, das ist Christenpflicht, sagte Lorenzo eifrig. Gebt mir die Adresse, ich werde heute noch hingehen! Und wie viel soll ich mitnehmen?

Nun, ich dächte, sagte Ganganelli schüchtern, fünf Scudi werden nicht zu viel sein!

Lorenzo zuckte mitleidig die Achseln. Daß Ihr doch niemals den Werth des Geldes werdet kennen lernen, sagte er; jetzt soll ich diesen armen vierzehn Kindern fünf Scudi bringen.

Ist's nicht genug? fragte Ganganelli freudig. Nun, Gott sei Dank, daß Du so gesonnen bist! Ich fürchtete nur, Du würdest es mir abschlagen, weil doch meine Kasse, wie Du sagst, schon leer ist! Aber wenn wir noch etwas haben, so gieb mehr, viel mehr! Wenigstens hundert Scudi, Lorenzo!

So seid Ihr nun! Immer von Extrem zu Extrem! schmollte Lorenzo. Erst zu wenig, dann zu viel. Ich werde ihnen zwanzig Scudi bringen, damit basta!

Gieb ihnen dreißig, bat Ganganelli, hörst Du, dreißig, Bruder Lorenzo. Dreißig Scudi ist doch sehr wenig Geld!

Ach, was wißt Ihr vom Gelde, sagte Lorenzo lachend, die Gänse hier verstehen mehr davon als Ihr, Bruder Clemens.

Nun, deshalb eben habe ich Dich zu meinem Cassirer gemacht, lächelte Ganganelli. Ein Fürst wird immer gut berathen sein, wenn er sich verständige und wohl-

unterrichtete Diener wählt für das, was er selber nicht versteht. Am rechten Orte seine Unwissenheit bekennen, macht einem Fürsten Ehre und verschafft ihm mehr Achtung, als wenn er sich den Anschein giebt, Alles zu wissen und Alles zu verstehen! Komm, Lorenzo, laß uns jetzt in den Garten gehen, Du siehst, das Vieh hier will nichts mehr von uns wissen, und da es gesättigt ist, verachtet es unser Futter! Komm, laß uns weiter gehen!

Ja, in den Garten! rief Lorenzo mit geheimnißvollem Lächeln. Kommt, Bruder Clemens, ich habe Euch da eine kleine Ueberraschung bereitet. Kommt nur und seht!

Und die beiden Greise wandten sich mit eiligem Schritt dem Garten zu.

Folgt mir, sagte Lorenzo, dem Papst durch die Alleen voranschreitend und ihn in den einsamern und dichtern Theil des Gartens führend. Jetzt bückt Euch ein wenig und kriecht hier hindurch, dann sind wir zur Stelle.

Der Papst folgte genau den Anweisungen seines Führers und schlüpfte jetzt durch das Myrthengestrüpp hinweg, das ihm den Weg versperrte. Durch dasselbe hindurch gelangten sie jetzt auf einen kleinen runden Platz, in dessen Mitte, überragt und beschattet von hohen Olivenbäumen, sich eine Rasenbank befand, umrankt von Ephen und kleinen Blüthenstauden, und gelehnt an einen kleinen Tisch, der kunstlos aus Holz geschnitzt und mit Baumrinde bekleidet war.

Seht, das ist meine Ueberraschung! sagte Lorenzo.

Ganganelli stand da mit gefalteten Händen, schweigend und unbeweglich. Eine tiefe Rührung sprach aus seinen edlen, sanften Mienen, und langsam rannen ein paar Thränen über seine Wangen hinab.

Nun, ist's nicht ganz naturgetreu und gut copirt? fragte Lorenzo mit freudestrahlenden Blicken.

Mein Lieblingsplatz im Garten des Franciskanerklosters! sagte Ganganelli mit vor Rührung zitternder Stimme. Ja, ja, Lorenzo, Du hast es getroffen, Du weißt genau, was mir Freude macht! Nimm meinen Dank, mein guter, guter Bruder!

Und während er dem Mönche die Hand darreichte, glitt sein Blick mit sanfter Freude über den Platz mit seinen schönen Bäumen und seinem grünen Ruhesitz und verweilte nachdenklich und sinnend bei jedem einzelnen Gegenstand.

So war's, sagte er dann leise, ganz genau so; ja, ja, auf diesem Platze habe ich meine schönsten und kostbarsten Stunden hingebracht; was habe ich da nicht Alles geträumt und gedacht, als Jüngling und als Mann, wie viel Wünsche, wie viel Hoffnungen sind durch meine Brust gezogen, und wie Weniges ist wahr davon geworden!

Aber das, was wahr geworden, rief Lorenzo, das konntet Ihr nimmer träumen und hoffen! Wer hätte wohl an die Möglichkeit geglaubt, daß der arme unbe-

kannte Franciskanermönch der größte und erhabenste Fürst der Welt, der Vater der ganzen Christenheit werden würde. Das ist freilich ein Glück, das sich Bruder Clemens auf seiner Rasenbank im Franciskanerkloster nicht erwarten durfte.

Du hältst es also für ein Glück! sagte Ganganelli, indem er sich langsam auf den Rasensitz niedergleiten ließ. Ja, ja, so seid Ihr guten Menschenkinder, wo ein bischen Prunk ist und ein bischen äußerer Schimmer, da schreit Ihr gleich über ein glänzendes Glück. Das macht, Ihr seht nur die äußere Form und achtet nicht auf den Inhalt, welcher dahinter steckt und der oft recht herzlich bitter ist. Glaube mir nur, Lorenzo, es ist eben kein so großes Glück, in diesen Zeiten der Papst und der sogenannte Vater der Christenheit zu sein. Die Fürsten sind sehr widerstrebende und ungehorsame Kinder geworden, sie wollen uns nicht mehr anerkennen in unserer väterlichen Autorität, und wenn der heilige Vater nicht diesen widerspenstigen Fürstenkindern eine zuvorkommende Freundlichkeit zeigt, und ihnen selber Rechte und Selbstständigkeit verleiht, so werden sie ihm den ganzen Handel aufkündigen und aus dem Vaterhause entlaufen. Wir würden dann heilige Väter der Christenheit sein, aber keine Kinder und keine väterliche Autorität mehr haben. Daß ich so spreche, das wollen mir diese hochmüthigen Kirchenfürsten und Cardinäle nimmer verzeihen, das hat sie zu meinen Todfeinden gemacht,

und doch ist es mir mit diesen Grundsätzen allein gelungen, den widerspenstigen portugiesischen Hof zum Beispiel, wieder unter meine väterliche Gewalt zurück zu führen! —

Aber lassen wir hier an dieser traulichen Stelle solche trübe Gedanken, fuhr der Papst nach einer Pause heiterer fort. Hier will ich vergessen, daß ich Papst bin, hier will ich immer nur Bruder Clemens aus dem Franciskanerkloster sein, und die Sorgen und Mühen des Papstes, und seine Unfehlbarkeit und Heiligkeit, das Alles soll mich nicht hierher begleiten auf diesen stillen, lieben Platz! Hier will ich nur ein Mensch sein, und meiner beengenden Hoheit und meines einzwängenden Glanzes vergessend, will ich mich hier recht menschlich still der Sonne freuen und des sanften Grüns, und in langen Zügen die schöne balsamische Luft einathmen! Mein Gott, wie glücklich ist man doch, wenn man ein wenig hinausschlüpfen kann aus dieser Hoheitshülle, mit welcher der Mensch sich verpuppt hat, und ein wenig die Schmetterlingsflügel des freien Menschenthums regen kann. Und höre einmal, Bruder Lorenzo, so sehr ist Dein Papst hier Mensch, daß er einen recht frischen, menschlichen Hunger empfindet! Wenn Alles hier an diesem Platze ist, wie damals im Kloster, dann wirst Du auch etwas haben, mich zu sättigen!

Bruder Lorenzo nickte mit einem pfiffigen Lächeln und trat zur Seite der Rasenbank. Da schob er eine

kleine unsichtbare, mit Rasen bekleidete Thür zurück, und es zeigte sich im Innern des Rasensitzes eine kleine mit Steinen ausgemauerte Vertiefung, die mit Früchten und allerlei Backwerk angefüllt war.

Ich sehe, Du hast nichts vergessen! rief Ganganelli freudig, indem er von der herrlich duftenden Ananas nahm, welche Lorenzo ihm darreichte. Ach, Du machst mich sehr glücklich, Lorenzo!

Und indem er so sprach, schlang er seinen Arm um Lorenzo's Nacken und drückte ihn stumm an seine Brust.

Bruder Lorenzo sagte auch nichts, aber er lachte nicht mehr. Sein sonst so heiteres Gesicht nahm einen wunderbar klaren und freudigen Ausdruck an, und zwei große Thränen rannen ihm über die Wangen, aber es waren Thränen der Freude.

VII.

Ein Todesurtheil.

Ein sich näherndes Geräusch, ein heftiges Rufen und Schreien störte die beiden Greise. Es war Lorenzo, welchen man rief, und dieser schlüpfte rasch durch das Gebüsch, um nach der Ursache dieser Störung zu sehen. Bald kehrte er mit traurigem Gesicht und niedergeschlagenen Mienen zurück.

Bruder Clemens, sagte er, es ist schon wieder vorbei mit unserm Vergnügen, und vor lauter Lust habe ich gar nicht daran gedacht, Euch zu erinnern, daß der Papst die Stunde nicht versäumen darf, in welcher er Audienzen ertheilt. Diese Stunde ist leider jetzt gekommen, und schon ist Euer Vorzimmer gefüllt mit Fürsten und Prälaten.

Und Du sprichst von meinem großen Glücke, Papst zu sein, sagte Ganganelli, indem er sich seufzend von der Rasenbank erhob. Man gönnt mir nicht eine Stunde Erholung, und doch meint man, — aber nein, unterbrach sich Ganganelli lächelnd, man soll nicht undankbar sein, und undankbar wär's, wollt' ich jetzt murren. Habe ich keine ganze Stunde der Ruhe und Erholung gehabt, nun, so war es eine halbe Stunde, und das ist auch schon viel.

Und dem Bruder Lorenzo winkend, ihm zu folgen, kroch der Papst durch das Gebüsch, welches den Platz von dem belebtern Theil des Gartens trennte.

Als er dann die große Allee hinabschritt, hatte sein Gesicht und seine ganze Gestalt ein anderes Aussehen gewonnen. Die milde Freundlichkeit war aus seinen Zügen verschwunden, Stolz und Hoheit sprachen jetzt aus denselben, und seine höher aufgerichtete Gestalt hatte etwas Edles und Imposantes, es war nicht mehr die gebückte Gestalt eines Greises, sondern die eines nur gealterten Helden. Der Bruder Clemens war verschwun-

den und hatte sich in den erhabenen majestätischen Kirchenfürsten verwandelt, welcher ging, seine Vasallen zu empfangen.

Jetzt sah man eine hohe Mannsgestalt mit eiligem Schritt die Allee hinunterkommen, gerade dem Papste entgegen.

Wer ist's? fragte Ganganelli leise, sich halb nach Lorenzo, welcher hinter ihm herschlurfte, umwendend.

Es ist Juan Angelo Braschi, der frühere Schatzmeister, dem Ihr gestern den Cardinalshut gesendet.

Ach, der schöne Braschi, flüsterte Ganganelli traurig. Der Geliebte von der Geliebten meines Neffen, des Cardinals Rezzonico! Ach, wie schlecht, mein Gott, ist doch die Welt!

In der That, der, welchen Ganganelli den „schönen" Braschi genannt, verdiente dieses Epitheton. Man konnte keine plastischere und edlere Schönheit sehen, kein Gesicht, das mehr an die edelsten Bildwerke der Alten, an die erhabensten Götterschönheiten Griechenlandes erinnerte, keine Gestalt, die ein besseres Conterfei des Belvederischen Apollo genannt werden konnte.

Mit einem edlen, freien Anstande näherte sich Braschi jetzt dem Papste, welcher in einiger Entfernung von ihm stehen geblieben war und ihn in ruhiger, stolzer Haltung erwartete. Braschi ließ sich auf ein Kniee nieder, und indem er das Gewand des Papstes an seine Lippen drückte, sagte er mit seiner wohlklingenden Stimme: Ver-

zeiht, hochheiliger Vater, daß ich wage, schon hier Euch aufzusuchen. Aber mein stürmisches Dankgefühl ließ sich nicht länger bezähmen. Es trieb mich wie mit Windesflügeln Euch entgegen. Ich mußte der Erste sein, welcher Euch zu Füßen sank, um Euch Dank, unaussprechlichen Dank zu stammeln!

Der Papst nickte stolz mit dem Haupte und winkte ihm aufzustehen. Es ist gut, sagte er, und Ihr habt da Eurem Dank recht überschwengliche Worte verliehen. Es ist wahr, Ihr waret bis jetzt nur Schatzmeister, und ich habe Euch eine große Stufe überspringen lassen, indem ich Euch zum Cardinal machte. Aber erinnert Euch, mein Herr Cardinal, daß ich Euch nur zum Cardinal gemacht, um Euch die Schatzmeisterstelle zu nehmen, weil ich zu diesem Posten eines Mannes bedurfte, dessen Redlichkeit Niemand in Zweifel ziehen konnte! *)

So sprechend schritt Ganganelli mit einem stolzen Gruß vorüber, und ließ den neuen Cardinal wie angewurzelt vor Schreck, sein schönes Antlitz entstellt vor Zorn und Wuth, zurück.

Das soll er büßen, murmelte Braschi zähneknirschend, während der Papst sich langsam entfernte. Bei'm ewigen und allmächtigen Gott, das soll er büßen, dieser hochmüthige Franciskaner. Ach, es wird ein Tag kommen, wo er dieser Worte gedenken soll!

---

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe Gorani. Bd. II. S. 27.

Ganganelli wandelte indessen ruhig weiter, und hinter ihm her ging sein treuer Lorenzo, mit einem köstlichen Freudenlächeln über diese Abfertigung und Demüthigung des schönen und stolzen Cardinals Braschi.

Plötzlich blieb der Papst stehen, und sich zu Lorenzo umwendend, sagte er: Welch ein wunderlicher Gedanke mir da durch den Kopf fährt! Ich habe diesen elenden Schönling, den Braschi, zum Cardinal gemacht, weil er zum Schatzmeister nicht ehrlich genug, aber damit habe ich ihm den Weg zum päpstlichen Throne gebahnt! Wär's nicht wunderbar, Lorenzo, wenn ich mir da eben selbst meinen Nachfolger geschaffen hätte? Um seiner Betrügereien willen ist er Cardinal geworden! Warum könnte er nicht nun auch Papst werden? Die Welt ist ja so wunderbar!*)

Was das für Träume sind, murmelte Lorenzo achselzuckend. Ein Braschi sollte der Nachfolger des edlen Ganganelli sein können. —

Viele Cardinäle und Kirchenfürsten, viele Nobili und

*) Juan Angelo Braschi, den Papst Clemens XIV. zum Cardinal ernannte, ward in der That Ganganelli's Nachfolger, und bestieg als Pius VI. den päpstlichen Stuhl. Nach einem sehr stürmischen Conclave wählte man ihn, und zwar stimmten die verschiedenen Parteien nur aus dem Grunde in dieser Wahl überein, weil Braschi zu gar keiner Parthei gehörte, und weil man von ihm meinte, er sei so sehr mit seiner Schönheit beschäftigt, daß er gar nichts Anderes denke, und, nur mit der Sorge für sein Gesicht beschäftigt, die Staatssorgen gern Andern überlassen würde.

fremde Gesandten waren in dem Audienzsaale des Papstes versammelt, und als Ganganelli jetzt zu ihnen eintrat, warfen sie sich demuthsvoll auf die Kniee nieder vor dem Oberhaupte der Kirche, vor dem Statthalter Gottes, welcher ihnen mit feierlicher Majestät den Segen ertheilte und dann sich liebreich und gütig mit ihnen unterhielt. Das war eine Ceremonie, welcher sich der Papst einmal in jeder Woche unterwerfen mußte, und die er nicht zu den unbedeutendsten Mühen seiner hohen Stellung rechnete. Er war daher sehr zufrieden, als auch diese Stunde vorüber, und er endlich alle die lobpreisenden und schmeichelnden Herren entlassen konnte.

Nur der Cardinal Bernis war zurückgeblieben, und zu diesem sagte Ganganelli, indem er ihm anfathmend die Hand darreichte: Welch eine Masse von Lügen und heuchlerischen Redensarten wir da haben wieder verschlucken müssen. Diese Herren Cardinäle haben die Frechheit, mir von ihrer Liebe und Verehrung zu sprechen, sie scheuen es nicht, so zu lügen, mit denselben Lippen, welche heute schon den Segen ausgetheilt und Worte frommer Erbauung gesprochen haben. Aber vergessen wir diese Heuchler! Die Geschäfte sind vorüber, und es ist schön von Euch, daß Ihr kommt, ein Stündchen mit mir zu plaudern! Ihr wißt, ich liebe Euch sehr, mein guter Freund Bernis, obwohl Ihr den heidnischen Gottheiten huldigt, und als ein echter Abtrünniger Euch zum Priester der Musen gemacht habt!

Ah, Ihr redet von meinen Jugendsünden, rief der Cardinal lächelnd. Die sind längst vorüber und schlummern bei meinem Jugendglück.

Das muß ein großes Lager sein, wo die alle neben einander Platz finden, rief Ganganelli lachend, indem er dem Cardinal leicht mit dem Finger drohte. Aber was zieht Ihr denn da mit so gewichtiger Miene aus Eurer Busentasche?

Einen Brief von der Marquise Pompadour, heiliger Vater, sagte der Cardinal ernst. Einen Brief, in welchem mir der Befehl gegeben wird, Euch, dem Vater der Christenheit, die Zustimmung Frankreichs zu der von Euch beabsichtigten Aufhebung des Jesuitenordens zu bringen. Hier ist der an mich gerichtete Privatbrief der Marquise, und hier das von König Ludwig unterzeichnete officielle Schreiben, das für Euer Heiligkeit bestimmt ist!

Der Papst nahm die Papiere, und während er sie las, überzog eine Todesblässe sein Angesicht, und eine finstere Wolke lagerte sich auf seine Stirn.

Auch Frankreich giebt seine Einwilligung, sagte er dann, als er gelesen. Wie ist mir denn, wart Ihr nicht selber gegen die Aufhebung dieses Ordens, und wart Ihr nicht darin im Einverständniß mit dem spanischen Gesandten, Eurem langjährigen Freunde?

Diese langjährige Freundschaft ist heute an einem Fisch gescheitert und treibt als leckes Wrack auf sturm-

bewegten Wellen umher, sagte der Cardinal achselzuckend.

Ganganelli achtete nicht auf ihn. Tiefernst und sinnend ging er auf und ab, und sein himmelwärts gerichteter Blick schien eine große, ungeheure Frage an Gott zu richten.

Ich sehe alles klar, wie es kommen und sein wird, murmelte der Papst endlich, wie zu sich selber. Ich werde das Werk vollenden, welches ich begonnen, Gott selber ist es, welcher mir den Weg dazu bahnt, aber dieser Weg wird auch zugleich zu meinem Grabe führen!

Welche finstere Gedanken sind dies! rief Bernis sich ihm nähernd. Dieser hochherzige und kühne Entschluß wird Euch nicht den Tod, sondern den Ruhm der Unsterblichkeit bringen!

In die Unsterblichkeit mindestens wird es mich führen, sagte der Papst mit einem matten Lächeln. Die Gestorbenen sind Alle unsterblich. Aber denkt doch nicht so klein von mir, daß Ihr meint, ich würde jetzt schon zurückbeben, das zu thun, was ich als recht und nothwendig erkannt. Nur giebt es Nothwendigkeiten sehr schmerzensreicher und grausiger Art. Solch eine Nothwendigkeit ist der Krieg! Und ist es nicht ein Krieg, den ich beginne, und gilt es nicht, mit einem einzigen Schwerdtschlag alle diese Tausende zu tödten, welche sich die Jünger Loyola's nennen und zur Gesellschaft Jesu

gehören? Ach, glaubt mir, die Gesellschaft Jesu, sie ist eine Hydra, und es wird uns nimmer gelingen, sie ganz zu ertödten. Ich werde ihr jetzt mit meinem Schwerdte das Haupt zerspalten, und im Vorbeigehen damit zugleich meinen eigenen Kopf vom Rumpfe trennen; ein Tag wird kommen, wo dieser Hydra wieder ein neues Haupt gewachsen sein wird, und wo sie mit neuer Lebenskraft unter Euch aufersteht, während ich im Grabe vermodere. Sagt dann nicht, daß ich es nicht verstanden, sie zu tödten, und wenn Ihr's sagt, so fügt mindestens hinzu, daß es mir am Willen nicht gefehlt, und daß ich mein eigenes Herzblut und mein eigenes Leben dafür hingegeben.

So sprechend winkte der Papst dem Cardinal einen leichten Abschiedsgruß, und trat in sein Studirzimmer zurück, dessen Thür er leise hinter sich in's Schloß drückte.

Lange hörte man ihn dort mit langsamen, gleichmäßigen Schritten auf und abgehen. Dann ward Alles still. Niemand wagte es, ihn zu stören. Die Stunden vergingen, Lorenzo knieete ahnungsvoll bang vor der Pforte, hinter welcher sein geliebter Herr noch immer weilte. Er legte das Ohr an die Spalte der Thür, und versuchte zu horchen. Alles blieb still da drinnen, nichts regte sich. Endlich wagte er es, leise und zitternd des Papstes Namen zu nennen, dann lauter, ängstlicher, und als immer noch keine Antwort erfolgte, legte er

besorgt die Hand auf das Schloß der Thür und öffnete sie.

An seinem Schreibtisch saß der Papst mit blassem Gesicht, mit starren Blicken, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Unbeweglich saß er da, die Rechte, in welcher eine Feder ruhte, auf ein Pergament gelehnt, das vor ihm auf dem Tische lag.

Wie ein Bild von Wachs, so starr, war er anzusehen, und Lorenzo schauderte und schlug ein Kreuz über seiner Stirn. Dann schlich er leise heran und berührte schüchtern und angstvoll des Papstes Schulter.

Ganganelli zuckte zusammen, und ein leichtes Zittern durchflog seine Glieder, dann athmete er hoch auf, und seinen Freund mit matten, erstorbenen Blicken anschauend, sagte er: Lorenzo, laß mir meinen Sarg bestellen, und bete für meine Seele! Ich habe so eben mein Todesurtheil unterzeichnet. Siehe, da liegt es! Ich habe dieses Dekret, welches die Aufhebung der Jesuiten befiehlt, unterschrieben! Ich werde also sterben müssen, Lorenzo. Es ist vorbei mit unsern Schattenplätzen und unsern Erholungsstunden! Meine Mörder schleichen schon heran, denn ich sage es Dir, ich habe selber mein Todesurtheil unterzeichnet*)

---

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe Gorani. Bd. II. S. 41.

VIII.

Das Fest des Cardinal Bernis.

Der Tag des Festes, er war also endlich gekommen. —

Mit welcher freudigen Ungeduld, mit welchem ahnungsvollen Verlangen hatte Natalie ihm entgegengehofft, wie hatte sie ihren Freund, den Grafen Paulo bestürmt mit Fragen nach dem Cardinal Bernis, nach den Menschen, welche sie dort treffen würde, nach den Sitten und Gebräuchen, denen sie sich dort fügen müsse.

Ich bin bange und ängstlich, sagte sie mit lieblicher Verschämtheit, man wird über mich zu lachen haben, und Du wirst über mich erröthen müssen, Paulo. Aber hörst Du, sage dann diesen klugen Männern und diesen vornehmen Damen nur, es sei das erste Mal, daß ich eine Gesellschaft besuche, und daß sie Nachsicht haben müssen mit der Ungeschicklichkeit eines armen Kindes, welches die Welt nicht kennt und nichts weiß von ihren Formen und Gesetzen.

Für Dich wird es keiner Entschuldigung bedürfen, rief Paulo, ihre zarten Fingerspitzen an seine Lippen drückend. Sei nur ganz Du selber, ganz wahr und offen, ganz harmlos und heiter. Vergiß, daß Du in einer Gesellschaft bist, denke, Du seiest in unserm Gar-

ten unter Deinen Bäumen und Blumen, und sprich zu den Menschen, wie Du zu Deinen Bäumen und Blumen sprichst.

Aber werden mir die Menschen auch so liebe und trauliche Antworten geben, wie meine Blumen und Bäume? fragte Natalie sinnend.

Sie werden Dir noch schönere Dinge und noch schmeichelhaftere sagen, lächelte Graf Paulo. Aber jetzt, Natalie, ist es Zeit an Deine Toilette zu denken. Sieh, schon sinkt die Sonne hinter den Pinien nieder, und der Himmel beginnt sich zu röthen. Bald ist die festgesetzte Stunde da, und Dein erster Triumph erwartet Dich!

Oh, der soll nicht lange auf mich zu warten haben, rief Natalie lachend, und wie eine Gazelle, so anmuthsvoll und leicht flog sie dem Hause zu.

Graf Paulo schaute ihr mit schwermüthigem Entzücken nach. Und diesen Engel soll ich verlassen, dachte er, und dieses höchste und edelste Kleinod meines Lebens soll ich verlieren, und mich selber aus dem Paradiese verjagen! Und weshalb dieses Alles? Um vielleicht einem Schattenbilde nachzujagen, das niemals Wirklichkeit wird, um einer Chimäre zu folgen, die vielleicht nur ein Luftgebilde ist, das neckend vor mir hertanzt und in Nebel zerrinnt, wenn ich es zu erreichen glaube? Nein, nein, die Welt ist nicht so viel werth, daß man an ihren Prunk und ihre Größe sich verkaufen sollte mit seinem

edelsten Seelenglück. Natalie selber soll entscheiden. Liebt sie mich, und ist sie zufrieden mit dem stillen, eingefriedigten Dasein, das ich ihr von nun an nur noch bieten kann, dann hinweg ihr eitlen Träume, und ihr stolzen Hoheitsgelüste, dann werden wir vielleicht nicht die Größten der Erde, aber sicher doch die Glücklichsten sein! —

Es war ein glänzendes, ein wundervolles Fest, das der Cardinal Bernis heute seinen Gästen bereitete, ein Fest, wie man kein ähnliches in Rom gesehen. Mit Blumenguirlanden und Festons von bunt schillerndem Flor waren die Wände decorirt, dazwischen flammten die hohen Candelaber und fanden ihren Reflex in den hohen, venetianischen Spiegeln, die in breiten Goldrahmen von dem Fußboden bis zur Decke emporstiegen. Und in den Ecken der Säle waren Nischen gebildet, hier von dichten Orangenbäumen, dort von schwerseidnen Vorhängen, hinter denen man sich plötzlich in muschelverzierten Grotten befand, in deren Mitte Springbrunnen mit Rosenöl und duftigen Essenzen plätscherten. Und immer neue Ueberraschungen, neue Grotten und Haine inmitten der kostbaren Säle boten sich den Augen des Beschauers dar. Bald befand man sich plötzlich in einem stillen, nur von einer einzigen Ampel erleuchteten Boudoir, auf dessen Tischen die herrlichsten Kupferstiche und seltensten Handzeichnungen ausgebreitet waren; dann wieder trat man in einen andern Saal, der im

Glanz tausendfacher Kerzen funkelte, in welchem Musik erschallte, und die schön geputzte Menge in buntem Gewoge auf- und niederwallte; dann öffnete sich wiederum hier und da eine Grotte, oder durch die geöffneten Thüren trat man hinaus in den Garten, in dessen duftigen, von vielfarbigen bunten Lampen erhellten Gängen man der balsamischen Kühle des Abends genoß, oder den Klängen der Musikchöre lauschte, die hier und da im Gebüsche versteckt waren, oder auch, dem Gedränge und der Helle entfliehend, in den schattigern und einsamern Alleen auf irgend einer Rasenbank, unter irgend einem Myrthengesträuch sich ein Plätzchen suchte, sei's nun, um einsam zu träumen, sei es, um in süß verschwiegener Traulichkeit seinen Arm zu schlingen um ein geliebtes Weib, das, den verstohlenen Wink verstehend, langsam und unbemerkt auch hierher gekommen war und freundlich sich hier finden ließ in dieser süßen Stille. —

Aber der Mittelpunkt des Festes war doch der große, ungeheure Riesensaal, den der Cardinal eigens zu diesem heutigen Feste in der Mitte des Gartens hatte errichten lassen. Die Wände von Blumen und Gaze waren durch mehr denn hundert vergoldete Säulen verbunden, an deren jeder große Schalen und Girandolen mit Naptha brannten und ein lichtes Strahlenmeer verbreiteten. Seidene Fußteppiche bedeckten den Boden, und über dem Ganzen dieses ungeheuren Riesensaales

wölbte sich als Plafond der von tausend funkelnden Sternen bedeckte Himmel. Auch hier waren überall Nischen und Grotten angebracht; in ihnen konnte man, mitten im Gewühl des lautesten Treibens und der glänzendsten Gesellschaft, der Einsamkeit genießen, und sich ein wenig erholen von dem glänzenden Getümmel.

Nur eine dieser Nischen war, so schien es, der Gesellschaft ganz unzugänglich, und dennoch war es gerade diese, welche die Neugierde Aller erregte und der sich Alle flüsternd nahten, bemüht, hinter die dichten seidenen Vorhänge zu schauen, welche hier angebracht waren, und vor denen zwei reich gallonirte Diener des Cardinals auf- und abgingen, mit feierlichem Ernste, aber mit tiefer Unterwürfigkeit Jeden bittend, sich dem Wunsche des Cardinals zu fügen, und vorerst sich den Vorhängen nicht zu nahen, sondern die Lösung des Räthsel, welches sich dahinter verberge, abzuwarten.

Einige Stufen führten hinauf zu dieser verschlossenen und verhüllten Nische; diese Stufen waren mit Rosen bestreut, das sah man wohl, aber wohin führten diese Stufen, und was war verborgen hinter diesen Vorhängen?

Eine köstliche Ueberraschung gewiß, denn der Cardinal Bernis verstand sich darauf, seinen Gästen Ueberraschungen zu bereiten und sie angenehm zu zerstreuen. Die Damen und Herren, die Cardinäle und Kirchenfürsten drängten sich um ihn und baten um Lösung dieses Räthsels, um Aufklärung dieses Geheimnisses!

Ich bin selber nicht eingeweiht, sagte der Cardinal lachend, irgend eine Gottheit scheint sich dort niedergelassen zu haben, oder Sie haben Recht, und es ist eine Sphinx, welche von dort aus uns ihre Räthsel aufgeben will. Aber lassen Sie uns sehen, welche verspätete Gäste uns dort noch kommen.

Und der Cardinal näherte sich mit geschäftiger Eilfertigkeit dem Haupteingange des Saales, dessen Vorhänge eben zurückgeschlagen wurden, und hinter welchen Natalie an der Hand des Grafen Paulo erschien.

Wie geblendet von der Helle, die sie plötzlich umrauschte, stand sie einen Augenblick still, eine Purpurgluth überzog ihre zarten Wangen, und sich fester auf Paulo's Arm lehnend, flüsterte sie: schütze mich, Paulo, ich habe Furcht, es wird mir so bange unter dieser Menge.

Eben schrie der Thürsteher mit Stentorstimme in den Saal hinein: Prinzessin Natalia Tartaroff und der Graf Paulo!

Bei dem Klange dieser fremden Namen wandten sich aller Blicke der Thür zu, und alle diese flammenden, neugierigen, spähenden Augen richteten sich auf dieses junge Mädchen, um mit Bewunderung und Staunen auf ihr zu haften.

Aber Natalie gewahrte es nicht. Sie blickte mit einem freudigen Lächeln auf Paulo hin, und ein stolzes Glück strahlte aus ihren Zügen, sie hatte also einen Namen, sie war keine verlassene, namenlose Waise mehr.

Endlich war das Räthsel ihrer Geburt ihr gelöst, und um was sie so lange gebeten und gefleht, das hatte ihr Paulo heute als Ueberraschung gewährt.

Er hatte ihr und der Welt zu gleicher Zeit ihren Namen verkündet, und sie war nicht nur keine Namenlose, sie war eine Prinzessin, sie nahm einen Rang ein in der Gesellschaft, und Graf Paulo und Carlo hatten sich ihrer nicht zu schämen. Aber wo war Carlo? Als sie seiner gedachte, verschwand schnell dieses Gefühl des aufwallenden Stolzes aus dem Herzen des jungen Mädchens, sie vergaß, daß sie eben eine Prinzessin geworden, um sich nur zu erinnern, daß Carlo, ihr Gesanglehrer, ihr versprochen, auch bei diesem Feste gegenwärtig zu sein, und sich zu wundern, daß sie ihn nicht entdecken konnte in dem bunten Gewühl.

Das bemerkte sie gar nicht, daß in dem Saale seit ihrem Erscheinen eine tiefe Stille eingetreten war, daß noch immer Aller Blicke auf sie gerichtet waren, daß man heimlich zu einander flüsterte, und in halblaute Aeußerungen des Staunens und Entzückens ausbrach, sie sah nicht, wie die Schönen hier und da erbleichten, und sich unwillig auf die stolze Lippe bissen, sie sah nicht, wie die Augen der Männer glühten, und welche Blicke die Herren Cardinäle und frommen Kirchenfürsten auf sie richteten.

Sie war so unbefangen, dieses holde Kind, sie wußte nicht, wie schön sie war. Und doch war sie heute von

einer wundervollen, rührenden Schönheit. Wie eine Lilie so zart und weiß stand sie da in dem schweren weißen Atlasgewande, das ihre leichte graziöse Gestalt umhüllte, und die Brillanten, welche ihr Haar, ihren Hals und ihre Arme schmückten, funkelten an ihr wie die von der Sonne beschienenen Thautropfen im Kelche der Lilien. So schön war sie, daß selbst der Cardinal Bernis einen Augenblick wie geblendet, ganz sprachlos und stumm vor ihr stand, und keinen Ausdruck zu finden wußte für sein Erstaunen und seine freudige Ueberraschung.

Oh, sagte er endlich lächelnd, und sich tief vor ihr verneigend, ich werde mit dem Grafen Paulo zu zanken haben. Er versprach uns die Gegenwart eines sterblich geborenen Weibes, und jetzt führt er eine Göttin in unseren Kreis, die mit lächelnder Verachtung auf uns arme Menschenkinder herniederblicken muß.

Natalie lächelte. Ich weiß, sagte sie mit ihrer lieblich hellen Kinderstimme, ich weiß, daß der Cardinal Bernis ein Dichter ist, und es wird ihm daher gar nicht schwer, ein junges Mädchen in eine Göttin zu verwandeln. Auch ist dies nicht das erste Mal, daß er so thut. Ich entsinne mich eines lieblichen Gedichtes von Ihnen, es ist die Klage eines Schäfers, der seine Geliebte für eine Göttin hält, weil sie gar so schön ist, und zuletzt ist sie keine Göttin, sondern ganz das Gegentheil, ein rechter kleiner Zankteufel, der nichts Schönes

an sich trägt, als sein schönes Angesicht. Hüten Sie sich, Cardinal, daß es Ihnen mit mir nicht auch so gehe, wie dem Schäfer in Ihrem lieblichen Gedicht!

Sie sagte das mit so kindlicher Unbefangenheit, mit einem so heitern, scherzenden Ton, daß der Cardinal wie berauscht ihr zuhörte, und mit unverhehlter Bewunderung in dieses zarte, kindlich reine Antlitz schaute, über das noch kein Zug des Schmerzes und kein Seufzer des Kummers dahingegangen war.

Ohne etwas zu erwiedern, nahm er ihren Arm, und den Grafen Paulo an seine Seite winkend, führte er die Prinzessin dem Kreise der Damen zu. —

Hinter diesen verschlossenen Vorhängen, welche noch immer die geheimnißvolle Nische verhüllten, war es indeß lebendig geworden. Geschäftige Diener eilten hin und wieder, um Lampen anzuzünden und die Blumen und Festons und die Draperien zu ordnen. Es schien, man hatte hier eine kleine Bühne errichtet, und das große Wandgemälde, welches den Hintergrund dieser Bühne bildete, trug ganz das Aussehen einer Decoration. Seitwärts führte ein Vorhang in einen zweiten größeren Raum, der zu einer Art Garderobe bestimmt schien. Ein großer an den Seiten erleuchteter Spiegel befand sich in der Mitte des Gemaches, und vor diesem stand ein junges Weib, sich selber in höchster Aufmerksamkeit betrachtend, hier an ihrer Toilette zupfend und dort irgend eine Schleife, eine Blume in Ordnung bringend.

Sie war es offenbar, welche auf der Bühne da draußen erscheinen sollte, ihr Anzug verrieth es! Das war nicht der Anzug, wie ihn die Mode erheischte, und wie die vornehmen Damen der römischen Gesellschaft ihn trugen; es war ein ideales, griechisches Kostüm, das wie dazu geschaffen schien, um die Schönheit dieses Weibes nur noch üppiger und lockender hervortreten zu lassen.

Schön war sie, dieses Weib mit den glühenden, schwarzen Augen und dem dunklen, glänzenden Haar, das sie im Nacken in einen griechischen Knoten zusammengeschlungen hatte. Schön mit diesem Lorbeerkranz, der auf ihrer hohen Stirn ruhte, schön in diesem durchsichtigen griechischen Gewande, das ihre volle edle Gestalt umwallte, schön mit diesen vollen, ganz entblößten Armen, die mit goldenen Spangen geziert waren, schön mit diesen stolzen, edlen Formen ihres Nackens und diesen ganz freien, entblößten Schultern.

Sie war ihrer Erscheinung nach eine Griechin, nur das Antlitz war nicht das einer Griechin. Es fehlten ihm die edlen Formen, die stille Heiterkeit und Ruhe, die selbst in der Ueppigkeit noch sittsame Schönheit der Griechinnen.

Sie stand vor dem Spiegel und betrachtete sich, und ihre Lippen murmelten dabei leise Worte, und zuweilen schweiften ihre Augen von dem Spiegel zu dem kleinen Tische, der daneben stand, und auf welchem mehrere aufgeschlagene Bücher lagen.

Was murmelte sie, und was las sie aus diesen Büchern? Seltsam, es waren einzelne, unzusammenhängende Worte, welche sie sprach, Worte, welche nichts mit einander gemein hatten, als den Klang, die Melodie, — es waren Reime, aber ohne Zusammenhang und Sinn, ohne innere geistige Vermittelung. So, sagte sie jetzt mit einem zufriedenen Lächeln, jetzt bin ich vollkommen gerüstet und gewaffnet. Alle diese Reime Tasso's und Petrarca's, sie sind mir jetzt ganz fest und gegenwärtig, und ich habe nicht zu fürchten, daß ich bei irgend einem Reime stocken könnte! Ach, sie sollen mich bewundern, diese guten Römer, ich will sie begeistern und entflammen, und alle meine verliebten Herren Cardinäle in eine solche Extrase setzen, daß sie diesen albernen, halsstarrigen Papst endlich überreden müssen, wider seinen Willen selbst mein einziges Begehren und Wünschen zu erfüllen! Ich will's erreichen, beim ewigen Gott, ich will's, und müßte ich darüber meine Seligkeit und meine Ehre verpfänden.

Sie betrachtete sich wieder im Spiegel.

Ja, sagte sie, ich bin schön! Und wenn ich schön bin, fuhr sie nach einer Pause fort, wie kommt es denn, daß Carlo mich nicht mehr liebt? Ach, dieser Treulose, mich zu verrathen, mich zu verlassen, während ich ihn noch liebe!

Eine dunkle Röthe des Zornes bedeckte jetzt ihre Wangen, und die Hände drohend emporhebend, fuhr

sie mit zusammengepreßten Lippen fort: Und mich zu verlassen um eines anderen Weibes willen, mich, den Stolz und das Entzücken von ganz Rom, mich, der alle Fürsten und Cardinäle huldigen! Ach, während Tausende zu meinen Füßen liegen und um einen Blick, ein Lächeln buhlen, wagt es dieser kleine, unbekannte Sänger, mich zu verschmähen und meine Liebe zu verspotten.

Und warum sollte er es nicht wagen? fragte eine Stimme hinter ihr, und das Antlitz eines jungen Mannes ward sichtbar.

Carlo! rief sie, und eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Er wehrte sie fast unsanft zurück. Du vergißt, sagte er, daß dieser kleine, unbedeutende und unbekannte Sänger Dich nicht mehr liebt, Corilla! Gönne also den Tausenden, welche zu Deinen Füßen schmachten, immerhin ein wenig von Deinem anlockenden Lächeln und von Deinen glühenden Blicken, ich habe nichts dagegen und bin ganz und gar nicht eifersüchtig!

Du sollst es aber sein, rief sie wild mit den Füßen stampfend. Ich sage Dir, ich leide es nicht, daß Du mich verläßt, ich will von Dir geliebt sein, und Niemand sollst Du anblicken, und Niemand sollst Du lieben dürfen als mich allein.

Carlo brach in ein lautes, spöttisches Gelächter aus, dann sagte er ernst und stolz: Ich bin ein Neapolitaner, und bei uns läßt man sich zur Liebe nicht zwingen,

und kein Weib darf da befehlen: Du sollst mich lieben! — Ich will nicht, Signora Corilla!

Du willst nicht, schrie sie zähneknirschend. Dann wehe Dir und ihr!

Ich fürchte keine Schlangen, sagte Carlo lachend, und wenn mich eine Natter stechen will, zertrete ich sie mit dem Fuße!

Aber fürchte, fürchte mindestens für sie, welche Du liebst, sagte sie drohend. Oh, Du meintest wohl, ich würde dieses Geheimniß Deiner neuen Liebe nicht entdecken können und sie nicht ausspähen, diese neue Göttin, welcher Du Dein Herz geweiht hast? Zittre also jetzt, denn ich, ich kenne sie. Ich kenne den Garten, welchen sie bewohnt, und eine Stelle giebt es in der Mauer, just ihrem Lieblingsplatze gegenüber, wer diese Stelle kennt, und eine geschickte Hand besitzt, und einen scharfen Dolch, der wird ihn so zu schleudern wissen, daß er ihr die Brust durchbohrt.

Carlo empfand einen Todesschrecken, er fühlte sein Herz in seiner Brust erstarren, aber er raffte sich gewaltsam zusammen, und sagte mit einem verächtlichen Lächeln: Der Cardinal Francesko Albani besitzt freilich unter seinen Bravi viel solcher geschickten Hände, und sicherlich bedarf es nur einiger Deiner vielgepriesenen Blicke, um Dir von ihm einige dieser geschickten Diener zu erwerben.

Die Signora biß sich leicht auf die Lippen. Du

spottest meiner, sagte sie fast schmerzlich, und doch solltest Du bedenken, daß es nur die Liebe ist, welche mich so wild macht, und mein Herz mit Rachedurst erfüllt. Mein Gott, Carlo, ich liebe Dich so heiß.

Und das schöne, glühende Weib neigte sich demüthig und flehend vor ihrem Geliebten.

Dieser sagte lachend: Wie gut Du das zu sagen weißt, mit welchen Variationen und Modulationen! Ich hörte es Dich gestern zum Cardinal Albani sagen, es klang wohl anders, aber nicht minder glühend, und nicht minder heiß!

Du weißt, warum ich's thue! sagte sie. Er ist ein Thor, den ich nur mit zärtlichen Worten gewinnen und ihn zu meinem Werkzeuge machen kann. Du weißt es, welches das Ziel ist, nach welchem ich strebe und das ich erreichen muß um jeden Preis! Ach Carlo, wenn man mich einst auf dem Capitole krönt, dann, das weiß ich, wirst Du mich wieder lieben müssen!

Niemals wieder, sagte er hart und rauh.

Ist das Dein letztes Wort? schrie sie flammenden Auges, mit dem wilden Zorn einer Tigerin.

Es ist mein letztes Wort!

Sie flog zu ihm hin wie eine Rasende, sie packte seine Hände und sah ihm starr in's Gesicht.

Undankbarer! sagte sie zähneknirschend. So lohnst Du mir meine Liebe, so vergilst Du mir Alles, was ich für Dich gethan! Kannst Du's vergessen, daß ich es

war, welche Dich der Armuth und Niedrigkeit entrissen? Was warst Du weiter, als ein armer, von Niemand beachteter Sänger, der auf den Straßen sang und dem man kümmerliche Gaben reichte? War ich es nicht, die Dich von dieser Schmach errettete und Dich kleidete und Dir Wohnung gab? War ich es nicht, welche Dir einen Namen gab, und Dir Ansehen und Achtung verschaffte, indem ich Dich zu meinem Sänger und Begleiter machte, und Dich zu meinen Improvisationen die Harfe spielen ließ? Wie, hat nicht ganz Rom Dich bewundert, wenn Du die Canzonen sangst, welche ich für Dich gedichtet, und habe ich Dir so nicht Ehre und Ansehen verschafft, und aus einem niedrigen Bettler einen vielgepriesenen Menschen gemacht? Geh, Du darfst mich nicht verlassen, denn Du bist mein Geschöpf, mein Eigenthum!

Er stieß sie wild zurück und sein Auge flammte in wildem Zorn. Signora, sagte er mit wuthzitternden Lippen, Ihr habt das letzte Band zerrissen, das mich an Euch fesselte, und indem Ihr Eure Wohlthaten mir vorhieltet, habt Ihr sie vernichtet! Jetzt haben wir nichts mehr gemein mit einander, als vielleicht den gegenseitigen Haß, und der wird länger dauern als unsere Liebe, hoffe ich!

Und Carlo näherte sich der Thür. Corilla stürzte ihm mit einem Ausruf des Entsetzens nach.

Du willst mich jetzt verlassen, schrie sie angstvoll, jetzt, in dieser Stunde, wo ich Deiner so sehr bedarf.

Jetzt, wo ich vor dem Adel und vor allen den versammelten Nobili einen neuen Triumph meiner Kunst feiern soll? Wo aller Augen erwartungsvoll nach jenem Vorhang blicken, hinter welchem ich erscheinen soll? Nein, nein, Carlo, aus Erbarmen, nur eine Stunde, nur diesen Abend noch bleibe bei mir.

Carlo lächelte verächtlich. Ich bleibe, sagte er, denn ich habe es ihr versprochen, daß sie Dich hören soll!

Sie ist also gekommen? rief sie mit wilder Freude.

Sie ist hier! sagte er lakonisch.

Corilla hörte nicht mehr auf ihn, sie ging mit stolzer, triumphirender Miene auf und ab, und ein grausames, schadenfrohes Lächeln umspielte ihre Lippen.

In diesem Augenblicke klopfte es leise an die Thür, diese ward geöffnet, und ein Mann erschien auf der Schwelle und blickte mit einem grinsenden Lachen in das Zimmer hinein.

Corilla gab ihm ein Zeichen und deutete verstohlen auf Carlo hin, der, ihr den Rücken halb zugewandt, nichts zu ahnen schien von dem, was hinter ihm geschah. Aber er sah es dennoch, er sah in dem hohen Spiegel, welcher in der Mitte des Zimmers stand, wie Corilla diesem Manne, der die Livree des Cardinals Francesko Albani trug, Zeichen des Einverständnisses machte, er sah, wie dieser ihr mit dem Kopfe nickte, wie er die Finger bewegte und ihr Antwort gab, und wie er dann einen Dolch hervorzog und ihn drohend über seinem Haupte schwang.

Oh, Carlo hatte sehr wohl verstanden, was dieser Mann gesagt, er auch verstand diese Sprache der Finger, diese vielgeübte Sprache der Römer und Neapolitaner.

Der Mann hatte gesagt: Sie ist hier, die schöne Dame! Sie kann uns nicht mehr entgehen!

Ihr werdet sie treffen? hatte Corilla gefragt.

Der Mann hatte den Dolch über seinem Haupte geschwungen und zwei Finger seiner Rechten emporgehoben. Das hieß: In zwei Stunden wird sie ermordet!

Gut! Ihr sollt mit mir zufrieden sein! war Corilla's Antwort gewesen.

Die Thür war wieder geschlossen. Corilla wandte sich lächelnd zu Carlo hin, ihr früherer Groll schien verschwunden, sie war ganz Heiterkeit und Anmuth.

Carlo, sagte sie, ihm die Hand darreichend, wie gut Du bist, daß Du mich nicht verläßt. Wir wollen jetzt immerhin beginnen. Ich fühle mich ganz Gluth und Begeisterung, ganz Lust und Wonne. Ah, ich werde die guten Römer entzücken, denke ich!

Wie lange dauert die Improvisation? fragte Carlo rauh.

Nun ein, zwei Stunden, je nach dem Entzücken unsers Publikums.

Wenn diese Farce heute länger als eine und eine halbe Stunde dauert, so werfe ich die Harfe hin und gehe davon, sagte Carlo streng. Das schwöre ich Dir

bei dem Geiste meiner Mutter! Denke daran, ich werde Dir die Uhr von Viertelstunde zu Viertelstunde zeigen!

Du bist ein Tyrann, sagte sie lachend. Aber ich werde Dir gehorchen müssen. Gieb also immerhin das Zeichen, daß wir bereit sind!

IX.

Die Improvisatrice.

Die ganze Gesellschaft des Cardinals Bernis war in dem Riesensaale versammelt, und Aller Augen blickten jetzt gespannt auf den geheimnißvollen Vorhang, welcher noch immer nicht geöffnet war.

Jetzt ertönte eine kleine Glocke, und der Cardinal Bernis wandte sich lächelnd zu Natalien, welche an seiner Seite saß. Ich denke, dieses Mysterium wird sich uns jetzt enthüllen, sagte er.

Und ich ängstige mich fast davor, flüsterte das junge Mädchen, mit einer lieblichen Bewegung ihre Hand an ihr Herz legend. Mir klopft das Herz so allgewaltig und stürmisch, als solle da drinnen in meiner Brust sich mir auch ein Mysterium enthüllen und zur Klarheit gelangen. Glauben Sie denn an Ahnungen, Herr Cardinal?

Bernis hatte nicht Zeit ihr zu antworten. Eben

flog der Vorhang auf, ein allgemeines Ah! der Bewunderung ertönte, und plötzlich hingerissen von Freude und Begeisterung brach die Gesellschaft in ein langdauerndes, ungeheures Beifallsrufen aus, und Alles rief und jauchzte: Evviva Corilla! L'improvisatrice Corilla!

Und in der That, es war ein wundervolles Bild, welches den Blicken der Gesellschaft sich darbot. Diese blumenbestreuten Stufen, sie führten hinauf zu einem Altare, auf dessen Mitte zwischen Blumengewinden zwei dunkelrothe Flammen emporzuckten. An diesem Altare lehnte, erhaben und groß wie eine griechische Priesterin, die Improvisatrice Corilla. Das Auge gen Himmel gewandt, das Antlitz von den dunkelrothen Flammen, wie mit Rosengluthen angehaucht, den rechten halb emporgehobenen Arm an eine Urne gelehnt, welche seitwärts auf dem Altare stand, den linken Arm emporgestreckt gen Himmel, so glich sie einer gottbegeisterten Priesterin, welche soeben eine Botschaft ihres Gottes empfängt, mit entzücktem Lauschen, mit angehaltenem Athem, mit halb geöffnetem Munde ihres Gottes Stimme vernimmt, und in seliger Berauschung, der Welt vergessend, mit Blicken und Gedanken sich aufwärts schwingen möchte.

Und während Corilla noch immer wie in begeistertem Schauen unbeweglich dastand, begannen leiswehende Harfenklänge, sie wurden stärker und voller, jetzt ertönten sie

mit rauschendem Jubel, und brausten mit mächtigem Klange dahin. Von Corilla ab lenkten sich Aller Blicke auf Carlo, welcher in leichter griechischer Jünglingstracht, die Harfe im Arm, an den im Hintergrunde der Bühne aufgestellten blühenden Granatenbäumen lehnte, und mit seinem bleichen ernsten Gesicht, mit seinen edlen männlichen Zügen einen schönen Gegensatz bildete zu der von Begeisterung und Liebe strahlenden Priesterin Corilla.

Natalie fühlte es wie einen leisen Stich in ihrem Herzen, unwillkührlich griff sie mit der Hand nach ihrem Busen. Es war ein seltsames, wunderbares Gefühl, welches sich in ihr regte, halb gehörte es der Freude an, ihren Freund dort zu sehen und zu hören, wie man in halblauten Worten seine Schönheit pries und sein wundervolles Harfenspiel, halb wieder fühlte sie sich schmerzlich bewegt, -- sie wußte nicht weshalb, aber als ihr Blick, welcher eben dem seinen begegnet war, sich von ihm abwandte und zu Corilla hinüberschweifte, sagte sie ganz traurig zu sich selber: sie ist viel schöner, als ich es bin!

Jetzt öffnete Carlo die Lippen, und zu einer einfachen, schönen Melodie sang er mit wunderherrlicher Stimme ein einleitendes Lied, das gewissermaßen vorbereiten sollte auf die kommende Feier. Als er dies geendet, schlüpften hinter den Granatenzweigen zwei liebliche Amoretten hervor und eilten mit silbernen Schalen in den Händen die Stufen hinunter in den Kreis der Gäste,

sie in lieblichen Worten auffordernd, Themata für die große Improvisatrice Corilla in die silbernen Schalen zu werfen.

Dann eilten sie wieder empor zu dem Altare und warfen die beschriebenen Zettelchen in die Urne. Die Harfenklänge begannen auf's Neue, und mit feierlichem Ernste, Angesicht und Blick noch immer gen Himmel gewandt, zog Corilla einen dieser beschriebenen Streifchen Papier aus der Urne hervor. Der Zufall war ihr günstig gewesen, oder auch ihre eigene Geschicklichkeit.

„Sappho's Liebesklage, bevor sie sich vom Felsen stürzt," das war das Thema, welches man von ihr begehrte.

Sofort nahmen Corilla's Züge einen schwermüthigen Ausdruck an, ihre Augen flammten in unheimlichem Feuer, der vorher gen Himmel gehobene Arm sank schlaff an ihrem Körper herab, das Haupt neigte sich, einer geknickten Rose gleich, auf ihre Brust, der andere Arm schloß sich krampfhaft um die Urne, und in dieser Stellung glich sie in der That einer Trauernden, Zerbrochenen, welche über der Aschenurne ihres verlorenen Glückes weint; jetzt war sie die Verstoßene, Verlassene, die bereit ist, das Leben von sich zu werfen, und über finstern Todesgedanken brütet. — Und während ihr Antlitz diesen Ausdruck annahm, und sie, vor sich zur Erde niederstarrend, über ihrem unheilsvollen Sapphoschicksal mit

grollendem Herzen zu sinnen schien, dachte Corilla: das ist ein ganz allerliebstes Thema, welches der gute Cardinal Albani mir da hineingeworfen. Ich fand es gleich heraus an der kleinen Kugel, welche er, wie er es mir zuvor gesagt in dem Papier befestigt hatte. Dieser Cardinal ist wirklich sehr liebenswürdig, und ich werde ihm einen Kuß bewilligen müssen für seine Güte!

Nun hob sie den Blick mit einem finstern Ausdruck wieder empor, und mit hochwallendem Busen, mit fieberisch fliegendem Athem begann sie die Liebesklage der Sappho. Bald wie Donnergerolle, bald wie Flötengelispel tönte diese liebliche, bilderreiche Sprache Italiens von ihren Lippen, wie Musik erklangen diese vollen, künstlichen Reime, von denen nur wenige der Zuhörer ahnten, daß sie dem Tasso entnommen seien. In italienischer Sprache zu improvisiren ist eine sehr leichte und dankbare Aufgabe. Was Wunder, daß sie Corilla so entzückend löste. Es kam dabei nicht auf Gedanken an, man fragte nicht nach dem Kern, man ließ sich genug sein an der glänzenden Schale, und nicht der Sinn ihrer Worte, sondern die Melodie derselben war es, welche man bewunderte. Man lauschte nicht auf die Gedanken, sondern nur auf den Reim, und mit freudigem Erstaunen und bewundernden Blicken schaute man einander an, wenn, Dank den Studien, welche Corilla in Tasso, Marino und Ariost gemacht, auf die schwierig-

sten Worte selbst der Reim sich wie von selbst einzufinden schien.

Lauter Beifallssturm ertönte, als Corilla verstummte; aus einem Taumel erwachend, mit irren Blicken und staunenden Zügen, schaute sie umher, als begriffe und wisse sie nicht, von wannen sie komme und in welcher fremden Umgebung sie sich jetzt befände.

Dann nach einer Pause, welche Carlo mit seiner Harfe ausgefüllt, griff sie abermals in die Urne und zog ein neues Thema hervor, und abermals schien die Begeisterung über sie zu kommen, der heilige Pfingsttag ihrer Muse sich zu erneuern. Immer stürmischer, immer rauschender ertönte das Beifallsgejauchze der Hörer, es war wie ein einziger Donner des Entzückens, eine wahre Freudensalve. Es begeisterte Corilla zu immer neuen Improvisationen, sie griff immer wieder hinein in die Urne und zog neue Themata hervor, sie schien ganz unerschöpflich heute.

Jetzt ist's genug, flüsterte Carlo, als sie eben wieder ein Thema genommen. Du hast nur noch eine Viertelstunde Zeit!

Nur dies eine Thema noch, bat sie leise. Es ist ein sehr glückliches, es wird mir alle die Herren Cardinäle und Prälaten gewinnen!

Noch eine Viertelstunde, dann ist Deine Zeit um, sagte er. Gedenke meines Schwures, ich halte Wort!

Eine namenlose Angst, eine quälende Unruhe über-

kam ihn, kaum hatte er Kraft und Besinnung, Corilla zu begleiten, welche eben in schönen Versen die Frage erörterte: „welches Rom ist das glücklichere, das alte oder das neue?“

Starr und unverwandt blickte Carlo auf Natalie hin, es ängstigte ihn fürchterlich, nicht neben ihr zu sein, nicht jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Schritte überwachen zu können, es schien ihm, als sähe er schon jenen wildblickenden Mann mit dem geschwungenen Dolche heranschleichen.

Und sie, war sie nicht bleich wie eine Lilie, mein Gott, schien sie nicht in diesem weißen Gewande schon jetzt eine Braut des Todes zu sein?

Ich muß zu ihr hin, ich muß sie beschützen oder sterben, dachte er, und mit einem drohenden Blick auf Corilla zeigte er ihr die Uhr. — Corilla las in seinen Mienen, daß es ihm Ernst sei mit seiner Drohung. Und gleichsam, als ob die Begeisterung ihren Worten Flügel verleihe, sprach sie wie in einem Sturme innerer Aufregung weiter, und mit flammenden Worten entschied sie: das neue Rom sei das glücklichere, denn es habe seinen heiligen Vater der Christenheit, seinen Papst und seine Cardinäle!

Jetzt kannte der Jubel, das allgemeine Entzücken keine Grenzen mehr. Man sah da Cardinäle, welche weinten vor Begeisterung und Freude, Andere, welche mit salbungsvollen Worten der großen Improvisatrice

den Segen ertheilten, und Alles drängte und eilte zu der Tribüne hin, um sie im Triumphe die Stufen hinunter und in die Gesellschaft zu geleiten.

Ein schneller Gedanke der Rettung war wie ein Blitz in Carlo's Seele emporgetaucht.

Sie muß ganz abgesondert werden von der Gesellschaft, und dann werde ich suchen, diesen Menschen aufzufinden, und ihn unschädlich machen, dachte er.

Mit Gewalt brach er sich Bahn durch die Menge, welche Corilla umdrängte, und jetzt stand er neben dem Cardinal Bernis, an dessen Seite sich noch immer Natalie und der Graf Paulo befanden.

Ihr habt die Leier geschlagen wie Apoll, rief der Cardinal dem Sänger entgegen.

Carlo verneigte sich lächelnd und sagte hastig: und wißt Ihr auch, Eminenz, daß eine viel größere Dichterin und Improvisatrice, als unsere Corilla, in Eurer Gesellschaft ist?

Der Cardinal drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Armer Carlo, dahin schon ist es gekommen, sagte er. Ihr seid eifersüchtig auf unser Entzücken und wollt Corilla's Ruhm schmälern, um sie mehr Euer Eigen zu nennen!

Ich spreche die Wahrheit, rief Carlo, eine Dichterin ist unter uns, welche die Musen selber geweiht haben, eine Improvisatrice, nicht von menschlichem Machwerk sondern von Gottes Gnaden, welcher die Engel die

Reime zuflüstern und die Musen die Gedanken eingeben! —

Und wer ist denn diese gottbegabte Künstlerin, diese geweihte Tochter der Musen? fragte der Cardinal befrembet.

Carlo deutete auf Natalie hin, und verneigte sich vor ihr tief bis zur Erde.

Prinzessin Tartaroff? fragte Bernis erstaunt.

Daß sie eine Prinzessin ist, wußte ich nicht, sagte Carlo, aber daß sie eine Dichterin ist, das weiß ich!

Was war es, das in diesem Moment in der Seele des jungen Mädchens sich regte? Sie empfand jetzt eine stolze, selige Freude, und vorher hatten sie doch Corilla's Triumphe so traurig gemacht. Es war, als wenn die Begeisterung in ihr die Flügel hob, als ob das Wort, das rechte Wort sich auf ihre Lippen drängte, als ob sie diese Lust und diesen Schmerz, welchen sie zu gleicher Zeit empfand, hinausklagen, hinaussingen müsse in die Welt, in die Luft hinein. Ein echtes und reines Kind der Natur, fühlte sie in sich den natürlichen Drang, in Worten, in Tönen, ja auch in Thränen, das auszuströmen, was ihre Seele bewegte und dem sie doch keinen Namen zu geben vermochte!

Cardinal Bernis hatte sich bittend zuerst an den Grafen Paulo gewandt, er hatte ihn um die Erlaubniß gebeten, sich an des Grafen Mündel, die junge Prinzessin, wenden zu dürfen mit der Bitte, die Gesellschaft

durch eine ihrer Improvisationen zu überraschen und zu entzücken. Andere, in der Nähe Stehende hatten dies gehört und mischten sich in's Gespräch, und vereinigten ihre Bitten mit denen des Cardinals. Und immer Mehrere drängten sich herzu, immer stürmischer ward die Bitte um eine Improvisation; man vergaß einen Augenblick die große, gefeierte Improvisatrice Corilla, mit gespannter Erwartung, mit fiebrischer Neugierde wandte man sich dem neuen, unbekannten Sterne zu. Corilla stand allein, nur der Cardinal Albani blieb an ihrer Seite, aber seine zärtlichen Worte vermochten den rasenden Sturm der Eifersucht, der ihre Seele durchtobte, nicht zu beschwichtigen.

Immer dringender ward das Flehen und Bitten der neugierigen Römer; Graf Paulo, von allen Seiten umdrängt, hatte endlich seine Einwilligung gegeben, und die Entscheidung seinem Mündel, der jungen Prinzessin, selber überlassen.

Und Natalie? Sie war ein so wundervolles, unbefangenes Kind der Natur, daß sie gar keine Scheu empfand vor dieser Menschenmenge es war noch so viel Vertrauen und Glauben, so viel Zuversicht und Menschenliebe in ihr. Sie dachte: warum sollte ich diesen guten Menschen, welche mit so liebevoller Theilnahme sich mir nahen, nicht eine kleine Freude machen? Und weshalb sollte ich vor ihnen zittern? Hat mir Paulo nicht gesagt, ich sollte denken, ich sei in meinem Garten,

und es wären nur die Blumen und Bäume meines Parks, welche mich anschaueten mit menschlichen Gesichtern? Nun wohl, ich will so denken und zu meinen lieben Blumen und Bäumen sprechen!

Sie winkte Carlo mit einem lieblichen Lächeln, und von seiner Hand geleitet, eilte sie die Stufen hinan. Und wie man sie jetzt dort oben erblickte, dieses zarte, liebliche Mädchen, wie man sie sah in ihrer unberührten, jungfräulichen Schönheit, mit diesem kindlichen Ausdruck ihrer edlen Züge, mit diesen Augen, die von Lust und Begeisterung strahlten, da erhob sich ein solcher Sturm des Beifalls, daß Natalie leise in sich selber erbebte, und mit holdem Lächeln zu Carlo sagte: die Menschen sind viel windiger und rauschen viel stürmischer, als die Lorbeern in unserm Garten, aber sie machen's nicht so melodisch, und es thut Einem fast das Herz dabei weh.

Jetzt näherte sich ihr der Cardinal mit der silbernen Schaale. Diesmal hatte er selbst es übernommen, die Themata einzusammeln, und mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung reichte er sie der Prinzessin dar. Sie nahm mit lachender Grazie eins dieser Blättchen und entfaltete es. Die Aufgabe war: „Sehnsucht nach der Heimath!“

Das war ein Thema, ganz gemacht, Natalien zu begeistern, alle die Gefühle der Sehnsucht, des Schmerzes, der Liebe und der Rückerinnerung in ihr wach zu rufen. Und sie empfand es plötzlich wie einen kalten Schauer in ihrem Herzen, sie blickte umher, und fühlte

sich plötzlich verlassen und allein, überall nur neugierige Gesichter, nur fremde, sie anstarrende Augen!

Sie auch war eine Heimathslose, Ausgestoßene, und eine unendliche Sehnsucht nach dieser fernen, unbekannten Heimath ihrer Kindheit überkam sie jetzt.

Vielleicht hatte es Carlo verstanden, ihre Gedanken auf ihrem Antlitz zu lesen; leise und klagende Melodien entströmten seiner Harfe, es war wie das Säuseln ferner Erinnerungen, wie das Seufzen schluchzender Sehnsucht. Und Natalie, hingerissen von diesen Tönen, Alles um sich her vergessend, nur eingedenk des fernen Glückes ihrer Kindheit, und der schönen Frau, welche sie so sehr geliebt, begann zu singen. —

Was sie sprach, und was sie sang, sie wußte es nicht! Sie stand da, wie emporgehoben von innerer Begeisterung, ihr Auge leuchtete und starrte hinein in die Ferne, und die Bilder, die sie dort sah, machten sie lächeln und weinen zugleich. Die ganze Gluth, die ganze Kindlichkeit und Reinheit ihrer Seele trat in Worten auf ihre Lippen, es war wie ein Strom der Begeisterung, des schmerzreichen Entzückens!

Sie sah nichts, sie hörte nichts! Sie sah nicht die vor Rührung weinenden Damen, nicht die entzückten Blicke der Männer, sie hatte sie Alle vergessen, diese fremden, unbekannten Menschen, und als der immer lauter werdende Sturm des Beifalls sie endlich an sie erinnerte, da war es gethan um ihre Begeisterung, da

erstarb das Wort auf ihren Lippen, und mit einem wehmüthigen Lächeln eilte sie, zu Ende zu kommen.

Und jetzt entstand ein Jubel und ein Ausbruch des Entzückens, der Natalien scheu und ängstlich in sich erbeben machte. Sie blickte suchend umher, es war ihr, als müsse Paulo ihr zu Hülfe kommen, als müsse er sie erretten und erlösen von diesen begeisterten und schmeichlerischen Männern, welche sie umdrängten und sie rings umgaben. Sie sah ihn nicht! Wo war Paulo, wo war Carlo? Diese neugierigen Herren Cardinäle hatten sie ganz umringt, sie kam sich vor, wie eine Gefangene, es ängstigte sie, so der Mittelpunkt aller dieser Aufmerksamkeiten zu sein.

Unfern von ihr, mit glühenden Wangen, mit zornblitzenden Auge, stand Corilla.

Ich werde diese Beschimpfung rächen oder sterben! dachte sie, und in krampfhafter Heftigkeit Albani's Hand fassend, flüsterte sie ihm zu: Befreien Sie mich von dieser Nebenbuhlerin, wenn ich an Ihre Liebe glauben soll! —

Francesco Albani lächelte: Dieses Kind ist dem Tode verfallen, sagte er. Sieh nur, sieh, wie angstvoll sie sich Bahn macht durch die Menge, ah, es wird ihr hier zu schwül in dem Saal, sie nähert sich der Gartenthür, sie schlüpft hinaus, — ach — gieb mir Deine Hand, Corilla! Nur noch wenige Minuten, und sie ist todt! —

Leicht wie eine Gazelle, angstvoll und zitternd, war Natalie dem Menschengewühl entflohen, und jetzt, hinaustretend in den Garten, athmete sie erleichtert auf, und es schien ihr, als habe sie sich eben aus einer Gefahr errettet.

Die Nachtluft soll mich kühlen und erfrischen, und es wird mir schon gelingen, Paulo aufzufinden, dachte sie, und immer weiter eilte sie hinein in den Garten. Aber die Helle der erleuchteten Alleen beengte sie. Da öffnete sich ein dunkler, lauschiger Weg, Natalie schlüpfte hinein. Ach, sie bedurfte der Einsamkeit, der Stille, und was wußte sie davon, dieses einfache, harmlose Kind der Natur, was wußte sie, ob es sich gezieme für ein junges Weib, so allein in die dunklen Gänge des Gartens sich hinein zu wagen? Sie wußte gar nicht, daß sie etwas wage, und daß man des Schutzes bedürfe unter den Menschen.

Immer ferner ertönte das Geräusch der Gesellschaft, immer mehr verklang die schallende Musik. Natalie eilte weiter, sie fühlte sich glücklich, denn sie fühlte sich allein.

Allein? Was war es denn, was leise und unheimlich hinter ihr her schlich, jede ihrer Bewegungen verfolgend, immer mehr sich ihr nähernd, je weiter sie sich von den Menschen entfernte? Was war es wieder, was dort seitwärts durch das Gebüsch schlüpfte, unhörbar, leise, selbst dem andern schwarzen Schatten nicht vernehmbar, der wie ein dunkles Gespenst hinter ihr herschlich?

Stiller wird es und stiller, und näher schleicht die unheimliche Gestalt, welche lauernd ihr folgt. Jetzt mit einem wilden Sprunge stürzt sie auf das junge Mädchen hin. Was blitzt in seiner Hand? Es ist ein Dolch, er schwingt ihn hoch, um ihn tief zu senken — da stürzt es aus dem Gebüsch hervor, da packt es seinen Arm, da entwindet es ihm den Dolch, und wirft den heimtückischen Mordgesellen zur Erde nieder, und eine liebe, Natalien wohlbekannte Stimme ruft: Fliehen Sie, Natalie, eilen Sie schnell zu Graf Paulo. Diese Schlange hier wird Sie nicht mehr verfolgen! Ich habe ihn gepackt, den Mörder!

Und Carlo brach in ein triumphirendes, glückliches Lachen aus.

Natalie antwortete nichts, sie fühlte sich gelähmt vor Entsetzen und innerm Schrecken, es brauste vor ihren Ohren, es dunkelte vor ihren Blicken, — besinnungslos sank sie zusammen.

Aber der entwaffnete Mörder suchte sich Carlo's Armen zu entwinden, mit Riesenkraft wehrte er sich gegen die ihn packenden Hände, wie ein wildes Roß, so bäumte er sich empor, jetzt war es ihm gelungen, sich halb aufzurichten — Carlo dachte nicht an seine eigene Gefahr, er gedachte nur Nataliens, und um ihretwillen war es, daß er laut um Hülfe, um Beistand rief, während er zugleich mit übermenschlicher Kraft noch immer seinen Gefangenen zu halten suchte.

Stimmen wurden hörbar, Fackeln näherten sich, Graf Paulo's rufender Angstschrei ertönte.

Hierher, hierher! rief Carlo angstvoll, schon ermattend, und jetzt hatte man seinen Ruf vernommen, jetzt eilte man herbei mit Fackeln, schon konnte man Graf Paulo erkennen, schon den Cardinal Bernis, die mit Fackeln in den Händen den Uebrigen voraus eilten. —

Mit einer letzten gewaltigen Kraftanstrengung machte der Gefangene sich los.

Diesmal ist sie gerettet, aber mein Dolch wird sie dennoch treffen, sagte er hohnlachend, und wie eine Schlange schlüpfte er hinein in das dichte Gebüsch.

Sie ist gerettet, rief Carlo, athemlos zurücksinkend dem Grafen Paulo entgegen, und mit einem seligen Lächeln deutete er auf Natalie hin, welche aus ihrer augenblicklichen Betäubung erwachend, dem Grafen ihre Arme entgegen streckte.

Paulo, flüsterte sie leise, laß uns fort von hier! Mir graut vor diesen Menschen. Ich habe Furcht! Laß uns fort! Aber ihn nimm mit, daß sie ihn nicht tödten, meinen Retter, meinen Freund, Carlo!

X.

Der Abschied.

Der Morgen dämmerte herauf. Graf Paulo erhob sich aus dem Lehnstuhl, in welchem er die Nacht zugebracht hatte.

Diese ganze, bange, sorgenvolle Nacht hatte er mit Schreiben hingewacht, jetzt legte er die Feder bei Seite und stand auf.

Sein Gesicht hatte etwas Entschlossenes, Festes, man sah, er war in sich selber zu einem Abschluß, zu einer unwiderruflichen Entscheidung gekommen.

Mit festem Schritte näherte er sich der Thür, welche in das anstoßende Gemach führte, und sie öffnend, rief er nach seinem Freunde Cecil.

Sofort erschien dieser auf der Schwelle, und in das Gemach des Grafen tretend, sagte er lakonisch: Alles ist bereit.

Graf Paulo lächelte schmerzlich. Du bist also überzeugt, daß es kein anderes Mittel giebt, sie und uns zu erretten? fragte er.

Keins! sagte Cecil. Jedes längere Verweilen vermehrt ihre und Eure Gefahr. Der Vorfall dieser Nacht mag es Euch beweisen. Man hat Natalie nach dem Leben getrachtet. Ohne Carlo's Hülfe wäre sie ermordet, und Alle unsere Pläne hätten ihre Endschaft erreicht.

Ihr Leben ist bedroht, und dennoch kannst Du fordern, daß ich gehe, daß ich sie schutzlos und einsam hier zurücklasse?

Wart Ihr es, der sie aus dieser Gefahr errettete? fragte Cecil. Glaubt mir, Eure Gegenwart ist es zumeist, welche ihr Gefahren bereitet. Gerade, weil Ihr an ihrer Seite seid, beargwohnt man sie, und wird ver-

suchen, jeden ihrer Schritte zu belauern; gerade, weil sie mit Euch ist, wird man Verdacht schöpfen, und in Natalie diejenige vermuthen, deren geheimnißvolle Flucht man in Rußland längst schon weiß, und der Katharina wird nachspüren lassen in allen Ländern und auf allen Wegen. Errettet also Natalien, indem Ihr sie scheinbar aufzugeben scheint. Kehrt heim und erzählt ihnen ein Mährchen von einer falschen Prinzessin, durch welche Ihr getäuscht wurdet, und die Ihr verließet, als Ihr den Betrug entdecktet. Man wird Euch überall ein gläubiges Ohr leihen, denn man glaubt so gern, was man wünscht, und so allein werdet Ihr Natalien und Euch die Zukunft sichern!

Alles dies ist richtig und wahr, sagte der Graf, ich selber habe es so erkannt und eingesehen, und dennoch, mein Freund, dennoch schwanke ich noch immer, und es ist, als ob eine Stimme in mir mich warne vor dem, was ich beginnen will.

Cecil schüttelte lächelnd das Haupt. Traut solchen Stimmen nicht, sagte er, das sind Dämonen, die sich in unsere eigenen Wünsche hüllen, und uns verlocken zu dem, was wir möchten, indem sie uns zu warnen scheinen vor dem, was wir fürchten! Nur Eure Entfernung bringt Euch Rettung! Laßt Natalien hier in der stillen Einsamkeit des Gartens, und ohne Euch wird sie hier gut geborgen sein, während Ihr indessen in Rußland Eure Sache führt, und die Feinde täuscht, in-

dem Ihr selber der Getäuschte scheint. Man droht mit der Einziehung Eurer Güter, und man wird diese Drohung erfüllen, wenn Ihr dem Rufe, der an Euch ergangen, nicht Folge leistet. Geht also, geht! Heimlich verkaufen wir Eure Güter, und wenn dies vollbracht, dann laßt uns, mit Schätzen beladen, keine Drohung mehr fürchtend, heimkehren zu Natalien!

Und wenn dies geschieht, rief Graf Paulo glühend, dann soll es sein, um Natalie im Triumphe heimzuführen in die Lande, welche ihr gehören, um ihr die schöne Stirn mit einem Diademe zu bekränzen, und sie über alle Sterblichen zu erheben!

Gott gebe, daß wir erst soweit zum Ziele wären! seufzte Cecil leise.

Wir werden und müssen dahin kommen, rief Paulo glühend. Ich muß diese Aufgabe meines Lebens erfüllen, oder sterben. Hinweg jetzt mit allem Schwanken und allem Zagen. Was sein muß, soll sein! Nicht soll man sagen, daß der Mann, welcher der verlassenen und bedrohten Waise sich erbarmte, und sie zu seinen Zwecken auferzog, daß er, um eigener egoistischer Wünsche willen, seine Plane aufgab, und kleinmüthig nicht zu Ende brachte, was er begonnen. Nein, nein, nicht so soll die Geschichte von mir zu berichten haben! Sie soll mich mindestens als einen Tapfern nennen, der seinen höhern Zwecken sein Herz und auch sein Leben zum Opfer bringen konnte! Siegle diese Briefe, Cecil. Es ist mein

Vermächtniß an Natalien, ich werde es in ihre eigenen Hände niederlegen. Ach, Cecil, ich war ein schwärmerischer Thor bis zu dieser Stunde. Ich dachte, — ach was dachte und träumte ich nicht Alles! Ich dachte, daß alle diese Pläne und dies Wollen nicht so viel werth sei, als ein einziges Lächeln ihres Mundes, und daß, wenn sie zu mir spräche: „ich liebe Dich,“ dies süße Wort mit einer Kaiserkrone nicht zu theuer bezahlt sein würde! Vielleicht, ja, vielleicht denke ich es noch, aber ich will nicht mehr von solchen Gedanken mich beherrschen lassen. Wir müssen fort, Natalien's Glück erheischt es! Und übrigens wird es ihr an Freunden und Beschützern nicht mangeln. Es war nicht ohne Absicht, daß ich sie gestern der vornehmen Welt Rom's gezeigt habe, nicht ohne Absicht, daß ich selber dafür stimmte, daß sie als Dichterin sich geltend mache. Jetzt kennt man ihren Namen, mit lautem Lobe wiederholt man ihn aller Orten, ganz Rom wird heute für die Prinzessin Tartaroff schwärmen, ganz Rom wird sie beschützen und behüten. Und zudem werde ich sie noch der besonderen Obhut des Cardinals Bernis empfehlen.

Und gerade in seinem Hause wäre sie fast ermordet worden, sagte Cecil. Ohne den Sänger Carlo wäre sie verloren gewesen! Wollt Ihr ihr also einen Beschützer wählen, nun, so laßt es Carlo sein.

Graf Paulo zog die Stirn in finstere Falten. Dieser Sänger Carlo liebt sie, sagte er.

Gerade deshalb! lächelte Cecil. Wer sie liebt, wird sie am besten zu schätzen wissen!

Graf Paulo antwortete nicht; gedankenvoll ging er auf und ab. Dann sagte er entschlossen: siegle diese Briefe, Cecil! Ich will sie Natalien bringen!

Ihr wollt sie also noch wiedersehen? fragte Cecil, während er die Briefe zusammenfaltete. Ihr wollt Euch den Abschied erschweren?

Ich will es, sagte Paulo entschieden, und die Briefe nehmend, verließ er entschlossenen Schrittes das Gemach.

Er fand Natalie in ihrem Zimmer. Sie hörte ihn nicht kommen, sie wandte sich nicht nach ihm um. Regungslos saß sie am Fenster, und den Kopf schwermuthsvoll in die Hand gestützt, blickte sie gedankenvoll hinaus in den Garten.

Die Begebenheiten des gestrigen Abends hatten sie wie umgewandelt. Sie fühlte sich gealtert, erfahrungsreicher, ernster. Ein dunkler Schatten war über ihr sonnenhelles Glück dahingezogen, eine finstere Macht hatte sich ihr drohend genaht, der Ernst des Lebens hatte sie mit seiner unheimlichen Hand berührt und diesen Aetherstaub des harmlosen, heitern und freudigen Friedens von ihrer Kinderseele abgestreift! Das glückliche Kind war zu einer bewußten Jungfrau geworden und neue Gedanken, neue Gefühle waren in ihr aufgekeimt. Der erste Thränenthau des Schmerzes hatte mit mächtiger Schöpferkraft alle die schlummernden Blüthen ihres

Herzens emporgerufen zum Dasein und zur Thatkraft, und ihre unbewußten Gefühle waren zu bewußten Gedanken geworden.

Aber was Alles war auch nicht geschehen seit dem gestrigen Abend, was hatte sie nicht erlebt und durchempfunden! Zuerst, war nicht ein neues Glück über sie hereingebrochen, hatte sie nicht jetzt einen Namen, war sie nicht eine Prinzessin? Dann, hatte sie nicht einen Triumph gefeiert, einen Triumph in Gegenwart dieser berühmten Corilla? Aber dann auch, wie viele Enttäuschungen hatte sie nicht in wenigen Stunden erfahren! Wie hatte sie ihr Herz sich erkalten gefühlt bei Corilla's wortreichen Poesien. Ihre ganze Seele hatte geschmachtet, eine Dichterin kennen zu lernen, und sie hatte nur ein gereimtes Kunststück vernommen. Und nun dieses letzte, dieses entsetzliche Ereigniß! Weshalb hatte man sie ermorden wollen? Wer waren ihre unbekannten Feinde, und weshalb hatte sie Feinde?

Ich wäre todt, wenn Er mich nicht errettet hätte! flüsterte sie, und ein sonnenhelles Lächeln breitete sich über ihr liebliches Antlitz aus. Ja, ohne Carlo wäre ich verloren gewesen, ihm danke ich mein Leben!

Oh, sagte sie ganz laut, ihm gehört also mein Dasein, und jedes Glück, und jede Freude, die ich noch empfinden kann, ihm, meinem Freunde Carlo, werde ich Alles zu danken haben! Mein Gott, wie lohne ich ihm nur dies süße Glück?

Und während sie so sprach, stand Graf Paulo hinter ihr, bleich und schweigend; sie sah ihn nicht, und nach einer Pause sagte sie: wie seltsam das doch ist! Wenn ich heute nur an ihn denke, so klopft mein Herz, wie niemals sonst, ich fühle es da in meinem Herzen wie ein himmlisches Glück, und doch zugleich wie einen tiefen Schmerz! Mein Gott, was ist dies nur, und weshalb denke ich heute immer nur an ihn, und möchte weinen, weil er immer noch nicht kommt? Wie wunderbar das Alles ist, und wie schlimm zugleich! Denn wie, ist es mir nicht, als ob ich Carlo mehr liebte als alle andern Menschen, mehr selbst als Paulo, der mir doch sonst das Liebste war? Wie ist das nur, und bin ich denn wirklich so undankbar gegen Paulo?

Graf Paulo stand noch immer hinter ihr, bleich und schweigend. Ein schmerzlich ironisches Lächeln flog über sein Gesicht, und er dachte: ich kam mit einer Frage, und Natalie hat mir die Antwort schon gegeben, noch bevor ich fragte! Vielleicht ist's besser so! Jetzt habe ich nichts mehr zu fragen!

Das junge Mädchen versenkte sich tiefer und tiefer in Gedanken. Graf Paulo legte leise seine Hand auf ihre Schulter. Sie schrak zusammen, und rief unwillkührlich: Carlo!

Nein, Paulo! sagte er schmerzlich lächelnd, aber jedenfalls ein Freund, Natalie, wenn auch ein Freund, der Dich verlassen will!

Du mich verlassen? rief sie angstvoll.

Das heißt nur äußerlich, nur mit meinem Körper, niemals mit meiner Seele, sagte er tiefbewegt. Die, Natalie, wird ewig bei Dir sein, die wird Dich niemals verlassen, hörst Du, niemals. Daran gedenke immer, mein holdes Kind, meine süße Blume Zweifle nie an mir, und wenn meine Stimme Dich nicht erreicht, und wenn keine Nachricht von mir zu Dir gelangt, dann denke nicht: „Paulo hat mich verlassen!" nein, dann denke immer nur: „Paulo ist gestorben, aber mein Name ist sein Todesgedanke gewesen, und sein letzter Seufzer gehörte mir!"

Du mich verlassen? sagte sie, die Hände ringend. Was bin ich, was beginne ich ohne Dich. Du warst mein Schutz und meine Stütze, mein Lehrer und mein Freund. Mein Gott, Du warst mir Alles, und zu Dir blickte ich empor wie zu meinem Herrn und Vater!

Graf Paulo lächelte schmerzlich. Liebe mich immerhin als Deinen Vater, sagte er; so lange ich lebe, sollst Du keine Waise sein, das schwöre ich Dir!

Und mußt Du gehen, rief sie, sich an ihn schmiegend, so laß mich Dich begleiten! Du willst mein Vater sein, nun wohl, ich fordere mein Recht als Deine Tochter; ihren Vater zu begleiten, das ist das Recht der Tochter!

Nein, sagte er fest, Du bleibst, und ich gehe, aber ich gehe für Dich, und um Dir eine Zukunft des Glanzes und

der Macht zu sichern. Daran gedenke, Prinzessin Natalie, das vergiß nicht, und wenn sie mich dereinst einen Verräther schelten, und wenn sie meinen Namen brandmarken, so sage: nein, er war kein Verräther, denn er liebte mich!

Und jetzt höre, was ich Dir noch zu sagen habe, fuhr der Graf nach einer Pause fort, während Natalie still weinend zu ihm emporblickte. Aber sieh mich an, Natalie, nein, nicht diesen wehmuthsvollen Blick, ich kann's nicht ertragen, ich kann es nicht. Laß mir meine Fassung und meinen Muth, denn ich bedarf desselben. Weine nicht!

Und sofort versuchte Natalie zu lächeln und trocknete mit ihren langen Locken ihre Augen.

Ich weine nicht, sagte sie, ich höre Dir zu!

Paulo legte zwei versiegelte Briefe in ihre Hand.

Schwöre mir, sagte er, diese beiden Briefe heilig zu halten als Deines Lebens köstlichstes Besitzthum.

Ich schwöre es! sagte sie.

Schwöre mir, keinem menschlichen Auge sie zu zeigen, keinem menschlichen Ohre etwas von ihrem Besitze zu verrathen! Schwöre mir das beim Andenken an Deine Mutter, welche in diesem Augenblick von dem Himmel dort droben zu ihrer Tochter herniederblickt und Deinen Schwur vernimmt.

Sie ist also todt, sagte das junge Mädchen, und ließ traurig ihr Haupt auf ihre Brust sinken.

Du hast noch nicht geschworen! sagte er.

Das junge Mächen erhob ihr Haupt, und den Blick gen Himmel gewandt, als hoffe sie dort wirklich dem zärtlichen Auge ihrer Mutter zu begegnen, sagte sie feierlich: Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter, keinem menschlichen Auge diese Papiere zu zeigen, keinem menschlichen Ohre ihren Besitz oder ihre Existenz zu verrathen, sondern sie heilig zu halten als mein köstlichstes und geheimnißvollstes Besitzthum!

Schwöre mir ferner, sagte Graf Paulo, daß Du, wenn eine Gefahr Dich bedroht, Alles Andere eher vergessen willst, als diese Papiere, daß sie das Erste sind, was Du zu retten trachtest. Ja, schwöre mir, daß Du sie immer auf Deinem Herzen tragen, sie niemals von Dir lassen willst!

Ich schwöre es! sagte Natalie. Ich werde diese Papiere, muß es sein, selbst mit meinem Leben zu vertheidigen wissen!

Und damit vertheidigst Du zugleich Deine Ehre, sagte Paulo, denn Deine Ehre ruht in diesen Papieren. Doch frage mich nicht, was sie enthalten. Du darfst es noch nicht wissen, es ist Gefahr dabei, ihren Inhalt zu kennen. Aber wenn ein ganzes Jahr vergangen ist, ohne daß ich wiederkehre oder Du von mir erfährst, und wenn in diesem ganzen Jahre keine einzige Botschaft von mir bis zu Dir gedrungen ist, dann, Natalie, dann öffne diese Briefe, sie enthalten alsdann mein Vermächtniß, und Du wirst es heilig halten, um es zu erfüllen!

Natalie sagte schluchzend: O mein Gott, warum hat dieser Dolch nicht gestern mein Herz durchbohrt. Dann starb ich doch, während ich noch glücklich war!

Du wirst es auch jetzt noch sein, sagte Graf Paulo mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, Carlo bleibt Dir und Deine Zukunft!

Sie sah ihn mit klaren, hellen Blicken an und antwortete nicht. Sie war sich selber wieder ein Räthsel geworden. Jetzt, wo ihr Freund, wo Paulo sie verlassen wollte, jetzt schien es ihr als habe sie Unrecht gethan, auch nur einen Moment einen Andern mehr zu lieben, als ihn, ihren Wohlthäter und Beschützer, ja, als liebe sie in der That Niemand so sehr wie ihn, als könne sie alles Andere verlassen und aufgeben, wenn sie dafür die Nähe und die stete Gegenwart Paulo's sich zu sichern vermöchte.

Aber plötzlich schrak sie zusammen, und ein glühendes Roth bedeckte ihre Wangen. Ganz zufällig war ihr Blick durch das Fenster in den Garten geschweift, und sie hatte dort Carlo gewahrt, wie er mit langsamen, zögernden Schritten die Allee, welche zur Villa führte, hinunterschritt.

Graf Paulo war ihrem Blicke gefolgt, und als er jetzt den Sänger gewahrte, sagte er: Der soll von nun an Dein Beschützer sein. Versprich mir, ihn als einen Bruder zu lieben! Willst Du das?

Er sah sie fest und durchbringend an, aber sie schlug

vor diesen fragenden, forschenden Augen den Blick nicht nieder, sondern sah ihn an mit unschuldigen, klaren Augen.

Ja, ich will ihn lieben als einen Bruder! sagte sie.

Noch Eins, und dann laß uns scheiden! sagte Paulo. Marianne ist treu und ehrlich, laß sie niemals von Dir. Ich habe sie auf sechs Monate reichlich mit Geld zur Bestreitung aller Ausgaben versehen, und ich hoffe, schon lange, ehe diese Frist abgelaufen, werde ich neue Summen gesendet haben. Wenn nicht, dann denke, ich sei todt, denn nur mit meinem Leben kann die süße Pflicht, für Dich zu sorgen, mir geraubt werden. Und jetzt laß mich zu Carlo gehen!

Er nickte ihr leicht mit dem Kopfe, und verließ dann rasch das Zimmer.

Eben schritt Carlo die Freitreppe der Villa hinauf. Paulo trat ihm entgegen und begrüßte ihn herzlich.

Laßt uns hinunter gehen in den Garten, sagte er, viele Dinge habe ich mit Euch zu besprechen.

Lange verweilten die beiden Männer im Garten. Natalie stand am Fenster, und sah sie zuweilen Arm in Arm an irgend einer Biegung des Weges erscheinen, um dann wieder zu verschwinden und weiter zu wandeln im ernsten Gespräche. —

Wunderbare Gedanken durchzogen die Seele des jungen Mädchens, und wenn sie die Beiden Arm in Arm so einherschreiten sah, fragte sie sinnend sich selber:

Wer ist es denn, den ich am meisten liebe? Ist es Carlo, ist es Paulo? —

Ich kenne Euch jetzt ganz, sagte Graf Paulo, als sie sich nach stundenlangem, eifrigem Gespräche dem Hause wieder näherten. Ja, mir scheint, ich kenne Euch wie mich selber, und ich weiß, daß ich Euch vertrauen darf. Ihr habt mich ganz beruhigt, und ich danke Euch für Euer Zutrauen. Corilla, diese eitle Improvisatrice, war es also, welche sie vernichten wollte. Das ist beruhigend, und ich kann jetzt mit leichterm Herzen scheiden. Gegen solche Angriffe vermögt Ihr sie zu schützen!

Ich werde sie gegen jeden Angriff schützen, rief Carlo. Ihr habt meinen Schwur darauf, heilig soll mir das Geheimniß sein, welches Ihr mir anvertraut, und damit habt Ihr Natalie gefeiet und geschützt vor jedem lauten Ausbruch meiner Leidenschaft. So hoch steht sie jetzt über mir, daß ich sie nur als meine Heilige anbeten, sie nur lieben kann, wie man die unerreichbaren Sterne liebt! —

XI.

Ein treuer Verräther.

Um dieselbe Zeit schritt Cecil mit eiligen, hastigen Schritten durch die Straßen Roms, oft hinter sich

blickend, ob Niemand ihm folge, und mit argwöhnischen Augen Jeden anschauend, der ihm begegnete. Vor der Hinterpforte eines Palastes stand er endlich still, und als er spähend umhergeblickt und sich überzeugt hatte, daß Niemand ihm gefolgt sei, klopfte er dreimal leise an die Pforte. Diese öffnete sich, und das grimmige, bärtige Angesicht eines Russen zeigte sich.

Cecil zog einen Ring aus seinem Busen hervor und zeigte ihn dem Pförtner.

Schnell führt mich zu Sr. Excellenz! sagte er.

Der Russe nickte demüthig mit dem Kopfe, und winkte Cecil, ihm zu folgen. Nach kurzem Sinnen trat Cecil in den Palast, und die Pforte schloß sich hinter ihnen. —

Durch ein Labyrinth von Corridoren und Zimmern gelangte Cecil, von seinem Führer geleitet endlich bis zu einem kleinen Boudoir, dessen von dichten Vorhängen beschattetes Fenster kaum ein mattes Dämmerlicht in das Gemach eindringen ließ.

Der Führer bedeutete Cecil hier zu warten, und ließ ihn allein zurück.

Wenige Secunden später öffnete sich eine verborgene Thür, und ein Mann von hoher, stolzer Gestalt trat ein.

Endlich! sagte er, als er Cecil gewahrte. Ich verzweifelte schon an Eurem Kommen!

Ich wollte gleich entscheidende Botschaft bringen, Excellenz! sagte Cecil.

Und die bringt Ihr heute? fragte der Unbekannte lebhaft.

In einer Stunde verlassen wir Rom, um nach Petersburg abzureisen.

Der Fremde stieß einen leisen Freudenruf aus, und ging in sichtlicher Bewegung auf und ab. Cecil folgte ihm mit scheuen, ängstlichen Blicken, und als der Andere immer noch schwieg, sagte Cecil: Excellenz, ich habe getreulich erfüllt, was Ihr von mir verlangt, ich habe den Grafen trotz seines Widerstrebens zur Abreise überredet, und wie Ihr befahlt, bleibt sein Mündel allein und unbeschützt in Rom zurück!

Ah, Du preisest Deine Thaten, weil Du Deinen Lohn verlangst, sagte die Excellenz verächtlich, indem er einen Schreibtisch öffnete, und einen schweren gefüllten Beutel aus demselben hervorholte.

Da hast Du Deinen Lohn, guter Mann!

Cecil schob ihm das Geld unwillig zurück. Ich bin kein Judas, der um des Geldes willen seinen Herrn verrieth, sagte er. Erinnert Euch, Excellenz, weshalb ich versprach, Eure Befehle zu vollführen, und welchen Lohn Ihr mir dafür verheißen habt!

Ah, ich entsinne mich jetzt! Ihr fordertet mein Versprechen, daß Eurem Grafen kein Leid geschähe.

Unter dieser Bedingung allein versprach ich meine Hülfe, sagte Cecil. Als Eure Emissaire und Diener mich aufsuchten und mich zu Euch beschieden, folgte ich

ihnen nur deshalb, Ihr wißt es wohl, erlauchter Graf, weil Ihr mich wissen ließet, es handle sich um des Grafen Leben und Sicherheit. Ich kam zu Euch. Erlaubt, Excellenz, daß ich Euch Eure eigenen Worte wiederhole. — Ihr sagtet: Cecil, man hat Euch mir als einen treuen Freund Eures Herrn genannt. Die Treue ist eine so seltene Tugend, daß sie Belohnung verdient. Ich will Euch belohnen, indem ich Euch das Leben rette. Verlaßt eiligst diesen verrätherischen Grafen, brecht jede Gemeinschaft mit ihm ab. Sonst werdet Ihr verloren sein. Heimlich bin ich hergesandt, um den Grafen und sein verbrecherisches Mündel zu verhaften und sie nach Petersburg zu bringen. Und was dort des Grafen harrt, ist leicht zu ermessen. — So spracht Ihr, Excellenz, und dann zeigtet Ihr mir den von der Kaiserin unterzeichneten Verhaftsbefehl. Ich fragte darauf: Giebt es kein Mittel, den Grafen zu erretten? Es giebt ein Mittel, sagtet Ihr! Beredet den Grafen, sofort nach Petersburg zurückzukehren und sein Mündel hier zurück zu lassen, und ich schwöre Euch beim Namen der Kaiserin, daß ihm kein Leid geschehen soll!

Nun ja, rief der Graf ungeduldig, wozu die Wiederholungen, ich weiß das Alles.

Nur, weil Ihr vergaßet Excellenz, daß ich, was ich that, nicht für Euer elendes Geld gethan, sondern um einen ganz andern Lohn: um die Sicherheit Dessen, den ich liebe als meinen Sohn.

Ihr habt mein Wort, es soll ihm nichts geschehen!

Ich zweifle nicht an Eurem Wort, Excellenz, sagte Cecil fest und entschieden, Euer Wort hat einen allmächtigen Klang, und wenn Ihr Eure gebietende Stimme ertönen laßt, so erzittert ganz Rußland und verneigt sich vor Euch. Aber hier verhallt Eure Stimme zwischen diesen Mauern, und Niemand vernimmt sie, als ich allein. Gebt mir ein Zeugniß Eures Wortes, einen von Eurer Hand unterschriebenen Sicherheitspaß für meinen Grafen, und dann vernichtet den Verhaftsbefehl, der in Euren Händen ist!

Ah, es scheint, Ihr wollt mir Bedingungen vorzeichnen! rief der Graf stolz.

Das will ich, sagte Cecil. Ich habe Eure Bedingungen erfüllt, jetzt ist's an Euch, Herr Graf, die meinen zu erfüllen, denn Ihr kanntet sie zuvor!

Eine dunkle Zornesgluth zeigte sich in des Grafen Angesicht, heftig auffahrend näherte er sich Cecil, indem er drohend den Arm gegen ihn erhob.

Herr Graf, rief Cecil zurücktretend, Ihr irrt Euch! Ich bin kein russischer Leibeigner, ich bin ein freier Mann, und Niemand hat das Recht, mir so zu drohen!

Der Graf hatte schon den Arm sinken lassen, es schien, als habe er sich schnell eines Andern besonnen, und freundlicher als zuvor sagte er: Du bist in Deinem Rechte, Cecil, und Dir soll geschehen, was Du wünschest!

Er nahm aus dem Schreibtisch ein großes versiegeltes Papier und reichte es Cecil hin.

Da ist der Verhaftsbefehl, zerreiße Du ihn selber! sagte er.

Cecil nahm das Papier und las es mit Aufmerksamkeit. Es ist, wie Ihr sagtet, der Verhaftsbefehl, der den Grafen zugleich nach Sibirien verbannt, sagte er. Er ist vernichtet.

Mit einem freudigen, zufriedenen Lächeln zerriß er das Papier in kleine Stückchen und steckte diese in seine Busentasche.

Der Graf war an den Tisch getreten und hatte mit hastigen Zügen einige Zeilen auf ein anderes Papier geschrieben. Dies reichte er Cecil dar. Jetzt, hoffe ich, bist Du zufrieden, sagte er.

Cecil nahm das Papier und las es.

Dies ist ein Sicherheitspaß in aller Form Rechtens, sagte er. Eine vollgültige Anweisung an alle Grenzbeamte und Polizeiwächter, uns ungefährdet ziehen zu lassen! Excellenz, wir sind quitt! Ich that Euch Euren Willen, Ihr mir den meinen, und mein theurer Graf ist gerettet!

Vorausgesetzt, daß Ihr sofort abreist, sagte der Graf.

Die Postpferde sind schon bestellt, und sobald ich heimkomme, besteigen wir den Wagen. Lebt also wohl, Herr Graf, ich danke Euch, denn Ihr habt mir Gele-

genheit gegeben, Den, welchen ich auf Erden am meisten liebe, zu erretten! Ich danke Euch!

Und Cecil näherte sich der Thür, aber plötzlich blieb er stehen, und sein Gesicht nahm einen traurigen, wehmüthigen Ausdruck an. Ich habe den Grafen getäuscht und betrogen, um ihn zu retten, sagte er, und um das Wort zu lösen, das ich seinem Vater auf dem Todtenbette gab, indem ich schwur, ihn zu beschützen und zu bewachen und mein Herzblut für ihn zu geben. Aber wenn er's wüßte, er würde mich dennoch einen Verräther nennen, und mir fluchen, denn theurer als sein eigenes Leben gilt ihm das Leben seines Mündels! Nur weil er glaubt, daß es zu ihrer Sicherheit nothwendig sei, verläßt er sie, um nach Rußland zu gehen und dann mit neuem Reichthum zu ihr zurückzukehren. Herr Graf, was wird aus Natalien?

Darüber, sagte der Graf leise und geheimnißvoll, darüber entscheidet allein der Wille Derer, die mich gesandt hat. Bis dahin darf kein Haar ihres Hauptes gekrümmt werden, und nur, wenn es Ihr freier Wille ist, soll die Prinzessin mir nach Rußland folgen. Das aber wißt Ihr, daß die Kaiserin Niemand mehr haßt als ihren Sohn. Wie nun, wenn sie ihn übergehen und sich eine andere Nachfolgerin wählen wollte?

Oh, wollte Gott, daß ich Euch recht verstände! rief Cecil.

Dereinst werden wir uns schon verstehen, sagte der

Graf mit einem bedeutungsvollen Lächeln. Jetzt eilt, Euer Wort zu lösen und mit dem Grafen Rom zu verlassen!

Kaum hatte Cecil das Zimmer verlassen, als das Gesicht des Grafen einen hämischen, schadenfrohen Ausdruck annahm. Mit einem lauten Lachen warf er sich auf den seidenen Divan hin.

So sind diese sogenannten guten Menschen, sagte er, wahre Tölpel, dumme Narren, die jedes Wort glauben, was man ihnen mit freundseliger Miene sagt! Glaubt dieser Vielgetreue, sein hochgepriesener Graf sei jetzt gerettet, weil er den zerrissenen Verhaftsbefehl in seinem Busen trägt! Ehrlicher Tropf, als ob es keine Duplicate gäbe, und als ob gleich jedes Versprechen von der Gottheit selber untersiegelt würde! Kehre nur heim mit Deinem Grafen, mein Wort soll sich erfüllen. Kein Haar seines Hauptes soll ihm gekrümmt werden, aber den stolzen Rücken wird man ihm krümmen, und in den Bergwerken Sibiriens mag er's lernen, sich zu beugen vor einer höhern Macht!

So sprechend zog der Graf an einer Klingel, deren seidene Schnur über dem Divan hing, und als nach einigen Secunden Niemand erschien, zog er die Klingel auf's Neue, diesmal heftiger, stürmischer. Aber es vergingen einige Minuten, und Niemand zeigte sich. Der Graf preßte die Zähne zusammen in wildem Zorn, und murmelte heftige Flüche vor sich hin.

Endlich öffnete sich die Thür, und mit einer flehenden Jammermiene erschien ein Diener auf der Schwelle.

Elender Hund, wo warst Du? schrie der Graf ihm entgegen.

Der Diener warf sich zur Erde nieder, und kroch demüthig wie ein Hund zu seines Herrn Füßen hin.

Excellenz, wir hatten uns, wie Eure Gnaden befahlen, so lange dieser Herr bei Euch war, alle aus den Vorzimmern zurückgezogen, und warteten in den Corridoren, stammelte der Diener. Dort hört man Eurer Gnaden Klingel nicht!

Ich will Euch Schufte lehren, mich warten zu lassen, rief der Graf, und die Peitsche, welche vor ihm auf dem Tische lag, ergreifend, hieb er mit unbarmherziger Wuth auf seinen Diener ein, bis ihm der Arm ermattend niedersank, und er sich selber erschöpft fühlte von der Arbeit.

Jetzt geh, Du Hund, sagte er dann, die Peitsche wieder auf den Tisch legend, und der zerschlagene Leibeigne erhob sich ehrfurchtsvoll und wischte mit seiner Hand das Blut fort, welches in dichten Strömen von seiner Stirn über sein Gesicht herniederlief.

Geh und laß meine Beamten kommen, schrie der Graf. Der Diener stürzte hinaus, seine Befehle zu vollführen, und bald darauf erschienen die von dem Grafen Befohlenen, und blieben ehrerbietig, stumm an der Thür stehen.

Der Graf lag noch immer lang ausgestreckt un spielte mit der Knute, deren lederne einzelne Spitzen von dem Blute seines Dieners geröthet waren.

Laßt sogleich einen Courier satteln, sagte er, und gebt ihm den von Ihrer erhabenen Majestät unterzeichneten Verhaftsbefehl für den Grafen Paulo Rasczinsky. Der Courier wird damit dem Grafen bis an die russische Grenze folgen, und ihn alsdann kraft dieser Vollmacht auf der nächsten Station verhaften und in Ketten nach Petersburg bringen lassen. Das ist der Befehl für den Courier, er bürgt mit seinem Kopf für dessen Ausführung. Einer der Beamten verneigte sich und ging, den Courier abzufertigen.

Ist unser Kundschafter heimgekehrt? fragte der Graf die beiden Zurückgebliebenen.

Er ist es!

Was bringt er für Nachrichten? Weiß er, weshalb der Mordanfall beim Feste des französischen Cardinals geschah? Doch was frage ich Euch! Schert Euch hinaus und laßt ihn selber kommen!

Kaum hatten sich die Beamten entfernt, als ein wildblickender, bärtiger Kerl auf der Schwelle der Thür erschien und den Grafen mit einem grinsenden Lachen begrüßte.

Was weißt Du von dem Mordanfall? fragte der Graf ihn in italienischer Sprache.

Ein Freund von mir hatte das Geschäft, sagte der

Bravo. Er steht im Solde des höchst heiligen Cardinals Francesko Albani. Wir dienten lange unter seinem Chef, und ich kenne ihn genau. Er führt den geschicktesten Dolch von ganz Rom, und nur ein Wunder war's, daß es dies Mal mißlang.

Geschah's im Auftrag des Cardinals?

Nein! Der Herr Cardinal hatte diesen Bravo an die hochgefeierte Improvisatrice Corilla geliehen, und von ihr kam der Befehl.

Es ist gut! sagte der Graf. Kennst Du alle Bravi in Rom?

Alle, Excellenz! Es sind alle meine guten Freunde!

Gut, so höre, was ich Dir jetzt sage. Das Leben dieser Prinzessin Tartaroff sei Euch heilig, wie Euer eigenes Leben! Wißt, daß sie keinen Moment unbewacht ist, daß sie überall, wo sie erscheint, von heimlichen Beschützern umgeben ist. Wer sie berührt, der ist verloren, und mein Arm wird ihn treffen! Sage das Deinen Freunden, und sage ihnen, der russische Graf halte Wort. Viertausend Zechinen sind in vier Wochen Euer, wenn bis dahin kein Dolchstoß die Prinzessin trifft. Fort mit Euch und vergeßt nicht meine Worte!

Ah, diese Worte Eurer Excellenz sind viertausend Zechinen werth, und die vergißt man nicht so leicht! sagte der Bandit, indem er sich entfernte.

Abermals schellte der Graf und befahl, seinen Geheimsecretair Stepano zu rufen.

Stepano, rief er diesen entgegen, der erste Schritt zum Ziele ist gethan. Das Werk muß gelingen, ich habe der Kaiserin mein Wort darauf gegeben, und wer kann sagen, daß Alexis Orlow jemals sein Wort gegeben, wenn er es nicht gehalten hätte. Diese Prinzessin ist mein! So eben verläßt Graf Paulo Rasczinsky Rom und Niemand beschützt sie!

Damit ist noch nicht gesagt, daß sie schon Euer ist, sagte Stepano achselzuckend. Da Ihr nicht Gewalt brauchen wollt, Excellenz, so müßt Ihr die List zu Hülfe rufen! Ich habe da einen Plan entworfen, und ich denke, er wird Euch gefallen. Man schildert ja die sogenannte kleine Prinzessin als sehr unschuldig, sehr vertrauensvoll. Benutzen wir doch ihre Unschuld und ihr Vertrauen, und das wird das Beste sein. Hört jetzt meinen Plan!

Und Stepano neigte sich dichter an das Ohr des Grafen und flüsterte lange; es schien, als fürchtete er daß selbst die Wände ihn belauschen und seine Pläne verrathen möchten; so leise sprach er, daß selbst der Graf Mühe hatte, ihn zu verstehen.

Du hast Recht, sagte er dann, als Stepano geendet, dieser Plan wird und muß gelingen. Sorge nur vor allen Dingen, daß wir Jemand finden, der sie uns geneigt und vertrauensvoll macht!

Oh, dafür haben wir unser gutes, russisches Geld, sagte Stepano lachend.

Und übrigens, fuhr der Graf fort, ist unser Incognito zu Ende. Ganz Rom mag es jetzt erfahren, daß ich hier bin. Ah Stepano, welch eine glückliche Zeit erwartet mich. Natalie ist schön wie ein Engel!

Gott gebe nur, daß Ihr Euch nicht in sie verliebt, seufzte Stepano. Ihr seid immer sehr großmüthig, wenn Ihr verliebt seid!

XII.

Alexis Orlow.

Zwei Dinge waren es, welche in den nächsten Wochen und Monaten die Römer vorzüglich beschäftigten, und ihnen reichlichen Stoff zur Unterhaltung darboten. Man hatte darüber alles Andere vergessen, man sprach nicht mehr von dem Riesenfische, der die spanisch-französische Freundschaft vernichtet hatte, man unterhielt sich auch nicht mehr von dem Feste des Cardinals Bernis, bei welchem eben jener Fisch, als er auf seiner langen silbernen Schüssel erschien, mit lautem Jubel und Vivat war begrüßt worden. Ja selbst diese russische Prinzessin, die einen Augenblick wie ein Meteor am Horizont der Gesellschaft aufgetaucht war, alles dieses war schnell vergessen und man unterhielt sich nur noch von der Aufhebung des Jesuiten-Ordens, die Papst Clemens nun wirklich vollzogen, und von der Ankunft des russischen

außerordentlichen Gesandten, des berühmten Alexis Orlow, dessen Aufenthalt in Rom um so wichtiger und bedeutungsvoller erschien, als man sehr wohl wußte, in welchem nahen und vertrauten Verhältniß dessen Bruder, der Graf Gregor Orlow, zu der großen und mächtigen Kaiserin Katharina von Rußland stand, und welchen nahen Antheil Alexis Orlow an dem schnellen Tod des Kaisers Paul gehabt.

Der Orden der Jesuiten, er existirte also nicht mehr, die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, sie waren ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte, ein Machtwort hatte sie vernichtet!

Mit lautem Wehklagen und Jammergeschrei erfüllten sie die Straßen der heiligen Stadt, und wenn von ihren Lippen Gebete der Demuth und Ergebung erklangen, so waren doch in ihrem Herzen ganz andere Gebete, Gebete des Zornes und der Wuth, der Rache und des finstren Hasses!

Man sah sie händeringend und laut jammernd zu ihren Freunden und Beschützern eilen, und die Pforten der fremden Gesandten belagern. Mit ihnen weinten die Armen und Nothleidenden, denen die frommen Väter sich als Wohlthäter gezeigt. Denn seit sie wußten, daß ihre Existenz bedroht war, hatten sie sich nur bedacht gezeigt, fromme Werke zu üben, und den Ruf ihres gottseligen Wandels und ihrer Wohlthätigkeit und Großmuth namentlich in Rom mehr und mehr zu befestigen.

Ungeheure Summen waren von ihnen an die Armen vertheilt worden, mehr denn fünfhundert angesehener verarmter Römer, welche man politischer Vergehen beschuldigte, waren heimlich von ihnen unterstützt worden; so war es den Jesuiten, gegen welche sich schon Jahre lang der Verdammungsschrei von ganz Europa erhoben, dennoch gelungen, in der heiligen Stadt Rom mindestens sich eine bedeutende Partei zu bilden, und sich Schutz und Beifall zu sichern für die Zeit des Unglücks und der Verfolgung. Aber während das Volk mit ihnen weinte, und mancher Cardinal und Kirchenfürst sich ihrer heimlich erbarmte, schienen die Gesandten der europäischen Großmächte allein unempfindlich gegen ihre Klagen. Niemand von ihnen öffnete ihnen die Thür ihres Palastes, Niemand gewährte ihnen Schutz und Trost, und obwohl man wußte, daß der Cardinal Bernis trotz des Abscheues, den man in Frankreich schon Jahre lang gegen diesen Orden hegte, ihnen persönlich gewogen war, und die Zustimmung Frankreichs zur Aufhebung des Ordens lange unterdrückt hatte, so mochte doch Bernis es jetzt vermeiden, sich als Jesuitenfreund zu zeigen, um dem spanischen Gesandten, seinem frühern Freunde, gegenüber nicht das demüthige Ansehen zu gewinnen, als begünstige er die Jesuiten nur deshalb, um sich dadurch ihm, dem Herzog Grimaldi, wieder versöhnlich und freundlich zu zeigen. Aber Grimaldi selbst durfte es jetzt nicht mehr wagen die Jesuiten zu beschützen,

so sehr er auch ihr Freund war, und so sehr Elisabeth Farnese, die spanische Königin Mutter, sie begünstigte. König Carl, ihr Sohn, hatte es endlich gewagt, ihrer Autorität zu trotzen, und in einem eigenhändigen Briefe hatte er dem Herzoge Grimaldi befohlen, hinfort keinen Jesuiten mehr in seinem Palaste zu empfangen.

Und während, wie gesagt, die ganze Diplomatie sich gegen den Orden der heiligen Väter Jesu erklärte, mußte es um so mehr auffallen, daß der russische Graf Orlow sich ihrer erbarmte, daß er die Thore seines Palastes ihnen öffnete, und den Klagen der unglücklichen Väter ein williges Ohr lieh.

Dieser russische Graf, er gab den guten Römern überhaupt viel Stoff zum Nachdenken und Kopfschütteln, er beschäftigte die Weiber durch seine seltene Schönheit, die Männer durch seine wilde Kühnheit und sein rücksichtsloses Betragen. Man nannte ihn einen Barbaren, einen russischen Eisbär, aber man konnte doch nicht umhin, sich für ihn zu interessiren und bereitwillig die kleinen Anekdoten weiter zu erzählen, welche von ihm im Umlauf waren.

Man erzählte sich lächelnd, daß er der Erste gewesen, welcher den Muth gehabt, der mächtigen Republik Venedig zu trotzen, die, unruhig darüber, daß er es wage, in ihrem Territorium Soldaten für seine Flotte anzuwerben zum Kriege gegen die Türken, den Grafen aus dem stolzen und schönen Venedig hatte verweisen wollen.

Aber Alexis Orlow hatte gelacht, als der hohe Senat der Republik ihm den Befehl gesandt: sofort die Stadt zu verlassen. Er hatte den zweihundert Soldaten, welche sein Gefolge bildeten, befohlen, sich zu bewaffnen, und nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, dem hohen Senat aber hatte er antworten lassen: er würde abreisen, sobald es ihm gefällig sei, nicht früher! Da es ihm aber, wie es schien, nicht gefällig war abzureisen, so blieb er, und jetzt sandte ihm der erzürnte und empörte Senat den strengen Befehl, in vier und zwanzig Stunden mit seinen Soldaten Venedig zu verlassen. In feierlichem Zuge begab sich eine Deputation des Senates zu dem russischen Grafen, um ihm diesen Befehl der Dreimänner anzuzeigen. Alexis Orlow empfing sie auf seinem Divan liegend, und auf ihre feierliche Anrede erwiderte er lachend: Niemand als meine Kaiserin hat mir Befehle zu ertheilen! Es bleibt dabei, ich werde abreisen, wenn es mir gefällig ist, nicht früher.

Mit unwilligem Gemurmel und bittern Drohungen hatten die Senatoren sich entfernt. — Graf Alexis Orlow war geblieben, und der Senat, — feigherzig erbebend vor dem jungen russischen Reiche, — er hatte geschwiegen und stumm die Kränkung hingenommen, den übermüthigen Russen noch Wochen lang in ihren Mauern zu sehen! *)

---

*) Archenholz, Italien. Bd. IV. S. 53.

Diesen Beweis von dem Uebermuth des Grafen Orlow erzählten die Römer einander mit sichtlichem Vergnügen, und sie dankten es ihm, daß er die stolze, hochfahrende Republik so gut gedemüthigt und verhöhnt hatte. —

Aber man schüttelte bedenklich den Kopf, als man erfuhr, daß er auch in Rom seinen Stolz und seinen hochfahrenden Uebermuth schien beibehalten zu wollen. Man erzählte von einer Soirée bei der Marchesa Paduli, welcher Alexis Orlow beigewohnt. Als man ihn dort bat, Beweise der übermäßigen Kraft und Stärke, welche ihm den Beinamen „der russische Hercules" verschafft hatte, zu geben, hatte er von dem silbernen Plateau, welches auf dem Tische stand, einen der härtesten Aepfel genommen, und ihn mit spielender Leichtigkeit mit zwei Fingern seiner linken Hand zerdrückt, daß er wie Glas umhersprang. Aber eins dieser harten Apfelstücke war dem neben dem Grafen stehenden Herzoge von Gloucester in das Auge gesprungen und hatte ihn nicht unerheblich verletzt. Die ganze Gesellschaft nahm Theil an diesem Unfall des englischen Prinzen, und umringte ihn klagend und bedauernd. Graf Orlow allein sagte nichts dazu, nicht das leiseste Entschuldigungswort. Er wiegte sich lächelnd auf seinem Stuhle, und sang sich ganz leise ein russisches Volkslied zum Lobe seiner Kaiserin.*)

*) Gorani. Bd. II. S. 23.

Und war nicht auch dies ein Hohn, daß Alexis Orlow sich jetzt als Freund der Jesuiten bezeigte, welche das Wort des Statthalters Gottes verfehmt und geächtet hatten? War es nicht ein Hohn, daß er diesen verfolgten Vätern Jesu laut und öffentlich in Rußland Schutz und Aufnahme versprochen und sie aufgefordert hatte, dort sich neue Klöster und neue Gemeinden zu gründen?

Aber Alexis Orlow kümmerte sich wenig um das Kopfschütteln und die Mißbilligung der Römer. Er sagte zu seinem Vertrauten Stepano: Keine höhere Lust giebt es, als der ganzen Welt zu trotzen und allen den Dingen sich feindlich zu widersetzen, welche die dummen Menschen uns als Gesetze aufbürden möchten. Der Freund und Günstling Katharina's hat nicht nöthig, sich solchen albernen Gesetzen zu fügen; wo ich hintrete mit meinem Fuße, da gehört die Erde mir, und wenn man sie mir streitig machen will, so werde ich sie mir mit Gewalt nehmen! In Rußland bin ich der Leibeigene der Kaiserin, dafür will ich doch im Auslande mindestens die ganze Welt als meinen Leibeigenen behandeln! Das belustigt mich, und wozu ist denn die Welt anders da, als daß man sich auf ihr belustige?

Ein wenig doch auch wohl zur Arbeit, sagte Stepano mit einem schlauen Lächeln.

Dazu habe ich meine Sclaven, dazu habe ich Dich, rief Orlow lachend. Für mich giebts hier in Rom nur eine Arbeit, und diese ist: in Rom selbst möglichst viel

Unruhe zu machen, das Volk mit seiner Regierung zu entzweien, damit diese alle Hände voll zu thun, und nicht Zeit habe auf unser niedliches Spiel mit der kleinen Prinzessin zu achten, oder gar es uns zu wehren. Wir müssen freie Hand zum Handeln haben, das ist das Wichtigste! Laß uns daher nur die frommen Väter Jesu beschützen und den Feinden dieses allzukühnen Papstes Unterstützung bieten, wir erreichen doch damit zuletzt nur unsern eigenen Zweck, und das sei uns genug!

Doch sind wir bei unserer Prinzessin Natalie noch um keinen Schritt vorwärts gedrungen, sagte Stepano achselzuckend. Das ist eine uneinnehmbare Festung, wie es scheint.

Sie soll sich uns dennoch ergeben müssen, rief Alexis Orlow lachend, und zuletzt soll sie uns doch als Sieger anerkennen! Wir unterminiren, Stepano, und erst wenn das Gebäude krachend über ihr zusammenstürzt, soll sie's bemerken, daß sie schon lange in Gefahr gewesen. Und wie sagst Du? Wir wären noch keinen Schritt vorwärts gedrungen? Und doch ist Rasczinsky fort, und wir haben es verstanden, den Cardinal Bernis, der sich für unsere Kleine interessiren wollte, mit den Jesuiten-Angelegenheiten so sehr zu beschäftigen, daß er nicht Zeit hat, noch an die kleine Prinzessin zu denken. Ach, die Jesuiten sind sehr nützliche Leute! Wir streuen sie den Herren Diplomaten als Schnupftabak in's Gesicht, und

während sie sich die blöden Augen reiben, und vor Schmerzen schreien, werden wir unsern kleinen Fisch ganz geräuschlos in unsere Netze ziehen, und ihn unangefochten in die Heimath führen.

Und wenn er nicht in das Netz hineingeht?

Er muß hinein, rief Orlow ungeduldig. Pah, ist's mir doch gelungen, unsern Kaiser, den Gott segnen möge, zur rechten Zeit in die Ewigkeit hinein zu bugsiren, und ich sollte zweifeln, dieses junge schöne Kind zur rechten Zeit in meine Arme zu schließen? Sieh mich doch an, Stepano, was fehlt mir denn dazu? Sind die schönen Weiber Rom's nicht Alle ganz entzückt von dem russischen Hercules? Wie sollt's denn kommen, daß eine Landsmännin mir widerstehe? Die Präliminarien, das ist die Hauptsache, und wenn wir nur erst Jemand haben, der sie auf meine Erscheinung vorbereitet, dann wird Alles gut gehen. Den aber werden wir finden, Dank unsern Rubeln! — Doch jetzt, Stepano, laß es genug sein mit der Politik. Rufe meine Kammerdiener. Es ist Zeit zur Toilette, und das ist ein sehr wichtiges Geschäft!

XIII.

Corilla.

Corilla war allein. Unruhig, voll stürmischer Gedanken ging sie heftig auf und ab, zuweilen einzelne, glühende

Ausrufungen ausstoßend, dann wieder sinnend vor sich hinstarrend. Sie war ein vollblutiges, heißes, italienisches Weib, das entweder mit ganzer Seele hassen oder lieben will, und beide Gefühle mit gleicher Kraft und gleicher Wärme in ihrem Busen nährt. Aber der Haß in ihr verrauchte so schnell, wie die Liebe; es war ihr nur der Champagnerschaum, den sie sich abschlürfte vom Leben, um sich einwenig daran zu berauschen, denn in der Berauschung fühlte sie sich erst als Dichterin, war sie erst im Stande zu improvisiren.

Ich muß durchaus immer verliebt sein, sagte sie, denn sonst wäre es um meinen Ruhm geschehen. Mit ruhigem Blute und friedlichen Sinnen läßt sich nicht improvisiren und dichten. In mir muß Alles zucken und flammen, jeder Nerv, jede Fiber meines Wesens muß glühen und zittern, das Blut muß wie Feuer durch meine Adern rollen, und die glühendsten Wünsche, die inbrünstigste Sehnsucht, sei's der Liebe, sei's des Hasses, muß in mir sein, dann nur werden mir auch meine Dichtungen gelingen. Und das wollen diese zarten, sittsamen Menschenkinder nicht begreifen, und dieses niedere römische Volk wagt es sogar, mich darüber zu schelten, daß ich stets suche nach neuen Emotionen, und neuem Begeisterungsstoff für meine Muse.

Die Liebe war der Improvisatrice Corilla nichts weiter als ein stärkender Wein, mit welchem sie ihre ermattete Poesie zu neuer Daseinskraft empor-

schnellte, und so nur auch war es gewesen, daß sie Carlo liebte und daß sie um ihn weinte, nur daß die Liebe hier etwas länger gedauert, weil Er es war, der sie aufgab, und sie verließ. Das war's, was sie so glühend machte im Hassen, das war's, weshalb sie diejenige zu morden trachtete, um deretwillen Carlo sie verlassen!

Dies ist eine neue Situation, sagte sie, die ich da durchempfinde und durchlebe. Eine Dichterin aber muß alle Empfindungen, alle Gluthen in sich erlebt haben, wie sollte sie sonst sie schildern können? Ich meinestheils, ich glaube nicht an die Offenbarungen des Genius, ich glaube nur an die Erfahrungen. Nur was man erlebt hat an Gefühl und Leidenschaft, nur das wird man im Stande sein zu schildern. Wer möchte es versuchen, den Geschmack einer Ananas zu schildern, wenn er sie nicht zuvor gekostet hat? Ich muß von jeder Ananas der Empfindung gekostet haben, sonst kann ich sie Euch nicht mit Wahrheit schildern! —

Daß dieser Mordversuch auf Natalien mißglückte, das war ihr gleichgültig. Die Emotion desselben hatte sie doch erfahren, und eben so wär's ihr gleichgültig gewesen, wenn der Dolch Natalien's Brust durchbohrte, — sie war Südländerin genug, einen Mord nur zu denjenigen leichten Sünden zu rechnen, für welche der Priester Absolution ertheilt.

Nur Eins war's, was Corilla ausschließlich beschäf-

tigte, was sie quälte und verfolgte Tag und Nacht, — ihr Ruhm! Ihren Namen wollte sie gepriesen wissen vor der Welt, verherrlicht wollte sie dastehen vor ganz Europa, und für den stolzen Ruhm, als Dichterin auf dem heiligen Capitol gekrönt zu werden, für diesen Ruhm hätte sie willig Jahre ihres Lebens hingegeben.

Das war der Zielpunkt ihres Lebens, und wie Vieles hätte sie nicht ertragen, gewagt und geduldet, um es zu erreichen. Wie viele Intriguen waren nicht ersonnen, wie viel Verstellung und List, wie viel Schmeichelei und Heuchelei nicht schon aufgewandt worden, und Alles, Alles noch vergeblich!

Deshalb war es, daß Corilla eben weinte, und daß sie bald finster grollend, und bald mit lauten Schmerzensäußerungen heftig auf und ab ging. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, — sie war sehr schön in dieser Erregung! Das mußte sie sich selber zugestehen, als ihr Blick eben im Spiegel ihr eigenes Bild traf.

Mit einem wohlgefälligen Lächeln blieb sie stehen vor dem Spiegel, und fast unwillig sagte sie: Ach, warum bin ich jetzt allein, warum sieht mich Niemand in meiner schönen Gluth? Jetzt könnte ich wirksam sein mit meinem Angesicht, und mir Freunde damit machen! Warum denn bin ich jetzt allein!

Aber es schien, als dürfe Corilla nur einen Wunsch äußern, um ihn schnell erfüllt zu sehen, denn eben öffnete

sich die Thür, und der eintretende Diener meldete den Grafen Alexis Orlow.

Corilla lächelte vor Vergnügen, und dieses Lächeln ließ sie auf ihren Lippen stehen, denn sie wußte sehr genau, daß es sie vorzüglich kleidete, und daß sie damit schon manches Herz erobert hatte. Heimlich aber klopfte ihr Herz vor Furcht, und sie fragte sich bang in ihrem Innern: was will dieser russische Graf nur bei mir?

Aber mit heiterm Angesicht schritt sie ihm entgegen; sie schien es gar nicht zu bemerken, daß seine Stirn in finstern Falten lag, und daß seine Züge einen fast drohenden Ausdruck zeigten.

Er ist ein Barbar, dachte sie, und mit Barbaren muß man anders umgehen, als mit den andern Männern. Ich werde schmeicheln müssen, um diesen Löwen zu bändigen!

Es ist eine ernste Sache die mich zu Ihnen herführt, Signora, sagte Alexis finster.

Eine ernste Sache? fragte sie heiter. Ach, dann bedauere ich Euch, Graf. Es ist schwer mit mir von ernsten Dingen zu sprechen!

Ihr thut sie lieber! rief Alexis, indem er sich nachlässig in den Divan warf. Ihr mögt nicht mit so ernsten Dingen spielen, als zum Beispiel ein Dolch ist, darum werft Ihr ihn lieber von Euch, gleichviel ob Ihr damit auch ganz zufällig ein anderes Herz durchbohrt.

Ich verstehe Euch nicht, Graf, sagte Corilla unbe-

fangen, aber sie sah ihn dabei mit einem so reizend verlockenden Ausdruck an, daß Alexis unwillkührlich lächelte.

Ich will mich Euch verständlich machen, sagte er milder. Ihr sollt wissen, daß ich Euch kenne, Corilla! Der Mörder, welcher auf jenem Feste beim Cardinal Bernis die Prinzessin Tartaroff verfolgte, Ihr hattet ihn gedungen, Signora Maddalena Morelli Fernandez, genannt Corilla!

Und wenn es nun wahr wäre, Signor Alexis Orlow, genannt der schöne nordische Hercules? fragte sie, mit anmuthiger Schalkhaftigkeit seinen gravitätischen Ernst nachahmend. Wenn es nun wahr wäre, was weiter?

Alexis sah ihr fast erstaunt in's Gesicht. Ihr seid wundervoll kühn! sagte er.

Nur die Sclaven sind muthlos, sagte sie. Die Freiheit ist die Mutter der Kühnheit!

Ihr läugnet also nicht, daß Ihr den Bravo gedungen hattet?

Zunächst läugne ich Euch nur das Recht des Inquirierens ab, sagte sie.

Ich habe ein Recht dazu, rief er heftig. Die Prinzessin Tartaroff ist die Unterthanin der russischen Kaiserin, meiner Herrin, und Katharina wacht und beschützt mit mütterlicher Zärtlichkeit all' ihre Unterthanen.

Diese gute zärtliche Kaiserin, rief Corilla mit einem zweideutigen Lächeln. Aber um ihre Kinder und Unter-

thanen recht zu behüten, sollte sie sie niemals aus dem Lande lassen. Nehmt doch die schöne Prinzessin Tartaroff mit Euch nach Rußland, dann wird sie sicher sein vor unsern italienischen Dolchen, nehmt sie mit Euch, das wird das Beste sein!

Ihr haßt also die arme kleine Prinzessin recht von ganzem Herzen? fragte Alexis lachend.

Ja, sagte sie nach kurzem Besinnen glühend, ich hasse sie. Und wollt Ihr wissen, weßhalb, Signor? Nicht um ihrer Schönheit, nicht um ihrer Jugend, aber um ihres Talentes willen. Sie ist ein großes Talent. Ach, es gab eine Zeit, da haßte ich sie, obwohl ich sie nicht kannte. Aber jetzt, jetzt ist das etwas ganz Anderes. Ich hasse sie nicht nur, ich fürchte sie! Denn sie kann meine Rivalin werden, meine Rivalin des Ruhmes! Ach, Ihr hättet sie sehen sollen an jenem Abend. Wie ein Schwan war sie anzuschauen, und wie ein Schwanenlied so klang ihr Gesang. Und Alles jauchzte und Alles schrie, und die Weiber weinten, ja, ich, ich selber weinte, nicht aus Rührung, aber aus Zorn, aus Erbitterung, denn man hatte mich vergessen, vergessen um dieser neuen Dichterin willen, sie umringte man mit Schmeicheleien, mich ließ man allein und unbeachtet stehen! Und ihr fragt noch ob ich sie hasse?

Ganz unwillkührlich hatte sie sich hinreißen lassen von ihrer eigenen Gluth, von ihrem innern Zorn, — Graf Orlow las mit geheimem Vergnügen in ihren Zü-

gen daß dies keine Comödie sei, welche sie da improvisire, sondern daß dies Wahrheit und Wirklichkeit.

Wenn Ihr so denkt und empfindet, sagte er leise, dann werden wir uns bald verstehen, Signora! Ein rechter Haß ist eben so viel werth, als eine rechte Liebe, ja oft noch mehr. Dem Hasse darf man mehr vertrauen, denn er ist dauernder. Ich will Euch also vertrauen, Signora, wenn Ihr mir schwört, kein Wort zu verrathen von Dem, was ich Euch sagen will.

Ich schwöre es! betheuerte Corilla ernst.

So hört denn! Die Prinzessin Tartaroff ist eine Betrügerin, kein fürstliches Blut fließt in ihren Adern, und wenn sie sich für eine Fürstin ausgiebt, so geschieht es, weil sie hochverrätherische Pläne damit verbindet. Mehr darf ich Euch nicht sagen, nur dies noch, daß meine erlauchte Kaiserin mir aufgetragen hat, die betrügerische Prinzessin zu ihr nach Petersburg zu bringen, damit sie dort ihre Strafe empfange. Ich hab's geschworen, dies zu thun, und ich muß mein Wort lösen, sie, ohne Aufsehen zu erregen, ungefährdet und gesund von hier zu bringen. Begreift Ihr also, weshalb ich komme?

Ich begreife, sagte Corilla. Eine Kaiserin will sich rächen, und deshalb soll eine arme Dichterin ihre kleine Privatrache aufgeben. Wie aber, wenn ich nicht an diese ganze Geschichte glaube, wenn ich sie für ein Mährchen halte, das Ihr ersonnen, um Eure Prinzessin vor mir zu sichern?

Ihr werdet mir schon glauben müssen, hört mich nur weiter an!

Und Alexis Orlow sprach lange und lebhaft zu ihr, er ließ sie einen Blick thun in seine geheimsten Intriguen, in seine fein durchdachtesten Pläne, und Corilla folgte ihm mit gespannter Erwartung und hochglühenden Wangen.

Ich begreife das Alles, Alles, sagte sie lebhaft, als Alexis endlich schwieg, das ist ein großer, aber zugleich ein infernalischer Plan, den Ihr da vorhabt, ein Plan, um den Euch die Teufel selber bachachten müssen!

Und Ihr? fragte Alexis lachend.

Oh ich, sagte sie, ich gehöre vielleicht zu den Teufeln. Und darum will ich Euch auch hülfreich sein! Ihr bedürft eines Unterhändlers mit einem weiten Gewissen und einer klugen Zunge. Ich kann Euch einen solchen verschaffen. Ach das wird eine drollige Geschichte geben. Sagtet Ihr nicht, der Sänger Carlo bewache wie ein Drache diesen goldenen Schatz? Nun, sein Bruder soll es sein, der diesen Drachen bekämpft. Sein eigener Bruder! Ist das nicht lustig, Graf?

Und seid Ihr seiner sicher? fragte Orlow. Wie nun, wenn sein Bruder, ihn für sich gewänne.

Seid außer Sorgen, dieser Carlo Ribas ist so tugendhaft, daß er Niemand mehr haßt, als seinen Bruder Joseph, bloß weil er einige Jahre wegen Falschmünzerei auf der Galeere war. Jetzt ist er frei und heimlich

hierher gekommen; da er weiß, daß ich seinen Bruder kenne, kam er zu mir, um mich um Unterstützung zu bitten. Ich werde ihn zu Euch senden!

Und Ihr werdet auch meine Bitte nicht vergessen, in allen Gesellschaften von der großen Liebe zu erzählen, welche Kaiserin Katharina für diese ihr nah verwandte Prinzessin Tartaroff hegt?

Ich werde das nicht vergessen. In Eure Hand, Graf, lege ich meine Rache, Ihr werdet mich von dieser Nebenbuhlerin befreien!

Das werde ich, sagte er mit einem grausamen Lachen. Und wenn das Werk vollendet ist, und Ihr mir getreulich beigestanden, dann, Signora, dürft Ihr der höchsten Dankbarkeit der Kaiserin gewiß sein! Katharina ist die erhabene Beschützerin der Musen, und in ihrer Gnadenfülle wird sie der berühmten Dichterin Corilla nicht vergessen. Ihr dürft auf eine kaiserliche Belohnung rechnen!

Und ich werde sie dankbar entgegen nehmen, sagte Corilla lächelnd. Eine Dichterin ist immer arm und bedarf der Unterstützung. Die Musen verleihen alle Freuden, nur den Reichthum nicht.

Ach, rief Corilla, als der Graf sie verlassen, ich werde endlich doch Alles erreichen, was ich mir ersehnt, ich werde nicht nur mit Ruhm gekrönt, sondern auch mit Reichthum gesegnet werden, und das ist eine Segnung, welche fast dem Ruhme gleich kommt. Das Geld hat schon manchen Ruhm begründet, aber nicht alle Mal

hat der Ruhm das Geld nach sich gezogen. Ich werde reich sein, und auch berühmt!

Das bist Du schon, rief der Cardinal Francesko Albani, welcher unbemerkt so eben zu ihr eingetreten war.

Ich bin es nicht, sagte sie heftig, denn man verweigert mir des Ruhmes Preis. Was sagte der Papst, und wart Ihr bei ihm, Eminenz?

Ich komme so eben von ihm her!

Nun, und was sagt er?

Was er mir immer antwortet: Nein!

Corilla stampfte heftig mit dem Fuß und ihre Augen schleuderten Blitze.

Wie schön Ihr eben seid! sagte der Cardinal zärtlich, einen Arm um sie schlingend.

Sie stieß ihn heftig zurück. Berührt mich nicht, rief sie, Ihr verdient es nicht, daß ich Euch liebe. Geht, geht, Ihr seid ein Schwächling, wie alle Männer. Wenn es darauf ankommt zu handeln, dann sinkt Euer Arm, und Ihr seid machtlos, schwach! Ach, das Weib, welches Ihr zu lieben schwört, es bittet Euch um einen kleinen Dienst, und Ihr wollt ihre Bitte nicht erfüllen! Geht, Ihr seid ein kaltherziger Mann und gar nicht werth, daß Euch Corilla liebt!

Aber mein Gott, rief der Cardinal verzweiflungsvoll, Ihr fordert einen Dienst von mir, und es steht doch nicht in meiner Macht, ihn zu erfüllen. Fordert

etwas Anderes, Corilla, fordert ein Menschenleben, ich will's Euch darbringen. Aber ich kann nicht geben, was nicht mein ist! Ihr fordert eine Lorbeerkrone, und nur der Papst hat sie zu vergeben, und so eben hat er mir geschworen, so lange Er lebe, Euch diese Lorbeerkrone nicht zu bewilligen!

Wird er denn ewig leben? schrie Corilla außer sich vor Zorn.

Der Cardinal sah sie erstaunt und fragend an. — Plötzlich nahmen seine Züge einen wilden, hämischen Ausdruck an, und heftig Corilla's Hand ergreifend, murmelte er: Ihr habt Recht! Wird er denn ewig leben? Pah, selbst ein Papst ist ein sterblicher Mensch. Und wenn wir ihm nun einen Nachfolger wählten, der Euch mehr liebte, als — Corilla, unterbrach sich der Cardinal, indem er sie trotz ihres Widerstrebens an seinen Busen drückte, Corilla, schwört mir noch einmal, daß Ihr auf ewig mein, nur mein sein wollt, sobald ich Euch die Lorbeerkrone auf dem Capitol verschaffe! Schwört das noch einmal!

Sie sah ihn mit einem so süß verlockenden Lächeln an, daß der Cardinal erbebte vor Lust und Freude.

Wenn Ihr Corilla mit der Lorbeerkrone auf dem Capitol geschmückt, dann wird sie freiwillig und beglückt Euch ihre Myrthenkrone zu Füßen legen, flüsterte sie mit einem reizenden Ausdruck jungfräulicher Verschämtheit. —

Der Cardinal drückte sie heftig an seine Brust. Ihr werdet diesen Lorbeer haben und Eure Myrthenkrone ist mein! sagte er glühend. Ihr sollt schon sehen, ob Francesko ein kaltherziger Mann ist. — Lebt wohl, Corilla!

Und mit einem flüchtigen Gruß eilte er von dannen. Corilla sah ihm erstaunt und lächelnd nach.

Er wird Wort halten, sagte sie. Ich werde endlich gekrönt werden und ganz Europa wird wiederhallen von meinem Ruhm!

XIV.

Die heiligen Schacherer.

Der Cardinal Francesko Albani eilte indeß mit der Hast eines Jünglings durch die Straßen. Er achtete weder auf die ehrfurchtsvollen Begrüßungen und Kniebeugungen der Vorübergehenden, noch auf ihr Entsetzen und ihren sichtbaren Schrecken, wenn sie in dem hochgefeierten Kirchenfürsten und unter dem Cardinalshut ihn erkannten, den grausamen und gefürchteten Francesko Albani.

Vor dem Palaste des Cardinals Juan Angelo Braschi blieb er stehen. Die Equipage des neuen Cardinals hielt vor dem Thor.

Ah, sagte Albani freudig, er ist also noch daheim, ich treff' ihn noch!

Eiligen Schrittes ging er hinein in den Palast, und den ihm voraneilenden Kammerdiener Braschi's zurückdrängend, trat er unangemeldet in das Cabinet des neuen Cardinals.

Erschreckt nicht, Eminenz, sagte Albani lächelnd, ich werde Euch nicht lange aufhalten! Ich kenne Eure Gewohnheiten, und ich weiß, daß Signora Malveda Euch gerade um diese Stunde zu erwarten pflegt. Aber es ist etwas Wichtiges, was ich Euch da zu sagen habe. Ihr wißt, ich bin ein Mann ohne Umschweife und Formen, immer gerade auf das Ziel lossteuernd. Ich thu's auch jetzt! Ihr habt das Gelüste, dereinst der Nachfolger Ganganelli's zu werden?

Braschi erblaßte, und wandte den erschrockenen Blick zur Erde.

Weshalb erschreckt Ihr denn? rief Albani. Jeder Cardinal hofft und wünscht der Vater der Christenheit zu werden, das ist natürlich; ich würd's auch für mich selber wünschen, aber ich weiß, daß ich es nicht werde. Ich habe die guten Herren Cardinäle, welche im Conclave den heiligen Geist anrufen, zu sehr in meine Karten schauen lassen. Ich war nicht so klug als Ihr, Braschi, und deshalb paßt Ihr auch besser dazu, der Statthalter Gottes zu werden! Wollt Ihr Papst werden, wenn einst Ganganelli stirbt, Braschi?

Wie hoch haltet Ihr meine Stimme, und wieviel gilt sie Euch?

Mehr als ich besitze, unendlich mehr! sagte der schlaue Braschi. Wenn ich Eurer Stimme sicher wäre, so hätte ich die bestimmte Hoffnung, Papst zu werden, denn Eure Stimme zieht viele andere nach. Wie wollt Ihr also, daß ich schätze, was unschätzbar ist?

Wollt ihr mir zwanzigtausend Scudi geben? fragte Albani. *)

Das Dreifache, wenn ich es besäße, aber ich habe nichts. Ich bin ein sehr armer Cardinal, Ihr wißt es wohl. Mein ganzes Vermögen besteht in sechstausend Scudi, und die wage ich nicht, Euch anzubieten!

So borgt Euch doch von der Signora Malveda! rief Albani. Laßt uns ohne Umschweife sprechen. Ihr wollt Papst werden, und ich will Euch gefällig sein! Wie viel wollt Ihr zahlen?

Wenn Signora Malveda mir viertausend Scudi liehe, so hätte ich zehntausend Euch anzubieten!

Nun, mag es sein! Zehntausend Scudi mögen aus-

---

*) Gorani sagt von diesem Cardinal Bd. II. S. 131: Er ist übermäßig rachsüchtig und besoldet daher sogenannte Bravi, denen er seine Rache überträgt. Bösewichter finden bei ihm Schutz, und er zieht sie an seine Tafel, damit sie immer bereit sind, seine Blutbefehle auszuführen. Bei dieser Härte ist er überdies auch geizig, und verkauft seine Protection, woher denn sein Palast Bankerottirern und Mördern als Freistätte dient.

reichen, wenn ihr mir außerdem noch eine Gefälligkeit erzeigen wollt!

Fordert nur, sagte Braschi.

Ihr wißt, Ganganelli weigert sich, unsere berühmte Improvisatrice Corilla auf dem Capitol zu krönen. Dies ist eine Ungerechtigkeit, die des Papstes Nachfolger wird gut zu machen haben. Wollt Ihr das thun?

Braschi blickte schlau dem Cardinal in's Gesicht. Ah, sagte er, Signora Corilla scheint minder freigebig als Signora Malveda zu sein? Sie will Euch keinen Vorschuß bewilligen auf ihre künftige Lorbeerkrone, ist's nicht so? Ich kenne das, nichts Schlimmeres, als ein ehrgeiziges Weib. Hört, Albani, es scheint, wir sollen uns gegenseitig gefällig sein, ich bedarf Eurer Stimme, um Papst zu werden, Ihr bedürft der meinen, um ein begünstigter Liebhaber zu werden. Nun wohl, gebt mir Eure Stimme, ich verspreche Euch dafür eine Lorbeerkrone für die Signora Corilla, und achttausend Scudi für Euch selber.

Ah, Ihr wollt schachern, rief Albani verächtlich. Ihr werdet ein sehr knickriger Statthalter Gottes sein. Aber immerhin, Corilla's Ruhm ist schon zweitausend Scudi werth. Ich bin's zufrieden! Gebt mir achttausend Scudi und das Versprechen, Corilla zu krönen!

Sobald ich Papst bin, soll Beides geschehen. Mein heiliges Wort darauf. Soll ich es Euch vielleicht zur nähern Bekräftigung noch auf die Bibel beschwören?

Der Cardinal Albani blickte dem Frager erstaunt in's Gesicht, dann brach er in ein lautes, spöttisches Lachen aus.

Nein, nein, sagte er, wir Priester kennen uns. Ein schriftliches Wort ist besser, als tausend beschworne Eide! Laßt uns einen Contract ausfertigen, das ist besser. Wir unterzeichnen Beide!

Ganz wie Ihr wollt, sagte Braschi lächelnd, indem er zum Schreibtisch trat, und rasch einige Zeilen auf ein Papier hinwarf. Dann reichte er dies dem Cardinal Albani hin, der es aufmerksam las und gleich Braschi unterzeichnete.

Das Geschäft wäre zu Ende gebracht, sagte Albani. Jetzt, Cardinal Braschi, fahrt zu Eurer Signora und überrascht sie mit der Nachricht, daß sie einen Papst in spe in Euch begrüßt. Papst Clemens wird bald eines Nachfolgers bedürfen, er soll sehr kränklich sein, der arme Papst!

So sprechend nickte der Cardinal Francesko Albani dem zukünftigen Papste freundlich zu, und verließ eiligst, wie er gekommen, den Palast.

Und jetzt zu den frommen Vätern Jesu, sagte er, auf die Straße hinaustretend. Es war sehr klug von mir, daß ich heute zu Fuße zu Corilla ging. Unsere verwünschten Equipagen, die verrathen gleich Alles, es sind die ärgsten Plaudertaschen. Was würden die guten Römer sich verwundern, wenn die Equipage eines Car-

dinals vor dem Hause der Verdammten hielte. Nein, nein, strengt Euch nur selber an, meine eminenzlichen Beine. Nur diesen Gang noch, dann werden wir Ruhe haben!

Und der Cardinal schritt rüstig weiter, bis er das Jesuiter-Collegium erreicht hatte. Hier stand er still und blickte vorsichtig nach allen Seiten um.

Diese verdammte heilige Kleidung ist auch ein Hinderniß, murmelte er. Wie das Aushängeschild eines Krämers schreit sie es aller Welt in's Gesicht: ich bin ein Cardinal. Hier ist Ablaß und Dispens und Gottes Segen zu verkaufen. Kauft, kommt und kauft! — Ich darf mich jetzt noch nicht hineinwagen in dies verpönte heilige Haus. Man könnte es bemerken und Alles beargwöhnen und verrathen. Corilla, theures, schönes Weib, es kostet mich viel Mühe und viel Anstrengung, Dir zu dienen, wirst Du's mir lohnen?

Geduldig harrte der Cardinal, im Schatten eines Taxusgebüsches verborgen, so lange, bis die Straße einen Moment leer war und einsam. Dann ging er mit eiligen Schritten an die Seitenpforte des Klosters, und sicher, daß Niemand ihn eben beobachte, trat er hinein.

Eine tiefe und lautlose Stille herrschte in den langen öden Klostergängen. Es schien, als läge ein Todesschleier über dem ganzen Gebäude, als sei es ausgestorben, verödet. Nirgends eine Spur mehr jenes regen, geschäftigen Lebens, das sonst in diesen Corrido-

ren herrschte, nicht mehr diese Schaar von Schülern, die sonst diese Gänge bevölkerten, — die Thüren der großen Lehrsäle offen, die Bänke leer, die Katheder, auf denen die frommen Väter sonst mit so spitzfindiger Klugheit ihre gefährlichen Lehrsätze zu vertheidigen gewußt, auch diese verödet! — Das Reich der Jesuiten war zu Ende, Ganganelli hatte sie gestürzt von ihrem Throne, und ihm fluchten sie als ihrem Mörder! Er hatte ihren heiligen Orden aufgehoben, er hatte ihnen befohlen, die Tracht ihres Ordens abzulegen und in einen andern Mönchsorden zu gehen, oder die Kleidung der gewöhnlichen Abbé's anzulegen. Aber aus ihrem Besitzthum, aus diesem Collegium Il Gesu hatte er sie doch nicht vertreiben können, bis in das Innere ihres Klosters hinein durfte des Papstes Machtspruch seine mörderische Gewalt nicht üben. Da blieben sie, was sie gewesen, die heiligen Väter Jesu, die frommen Beschützer der List und des christlichen Betruges, die klugen Vertheidiger des Königsmordes, die stolzen Diener der alleinseligmachenden Kirche. Da sannen sie mit Zähneknirschen und tobender Wuth im Herzen auf Rache zunächst an dem verbrecherischen Papste, der sie verdammt hatte, noch lebend schon gestorben zu sein, der ihr heiliges Collegium als ein schlimmer Zauberer in ein offenes Grab verwandelt hatte. Er hatte sie getödtet, und er, sollte er dennoch leben?

Mit dieser unheilvollen Frage beschäftigten sich die

frommen Väter, die überlegten sie in ihrem finster grollenden Herzen, von der flüsterten sie in den langen Stunden geheimer, leise geflüsterter Unterhaltung mit ihrem Prior.

Und in solcher geheimen Unterhaltung war es, daß Cardinal Francesko Albani den Prior mit seinen Vertrauten im Refectorium versammelt traf.

Laßt Euch nicht stören, sagte er lachend, ich seh's an Euren Gesichtern, Ihr seid just noch bei demselben Gespräch, an dem Ihr mich gestern ein wenig Theil nehmen ließt. Das ist sehr schön, da können wir fortfahren, wo wir gestern abbrachen, und den Faden wieder anknüpfen, wo ich ihn gestern so ungestüm zerriß. Bei welchem Knoten, den Ihr mir schürztet, geschah's doch gleich?

Die Augen der frommen Väter Jesu leuchteten vor heimlicher Freude. Francesko Albani war geneigt sich ihren Plänen und Wünschen zu fügen, das sahen sie an seinem listigen Lächeln, das merkten sie an seiner Wiederkehr.

Wir sprachen von dem heiligen und wichtigen Geschäft, welches Ihr morgen zu verrichten habt, Eminenz, sagte der Prior mit einem feinen Lächeln.

Ach ja, jetzt entsinne ich mich, rief der Cardinal mit anscheinender Gleichgültigkeit. Wir sprachen von der morgenden Communion Sr. Heiligkeit unsers erhabenen Papstes!

Und davon, daß Ihr, Eminenz, morgen das wichtige Geschäft habt, den heiligen Wein in den goldenen Kelch des Statthalters Gottes zu gießen, flötete der Prior.

Ja, ja, jetzt weiß ich Alles, sagte Albani lächelnd, Ihr spracht mir von einer wundervollen Flasche Wein, der Ihr gern zu der Ehre verhelfen möchtet, von Sr. Heiligkeit vermittelst der goldenen Röhre ausgeschlürft zu werden aus dem Abendmahlsbecher.

Es ist ein so köstlicher Wein, daß nur der Statthalter Gottes würdig ist, seine Lippen damit zu netzen, sagte der Prior. Die Lippe keines andern Sterblichen darf ihn berühren!

Ich kenne solche Weine, rief Albani, sie gedeihen am Besten in der Gegend von Neapel,*) und wer sie trinkt, der ist einer ewigen Seligkeit theilhaftig!

Ja, Ihr habt Recht, es ist ein wunderbar stärkender Wein, sagte der Prior, die Hände faltend, und den Blick gen Himmel richtend. Lob und Preis sei Gott, daß er uns im Besitz einer so köstlichen Essenz gelassen. Der Papst, sagt man, sei leidend, er bedarf der Stärkung. Seht, wie sehr wir die Lehren dessen befolgen, dessen Namen wir tragen, und welcher geboten hat: „liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen!“ — Statt uns

---

*) In Neapel wird einzig und allein das berühmte Gift Acqua Tofana angefertigt.

zu rächen, wollen wir seine Wohlthäter sein und ihn laben mit dem Köstlichsten was wir besitzen!

Und so eigennützig wollt Ihr sein, daß er von Eurer Wohlthat gar nichts wissen und erfahren soll, ganz heimlich und in der Stille wollt Ihr ihn beglücken. Wie aber, wenn ich Euch verriethe, und Euer edles und kostbares Geheimniß Sr. Heiligkeit hinterbrächte? Ja, ja, ich werde meinen Mund aufthun und reden, es müßte denn sein, daß Ihr mich daran verhindertet, und mir mit einem goldenen Schloß das Reden wehrtet!

Das werden und das wollen wir, sagte der Prior freudig.

Das Schloß, das mir den Mund verschließen könnte, müßte sehr schwer sein, rief Albani lachend.

Das ist es auch, es ist sechstausend Scudi werth, sagte der Prior.

Das ist viel zu leicht, rief Albani lachend, das wird nicht ausreichen, mich zu fesseln. Es bleibt immer ein gefährliches Wagestück, das ich da unternehme. Bedenkt, wenn Jemand diese Flasche seltenen Weins bei mir bemerkte, wenn Ganganelli es inne würde, daß es nicht Wein aus seinem Keller ist, den ich in den Becher gegossen. Es ist ein kühnes Werk, das Ihr mir aufbürden möchtet, ein Werk, das mich um meinen Kopf bringen kann, und Ihr wagt es, mir armselige sechstausend Scudi zu bieten. Adieu denn, meine frommen Väter, behaltet Ihr Euer goldenes Schloß, und ich mei-

nen unverschlossenen Mund. Adieu, ich werde zu sprechen wissen!

Und der Cardinal näherte sich der Thür. Der Prior eilte ihm nach, und ihm ein kleines Fläschchen darreichend, dessen Inhalt rein und klar, wie Crystallwasser war, flüsterte er scheu und ängstlich: Zehn Tropfen davon in den Abendmahlswein Ganganelli's, und zehntausend Scudi sind Euer!

Gebt diese zehntausend Scudi, sagte Albani entschlossen.

Und die Tropfen?

Der Wein des Papstes ist zu stark, ich werde ihn ein wenig mit diesem schönen Wasser verdünnen.*)

XV.

Sic transit gloria mundi.

Am andern Tage war ein feierliches Hochamt in St. Peter. Ganz Rom strömte herbei, um diesem großarti-

*) Das Gift Acqua Tofana ist rein und klar, wie Wasser, ganz ohne Geschmack und Geruch. Es wird angefertigt aus Opium und spanischen Fliegen, verbunden mit einigen andern Ingredienzen, die aber als ein tiefes Geheimniß bewahrt werden, und nur den Verfertigern bekannt sind. Daß das Acqua Tofana aus dem Schaume verfertigt werde, welcher zuweilen auf den Lippen der Sterbenden sich zeigt, ist ein Mährchen. — Alessandro Borgia war der Erste, welcher das Acqua Tofana in Anwendung brachte.

gen und rührenden Schauspiele beizuwohnen. In den Straßen wogte ein dichtes Menschengedränge, und Alles jauchzte und schrie, als jetzt der Papst auf seinem vergoldeten Lehnstuhl in der Mitte seiner Schweizergarden erschien und mit freundlichem Lächeln die Grüße seines Volkes entgegennahm.

Nach St. Peter wogte das Menschengedränge, und nach St. Peter trug man den Papst. Ein ernster schwermüthiger Ausdruck sprach aus den Zügen Ganganelli's, und wie er jetzt herniederblickte auf die Tausende seiner Unterthanen, welche jauchzend ihm folgten, da fragte er sich leise in seinem Herzen: wer unter Euch wird mein Mörder sein? Und wieviel Zeit gönnt Ihr mir noch, um zu leben? Oh mein Gott, wäre ich doch noch der arme Franciskaner Mönch, der ich war, dann würde Niemand sich die Mühe geben, mich zu ermorden. Warum scheint mir denn jetzt gerade das Leben so schön, jetzt, wo ich weiß, daß ich es bald verlassen muß?

Und heimlich zerdrückte der Papst eine Thräne, während er, umringt von königlichem Glanze, den Tausenden, welche andachtsvoll zu seinen Füßen auf der Straße knieeten, den Segen ertheilte. —

Die Glocken läuteten, die Orgel brauste, und durch die weiten Hallen St. Peters rauschte der Wundergesang der päpstlichen Sänger. Tausend und abertausend flammende Wachskerzen erhellten die herrlichen Räume der Kirche, tausend und abertausend Menschen drängten

sich in den heiligen Hallen auf und ab. — Unter seinem Baldachin, dem Hochaltare gegenüber, saß der Statthalter Gottes auf seinem goldenen Throne, umringt von den geweihten Cardinälen und Bischöfen, bewacht und behütet von der Garde der Schweizer. Wer hätte es wagen können ihn anzugreifen, den heiligen Vater, wer wäre so tollkühn gewesen, keck hindurch zu dringen durch diese dichte Mauer der Schweizer und Kirchenfürsten, wem hätte es gelingen können? — Keinem menschlichen Wesen! — Aber wo der Mensch nicht hindringt, und wo nicht Raum ist für einen Dolch, da schleicht das heimtückische Gift doch ungesehen, unangehalten hindurch!

Ganganelli saß auf seinem goldenen Throne, umrauscht von den Klängen der Orgel und dem bezaubernden Gesang, der vom Musiker-Chor herübertönte, und der Papst blickte hernieder auf die Menschenmenge, und wieder fragte er leise sich selber: wer unter Euch ist mein Mörder?

Der Gesang verstummte, die Orgel schwieg, nur das feierliche Geläute aller Glocken St. Peters durchrauschte die Kirche. Eine Todtenstille sonst, das Volk lag auf seinen Knieen und bekreuzigte sich, vor den Altären knieten die Priester und murmelten halblaute Gebete.

Es war ein erhabener, ein feierlicher Moment, denn jetzt mußte der Papst das Abendmahl empfangen, der Statthalter Gottes das heilige Blut des Lammes in sich schlürfen. Aber der Papst bleibt immer doch heilig, nicht darf er, wie andere Sterbliche, sich seiner irdischen

Füße bedienen, nicht darf er, wie diese, zu dem Altare Gottes herantreten. Sitzend auf seinem Throne hat er die Hostie empfangen, und da es sich seiner Würde nicht ziemt, heranzutreten zu dem Altare und zu Christus zu kommen, muß dieser sich wohl entschließen zu ihm zu kommen.

Der goldene Kelch am Hochaltare, er enthält das Blut des Lammes, der Cardinal Francesko Albani verrichtet das heilige Amt. Er hat die Hostie gesegnet und unter seiner frommen, geweihten Hand wird sich jetzt schon das Wunder vollbracht, der Wein wird sich in das Blut Christi verwandelt haben!

Und der Cardinal Albani legt die goldene Röhre in den Becher, das andere Ende derselben reicht ein anderer Cardinal dem Papste dar.

Durch diese heilige Röhre wird er ihn ausschlürfen, den heiligen Wein, wird er es zu sich hinüberfangen, das Blut des Erlösers.

Brausend und donnernd beginnt das Hochamt auf's Neue, die Trompeten wirbeln, die Pauken donnern, die Glocken läuten, die Orgel braust ihr Jubellied, die Posaunen schmettern darein — es ist der größte, der erhabenste Moment der Feier — der Papst hat das goldene Rohr an die Lippen gesetzt, er schlürft ihn ein, den in Blut verwandelten Wein!

Und dem heiligen Throne nahen sich, während der Papst trinkt, die zwei Cardinäle, welche heute den Dienst

verrichten. Sie halten eine Fackel in der Rechten, ein Bündelchen Werg in der Linken, und der Sitte gemäß nähern sie die Fackeln dem Werg und stecken ihn in Brand.

Er lodert empor in hellen Flammen, dann verlischt er, ein kleiner unscheinbarer Aschenhaufen flattert noch davon zu den Füßen des Papstes nieder.

Sic transit gloria mundi! (So vergeht die Herrlichkeit der Erde!) Das ruft Francesko Albani mit stolzem Uebermuth und mit schadenfrohen, höhnischen Blicken, mit einem Ausdrucke wilden Thriumphes starrt er dem Papste in das erbleichende Angesicht.

Sic transit gloria mundi! wiederholt Albani noch einmal mit lauter, donnernder Stimme.

Die Glocken läuten, Gesang ertönt, Posaunen- und Orgelklang, das Volk liegt auf seinen Knieen und betet, — ein Geräusch entsteht, — ein dumpfes Gemurmel, — der Statthalter Gottes, der heilige Vater der Christenheit ist auf seinem Thron in Ohnmacht gefallen, wie ein gewöhnlicher, sterblicher Mensch.

Er hatte eine Vision gehabt, der arme Papst! Es war ihm gewesen, als ob er das Antlitz seines Mörders geschaut, und wie sein Todesurtheil waren sie ihm erklungen, diese höhnischen Worte Albani's: Sic transit gloria mundi!

XVI.

Der Papo.

Seit Paulo sie verlassen, seit sie allein war und ohne ihn, fühlte sich Natalie traurig und vereinsamt inmitten des Paradieses, welches sie umgab. Nicht mehr wie sonst ließ sie ihre Stimme mit den Vögeln um die Wette ertönen, nicht mehr hüpfte sie jugendfroh und muthwillig wie ein junges Reh durch die Alleen dahin. Traurig, mit gesenktem Köpfchen saß sie unter dem Myrthengebüsch, an den murmelnden Quellen, und bange Seufzer hoben ihre Brust.

Es ist Alles anders geworden, Alles, sagte sie nachdenklich oft zu sich selber. Ein großes, ein entsetzliches Geheimniß ist mir da drinnen in meiner Seele enthüllt worden. Das Geheimniß meiner grenzenlosen Verlassenheit. Ich habe Niemanden auf Erden, dem ich angehöre. Sonst glaubte ich das nicht. Paulo war mir Alles, er war mein Freund, mein Vater, mein Bruder, aber Paulo hat mich verlassen, ich gehörte nicht zu ihm, und darum durfte ich auch nicht mit ihm gehen. Und wer ist mir geblieben?

Carlo! antwortete sie sich selber ganz leise mit einem schwermüthigen Lächeln. Aber Carlo hat diese Leere nicht ausgefüllt, welche Paulo's Abwesenheit da drinnen in

meinem Herzen zurückgelassen. Anfangs glaubte ich, daß er's könnte, aber es war nur eine kurze Täuschung. Carlo ist gut und freundlich, immer ergeben, immer dienstbereit. Er fügt sich immer meinem Willen, er ist ganz Unterwerfung, ganz Gehorsam. — Das ist aber entsetzlich, ganz unerträglich, rief das junge Mädchen fast weinend. Wem soll ich denn gehorchen, vor wem soll ich denn zittern, wenn Alles mir gehorcht und vor mir zittert? Und Carlo ist doch ein Mann — nein, sagte sie ganz leise, wenn er's wäre, dann würde ich ihm gehorchen und er nicht mir, dann würde er mir Befehle geben, und ich nicht ihm! Nein, Carlo ist kein Mann, — Paulo war's! Wo bleibst Du nur, mein Vater!

Und das junge Mädchen breitete sehnsuchtsvoll die Arme aus in die Luft, und rief den fernen Freund mit zärtlichen, leis geflüsterten Worten und inniger Liebessehnsucht.

Aber langsam vergingen die Tage und immer noch kam keine Nachricht von ihm. Natalie versank träumend, schwermuthsvoll tiefer in sich selbst, ihre Wange erbleichte, ihr Schritt war minder elastisch und leicht. Vergebens erschöpften sich Mariane und Carlo, ihre treuen Gefährten, in Vorschlägen und Entwürfen zu Zerstreuungen und Erheiterungen.

Ihr solltet in die Welt gehen und in den Gesellschaften Euch zerstreuen, Prinzessin, sagte Carlo.

Ich hasse die Welt und die Gesellschaften, sagte Natalie. Die Menschen sind alle schlecht, und mir graut vor ihnen! Was hatte ich ihnen nur gethan, Carlo, diesen Menschen, oh mein Gott, mit keinem Blick, mit keinem Gedanken hatte ich sie beleidigt, und doch wollten sie mich morden, gleich das erste Mal, als ich unter sie trat. Nein, nein, laßt mich hier in meiner Einsamkeit, wo ich wenigstens nicht zu zittern habe vor den Menschen, wo Ihr mich beschützet und behütet, Carlo.

Der Sänger drückte ihre ihm dargereichte Hand an seine Lippen. So laßt uns wenigstens einige Spazierfahrten und Ausflüge in die Umgegend Roms machen, sagte er.

Nein, sagte sie, ich würde mich doch überall zurücksehnen nach meinem Garten. Nirgends ist es so schön, als hier. Laßt mir mein Paradies, warum wollt Ihr mich daraus verjagen?

Mein Gott, rief Carlo verzweiflungsvoll, Ihr nennt Euch zufrieden und glücklich, warum seid Ihr denn traurig?

Traurig, bin ich das? fragte sie fast verwundert. Nein Carlo, ich bin nicht traurig. Ich träume nur zuweilen, weiter nichts! Laßt mich doch träumen!

Sie wird sterben, dachte Carlo, und mit Gewalt drängte er den Verzweiflungsschrei zurück, der auf seine Lippen trat, aber seine Wangen erblaßten, und seine ganze Gestalt bebte.

Natalie sah es, und sofort raffte sie sich empor aus ihrer Apathie, und mit lebendiger Theilnahme, mit zärtlicher Freundschaft fragte sie ihn um den Grund seiner Unruhe. So nahe war sie ihm, daß ihr Athem seine Wange berührte, daß ihre Locken seine Stirne streiften.

Mein Gott, Ihr wollt mich also tödten, Ihr wollt mich wahnsinnig machen, murmelte er ganz beklommen, ganz angstvoll, und sank wie zerbrochen zu ihren Füßen nieder. —

Sie sah ihn befrembet und verwundert an. Weshalb zürnt Ihr mir nur? fragte sie unschuldig, und was that ich nur, daß Ihr mich so ungerecht beschuldigen könnt?

Was Ihr mir thatet? schrie er außer sich, — der Augenblick hatte ihn übermannt, die Bande, mit welchen er sein Herz gefesselt, dieser Moment hatte sie gesprengt, und in ungefesselter Freihet, in glühender Leidenschaft trat sein so lange verborgenes Geheimniß auf seine Lippen. Er mußte endlich einmal sprechen von seinen Schmerzen, und wenn die nächste Minute ihm den Tod brächte, er mußte Worte haben für seine Qual und seine Liebe, und wenn Natalie ihn auch für immer aus ihrer Nähe verbannte!

Was Ihr mir thatet? wiederholte er, mein Gott, sie weiß nicht einmal, daß sie mich langsam mordet, sie weiß nicht einmal, daß ich sie liebe!

Das sollte ich nicht wissen? sagte sie vorwurfsvoll.

Würdet Ihr mir wohl das Leben gerettet haben, wenn Ihr mich nicht liebtet? Carlo, Euch danke ich mein Leben, und Ihr sagt, daß ich Euch morde!

Ja, rief er trotzig, ja, Ihr mordet mich. Langsam, Tag für Tag, Stunde um Stunde verzehre ich mich an diesem inneren furchtbaren Feuer, das in mir glüht und tobt! Ach, Ihr wißt nicht, daß Ihr mich mordet. Und habt Ihr nicht meine Jugendkraft getödtet und aus einem Manne ein altes, zitterndes, jammerndes Weib gemacht? Seid Ihr nicht schuld, daß ich der Welt entflohen bin, und Alles hinter mir gelassen habe, was sie mir bot an Ruhm und Glanz, an Reichthum und Ehre? Seid Ihr nicht schuld, daß ich aufgehört habe, ein freier, willenskräftiger Mann zu sein, um ein Sclave zu werden, der sich willenlos zu Euren Füßen schmiegt? Ach, wehe mir, daß ich Euch kennen lernte, Ihr seid eine Zauberin, Ihr habt mich zu Eurem Hunde gemacht, und ich liege winselnd vor Euch im Staube, zufrieden, wenn Ihr mich mit Eurem Fuße berührt.

Natalie hatte ihn anfangs erstaunt und entsetzt angehört, dann war ein Ausdruck edlen Stolzes in ihren Zügen zu lesen, eine glühende Röthe überflog ihre zarten Wangen, und mit flammenden Blicken, mit hochathmendem Busen sprang sie von ihrem Sitze auf, Stolz wie eine Königin richtete sie sich empor, das Blut ihrer Ahnen erwachte in ihr, sie fühlte sich in diesem Moment wie eine Herrscherin so frei, so stolz, so sicher,

und mit mächtiger Stimme, den Arm ausstreckend nach dem Ausgang des Gartens hin, sagte sie: Geht, Signor Carlo! Verlaßt mich, sage ich Euch! Wir haben nichts gemein mehr mit einander!

Carlo schien wie aus einem Delirium zu erwachen, — athemlos, mit weit aufgerissenen Augen, angstvoll und zitternd starrte er zu dem zürnenden jungen Mädchen empor. Er wußte gar nicht, was er gesprochen, er begriff nicht ihren Zorn, nur seiner ungeheuren Qualen, nur seiner lange unterdrückten, lange geheim gehaltenen Liebe war er sich bewußt!

Und mit einem flehenden Ausdruck die Hände Nataliens ergreifend, nöthigte er das junge Mädchen, fast wider ihren Willen, zu bleiben, wieder sich niederzulassen, auf diesem Rasensitz, vor welchem er kniete.

Wie er sie anschaute mit den glühenden, leidenschaftlichen Blicken, überkam sie zum ersten Male ein jungfräuliches Zagen, eine ihr selber unerklärliche Angst und Scheu. Ihre zarten, durchsichtigen Wangen erbleichten, Thränen füllten ihre Augen, und die Hände faltend mit dem Ausdruck des kindlichen Flehens, sagte sie leise: mein Gott, mein Gott, erbarme Dich doch! Ich bin eine ganz verlassene, einsame Waise! Errette mich doch aus dieser Noth und Angst, aus diesem entsetzlichen Alleinsein!

Fürchte nur nichts, mein holder Engel, flüsterte Carlo, ich will sanft sein, wie ein Lamm, und geduldig, ganz

geduldig in meinen Leiden, das habe ich geschworen, und ich werde Wort halten! Aber hören mußt Du mich! Nur dies Eine Mal mußt Du mir gestatten, zu sprechen, meine Liebe und mein Leid, meinen Jammer und mein Entzücken in Worten vor Dir auszuströmen! Willst Du das, mein schöner Schwan, meine Lilie?

Er wollte ihre Hand fassen. Sie entzog sie ihm mit einem stolzen, zürnenden Blick.

Sprecht immerhin, sagte sie, wie ermattet ihr Haupt zurücklehnend an das Myrthenbosquet. Sprecht nur, ich werde Euch zuhören!

Und er sprach zu ihr von seiner Liebe, er bekannte ihr sein früheres Leben, seine Armuth, seine Noth, dann sein Verhältniß zu Corilla, die er verlassen, um sich ganz ihr zu weihen, ganz sich diesen neuen Gluthen hinzugeben, und aus dieser Liebe zu Natalien einen Cultus zu machen seines ganzen Lebens, ihr zu dienen, ihr zu gehorchen, ja, für sie zu sterben, wenn es sein müsse! Aber Ihr, sagte er ganz verzweiflungsvoll, Ihr kennt die Liebe nicht! Euer Herz ist kalt für irdische Liebe. Gleich den Engeln des Himmels liebt Ihr nur das Gute und Erhabene, liebt Ihr nur die Menschheit im Großen und Allgemeinen, aber nicht den Einzelnen, nicht den Menschen, und daran stirbt man vor Gram. Ach Natalie, Ihr habt das Herz eines Engels, aber nicht das Herz eines Weibes!

Das junge Mädchen hatte ihm halb träumend, mit

zurückgelehntem Haupte, den Blick gen Himmel gerichtet, zugehört. Sie lächelte jetzt, und mit einer unnachahmlichen Grazie ihre Hand auf ihren Busen legend, sagte sie ganz leise: Doch fühle ich, daß da das Herz eines Weibes schlägt. Aber es schläft! Wer wird einst kommen, es zu wecken?

Carlo verstand sie nicht, diese leise geflüsterten Worte. Er verstand nur seine eigene Leidenschaft, seine eigene, ihn verzehrende Gluth. Und auf's Neue begann er seine Liebesklage, schilderte er ihr die Qualen und die grausamen Freuden einer Liebe, die nicht erwidert wird, und die doch zu mächtig und überwältigend ist, um sie in sich selber ersticken zu können. Und Natalie hörte ihm zu mit träumerischen Sinnen. Diese Worte, sie klangen vor ihren Ohren wie ein wunderbares Lied von einer fernen, fremden Welt, die sie nicht kannte, deren Schilderung aber ihr Herz mit süßer Sehnsucht erfüllte, und sie weinen machte, sie wußte nicht, ob vor Freude, ob vor Schmerz.

So, Natalie, sagte Carlo endlich ganz erschöpft und bleich von seiner innern Erregtheit, so lieb' ich Euch. Ihr mußtet es endlich einmal erfahren, und wissen, daß selbst die Engel nicht ungestraft und ungeliebt sich unter die Sterblichen mischen können. Ich mußte es Euch endlich einmal sagen, damit Ihr nicht länger in grausamer Unbefangenheit mich zermartertet, damit Ihr entweder minder gütig und hold, oder, Euer eigenes Herz

verstehen lernend, mir sagt, ob ich zu hoffen, oder nur zu fürchten habe!

Armer Carlo! sagte Natalie leise. Ihr liebt mich, aber ich, ich liebe Euch nicht. Das ist mir eben da drinnen klar geworden in meiner Brust, und als Ihr mir so glühend die Liebe schildertet, da habe ich erst verstanden und begriffen, daß ich sie noch gar nicht kenne, diese Liebe, und daß ich sie durch Euch nicht werde kennen lernen. Das ist ein Unglück, Carlo, aber wir können es nicht ändern, sondern wir müssen uns drein ergeben!

Carlo senkte sein Haupt und seufzte. Er wußte ihr nichts zu erwidern, er wiederholte nur leise ihre Worte: Ja wir müssen uns drein ergeben!

Und warum könnten wir's auch nicht? sagte sie fast heiter, voll jener kindlichen Unschuld, die nicht einmal begriff, welche Schmerzen sie Carlo bereitete, warum wollten wir uns nicht freudig drein ergeben? Wir lieben uns Beide, nur in verschiedener Weise! Möge Jeder seine Weise sich bewahren und erhalten, dann mag noch Alles gut werden!

Und es soll gut werden, rief Carlo ganz begeistert. Ihr könnt mich nicht lieben, wie ich Euch liebe, ich aber kann Euch mein ganzes Leben weihen, und das will ich, und das werde ich! Daheim, in meinem schönen Neapel, da giebt es einen schönen Brauch, und eine gute Sitte. Wen man liebt, für den kauft man einen Papo, einen

Beschützer, der dem Geliebten folgt auf allen Wegen, der vor seiner Schwelle wacht, wenn er schläft, der heimlich in der Ferne hinter ihm herschleicht, wenn er sein Haus verläßt, der jeden Vorübergehenden beobachtet, um den Geliebten vor jedem Mordanfall und vor jeder feindlichen Absicht zu schützen, oder ihm, wenn es Noth thut, zu Hülfe zu eilen! Solch einen Bapo kauft die Geliebte ihrem Geliebten, kauft dieser seiner Geliebten, um sie zu behüten vor der Eifersucht ihres Gemahls, oder vor der Rachsucht eines abgewiesenen Liebhabers.*) Natalie, da ich nicht Euer Geliebter sein kann, so will ich Euer Bapo sein. Wollt Ihr mich dazu annehmen?

Sie reichte ihm lächelnd die Hand. Ich will es! sagte sie.

Carlo drückte diese Hand an seine Lippen, und eine heiße Thräne benetzte sie. Wohlan, so schwöre ich mich denn zu Eurem Bapo, sagte er tiefbewegt. Ueberall, wo Ihr seid, da werde ich neben Euch sein, immer werde ich als Euer Warner und Behüter Euch folgen; seid Ihr in Gefahr, so ruft mich und Ihr werdet mich an Eurer Seite finden, sei es Nacht oder Tag, ich werde über Euch wachen, überall werde ich Euch folgen, auf der Schwelle Eurer Thür werde ich schlafen, und wenn Euch irgend ein Traumbild beunruhigt, so werde ich da sein, es zu verscheuchen. So

*) Archenholz. England und Italien. Thl. V. S. 187.

lang' ich lebe, Natalie, so lange Euer Papo noch Arme hat und einen sichern Dolch, so lange soll das Unglück nicht über Eure Schwelle bringen können! Ihr könnt nicht die Meine sein, und meine Liebe nicht erwidern, aber ich, ich kann für Euch sorgen, und über Euch wachen, Ihr habt mich zu Eurem Papo angenommen, Ihr habt mir das Recht gegeben, für Euch, wenn es sein muß, zu sterben, und das, Natalie, das ist auch ein Glück!

So sprechend erhob sich Carlo, und nicht mehr im Stande, seine tiefe Bewegung zu verbergen, und seine Thränen zu unterdrücken, verließ er Natalien, und eilte in die schattigsten Alleen des Gartens.

Das junge Mädchen schaute ihm mit einem trüben Lächeln nach. Armer Carlo! flüsterte sie, und ach, noch viel ärmere Natalie! Er liebt doch wenigstens! Aber ich, bin ich nicht noch viel beklagenswerther? Ich habe Niemand, den ich liebe, ich bin ganz vereinsamt, und was nützt dem Einsamen ein Paradies?

XVII.

Der Einbruch.

Corilla hatte Wort gehalten; sie hatte dem Grafen Alexis Orlow Carlo's Bruder, den Galeerensclaven Joseph Ribas, zugesandt, und mit einem grausamen Lächeln hatte sie

zu diesem gesagt: Ihr werdet mich rächen an Eurem verrätherischen Bruder!

Graf Orlow hieß Corilla's Schützling freudig willkommen.

Wenn Ihr Euch meine Zufriedenheit erwerbt, sagte er, so wartet Eurer ein königlicher Lohn und die Gnade der erhabenen, russischen Kaiserin. Vor allen Dingen sagt mir, was Ihr könnt!

Nicht viel, sagte Joseph Ribas lachend, und das Wenige, was ich kann wird doch noch als ein Zuviel verdammt. Ich kann sehr geschickt den Dolch führen, und durch den Rücken hindurch das Herz mitten durchstechen. Weil ich das that an einem glücklichen Nebenbuhler in Palermo, nöthigte mich die verwünschte Polizei heimlich zu fliehen, und ich ging nach Neapel. Da lernte ich von einem guten Freunde die Falschmünzerei, in der ich es in der That zu einiger Vollkommenheit gebracht habe, und die ich einige Jahre mit Glück executirte. Aber auch diese Kunstfertigkeit däuchte der Polizei schon wieder ein Zuviel, sie enthob mich meiner Mühe und Arbeit, und gab mir für zehn Jahre freie Wohnung und Kost auf den Galeeren. Ach, das war eine glückliche Zeit, Excellenz, ich habe sehr viel gelernt auf den Galeeren, und zum Beispiel Etwas, das mir jetzt in Eurem Dienste sehr nützlich werden soll. Ich verstehe Russisch zu sprechen, wie ein echter Moskowiter. Ein solcher war sieben Jahre lang mein unzertrennlicher

Freund und Kettengefährte, und da er zu dumm oder zu faul war, meine Sprache zu lernen, mußte ich mich wohl bequemen, die seine zu erlernen, um doch ein wenig mit ihm plaudern zu können. Das aber, Excellenz, ist nun so ziemlich Alles, was ich verstehe, den Dolch führen, Falschmünzen, Russisch sprechen, und einige andere sogenannte kleine Gaunereien, die Ew. Gnaden aber vielleicht nicht gebrauchen können!

Wer weiß! sagte Orlow lachend. Verstehst Du zum Beispiel, einen Einbruch zu machen, und Diamanten und Gold zu stehlen, ohne daß Du dabei ertappt wirst?

Das, sagte Joseph nachdenklich, das hoffe ich, Exellenz. Ich habe zwar noch keine Erfahrungen in diesem Fache, aber ich habe auf den Galeeren die gründlichsten Collegia darüber gehört, und die Erfahrungen der größten Meister dieser Kunst habe ich als wißbegieriger Schüler in mich aufgenommen!

Orlow lachte. Du bist ein pfiffiger Bursche, sagte er, und Du gefällst mir außerordentlich. Wenn Du so gut zu handeln als zu sprechen weißt, dann werden wir Beide gute Freunde werden! Nun, morgen Nacht kannst Du sogleich Dein Probestück machen! Es gilt einen Einbruch.

Und der soll mein Meisterstück werden! rief Joseph Ribas.

Wenn er gelingt, so nehme ich Dich im Namen mei-

ner erlauchten Kaiserin in ihre Dienste, und Du trittst als Officier in die russische Marine ein!

Joseph Ribas sah ihn mit großen, erstaunten Augen an. Das ist allerdings eine ungeheure Ehre und ein großes Glück, sagte er, nur möchte ich wissen, ob die russische Marine sich auch auf Seeschlachten einläßt, und ob die Officiere dann in's Feuer müssen?

Freilich! rief Orlow lachend. Aber Du kannst Dich sodann hinter den Kanonen verbergen, bis das Feuern vorüber ist.

Ich werde mich zu rechter Zeit Eures weisen Rathes erinnern, sagte Joseph Ribas ernsthaft, indem er sich vor dem Grafen verneigte.*) Und wo, Excellenz, wird das jetzige Schlachtfeld meiner Thaten sein? Wo werde ich mir meine russischen Officiers-Epauletten verdienen?

Ich werde Dich selber dahin führen, sagte Orlow, und Dir das Haus bezeichnen, wo neben einem Brillant-

---

*) Und in der That, Ribas erinnerte sich dessen! Als er später russischer Vice-Admiral geworden, bekam er als solcher das Commando der Flotille, welche die Donau hinabfahren sollte, um die Einnahme von Kilia und Ismaël zu unterstützen. Aber während der Belagerung von Ismaël (21. December 1790) verbarg sich Ribas in dem schilfigen Ufer der Donau und kam erst wieder zum Vorschein, als die Gefahr vorüber war, und er in Ruhe sich des Hauptantheils der von seinen Matrosen gemachten Beute versichern konnte. Aber diese Feigherzigkeit und Habsucht ihres Admirals hätte fast unter den Matrosen eine Empörung zur Folge gehabt. Nur mit Mühe ward sie unterdrückt. (Siehe Mémoires secrètes sur la Russie par Masson. Vol. III. pag. 381.)

schmuck und einigen tausend Scudi Deine Officiers-Epauletten liegen.

Und da ich ziemlich lange Finger habe, so werde ich mit meinen Epauletten auch diese Brillanten und Scudi zu ergreifen wissen, rief Joseph Ribas lachend.

Es war am Abend nach dieser Unterredung Orlow's mit Joseph Ribas. — Ein wundervoller herrlicher Abend, wie man nur unter Italiens Himmel ihn kennt.

Mit Entzücken athmete Natalie die sanften Lüfte ein, und ließ sich berauschen von den Blumen, die in der Kühle des Abends ihre herrlichsten Düfte ausströmten. Sie war heute ungewöhnlich heiter, und mit lächelndem Antlitz und kindlichem Frohsinn, ganz wie sonst in glücklichern Tagen hüpfte sie die Alleen hinab, oder ruhte, ihre Cither im Arm, auf ihrem Lieblingssitz unter dem Myrthengebüsch am Ufer des murmelnden Wasserbassins.

Ich bin heute so glücklich, ach so glücklich, sagte sie, das macht, ich habe von Paulo geträumt, im Traume war er neben mir, sprach er zu mir, und das ist ein sicheres Zeichen, daß er bald wiederkehrt! O gewiß, gewiß! In meinem Traume hat er's mir verkündet, und ganz deutlich hörte ich ihn sagen: „wir sehen uns wieder, Natalie! Bald werde ich wieder bei dir sein!"

Ach, möchte dieser Traum sich doch erfüllen, seufzte Marianne, Nataliens treue Begleiterin. — Unfern von ihrer Herrin stand sie neben Carlo, und Beide schauten

mit zärtlichen Blicken hinüber zu dem jungen Mädchen, das jetzt lächelnd in ihre Cither griff und ein Jubellied begann vom Wiedersehen.

Ich glaube nicht an unsers Grafen Wiederkehr, flüsterte Marianne, während Natalie sang. Es ist ein schlimmes Zeichen, daß noch immer keine Nachricht, keine Zeile, auch nicht die kleinste Botschaft von ihm gekommen ist. Etwas Ungeheures, Unbezwingbares muß ihn am Schreiben gehindert haben!

Ihr glaubt doch nicht, das man ihn verhaftet hat? fragte Carlo.

Ich glaube es, seufzte Marianne. Und welches Loos erwartet dann unsere arme Prinzessin! Hülflos allein, ohne Mittel! Denn wenn der Graf verhaftet worden, dann wird er nicht mehr im Stande sein, wie er versprochen, Geld zu senden. Und wir besitzen nur noch tausend Scudi baares Geld, und vielleicht das Doppelte an Diamanten.

Dann sind wir für's Erste immer noch reich genug, um die Prinzessin nichts entbehren zu lassen, sagte Carlo.

Aber wenn auch diese letzten Hülfsquellen erschöpft sind? fragte Marianne. Wenn wir kein Geld und keine Diamanten mehr haben, wie dann?

Oh dann, rief Carlo mit freudestrahlendem Gesichte, dann werden wir für sie arbeiten. Das ist auch ein Glück, Marianne!

Während die Beiden so zu einander sprachen, sang Natalie noch immer mit einem glücklichen Lächeln und mit freudigem Antlitz ihre Jubelhymne vom Wiedersehen, und die Bäume rauschten dazu, die Quellen murmelten und in den Myrthengebüschen flöteten und zwitscherten die Vögel. Es war eine wundervolle Nacht, und wie der volle, goldig glänzende Mond jetzt zwischen den Pinien hervortrat und Nataliens Antlitz und Gestalt mit hellem Glanz beleuchtete, flüsterte Carlo ganz berauscht, ganz glücklich: Seht sie nur an, Marianne! Gleicht sie nicht einem seligen Engel, bereit sich aufzuschwingen zu den Sternen und mit dem Mondlicht empor zu steigen? Seht nur, ist es nicht, als ob die Mondstrahlen sie zärtlich umfaßten, um sie mit sich empor zu ziehen und einen Engel in seine Heimath zurückzuführen?

Möchte sie einst mindestens mit einem so glücklichen Lächeln in so heiterm Frieden gen Himmel fahren, seufzte Marianne, fromm die Hände faltend.

In diesem Moment unterbrach ein schneidender, schriller Wehelaut Nataliens Gesang. Eine Saite war gesprungen an der Cither; erschreckt, fast unwillig, ließ Natalie das Instrument zur Erde fallen, und wieder tönte es in den Saiten wie leises Klagen und Seufzen.

Das ist eine üble Vorbedeutung, seufzte Natalie. Wie, wenn die nun Wahrheit würde, und nicht mein Traum?

Und ängstlich in sich erbebend, streckte das junge Mädchen ihre Hände ihren Freunden entgegen.

Carlo, Marianne, sagte sie ängstlich, kommt her zu mir, beschützt mich doch mit Eurer Liebe vor diesem Grauen und dieser Todesangst, die mich plötzlich überfällt. Seht nur, der Mond verbirgt sich hinter Wolken. Mein Gott, die ganze Welt verfinstert sich und wirft sich einen Trauerflor über ihr helles Angesicht.

Und das angstvolle Kind klammerte sich an Mariannens Arm und barg ihr Gesicht an dem Busen ihrer mütterlichen Freundin.

Und das nennt Ihr eine Vorbedeutung? sagte Carlo mit erzwungener Heiterkeit. Diesmal, Prinzessin, bin ich das Fatum, welches Euch erschreckt hat! Meine Schuld allein ist es, daß diese Saite sprang. Sie war schon schadhaft und halb zersprungen, als ich heut Abend die Cither stimmte, aber ich hoffte, sie würde ausreichen für die leisen schwermuthsvollen Melodieen, die Ihr jetzt immer spielt. Ja, hätte ich wissen können, daß Ihr heute Abend so jubeln und so jauchzen würdet, dann hätte ich eine andere Saite aufgespannt, und dieses ganze Unglück wäre nicht geschehen. — Er hatte, während er so sprach, die Saite wieder zusammengeknüpft und aufgezogen.

Das Unglück ist schnell wieder gut gemacht, und Ihr könnt Euer Jubellied wieder beginnen, sagte er, indem er Natalien die Cither darreichte.

Sie schüttelte schwermuthsvoll das Haupt. Es ist vorbei, sagte sie, ich mag heute nicht mehr jubeln und

fingen, und mir graut es in dem Garten. Seht nur, wie schwarz und drohend die Pinien da emporragen, und die Myrthenbüsche, gleichen sie nicht großen, schwarzen Gräbern? Nein, nein, mir graut hier, ich mag nicht mehr unter diesen Todtenwächtern und diesen Gräbern sein! Kommt, laßt uns in unsere Zimmer gehen, es ist Nacht, wir wollen schlafen und träumen. Kommt nur schnell, laßt uns in's Haus gehen!

Und wie ein gescheuchtes Reh flog Natalie dem Hause zu; die beiden Andern folgten ihr. —

Eine Stunde später war Alles lautlos und still in der Villa. Die Lichter erloschen allmälig in Natalien's und Mariannen's Gemächern, nur in Carlo's kleinem Zimmer brannte noch eine trübe, einsame Lampe, und zuweilen sah man den Schatten des unruhig auf und abschreitenden Sängers an den Fenstern sich zeigen.

Endlich erlosch auch diese Lampe, und Alles ward dunkel und still! — —

Um diese Zeit sah man einen dunklen Schatten langsam und vorsichtig durch den Garten heranschleichen. Bald stand er still, und dann hätte man glauben mögen, es sei eine Täuschung und nur die im Winde sich schaukelnden Pinien verursachten diesen sich bewegenden Schatten. Aber plötzlich erschien er dann wieder mitten an einer mondhellen Stelle, wohin kein Baum und kein Gesträuch seinen Schatten warf, und gleichsam erschreckt

von dieser Helle floh er dann wieder seitwärts in's Gebüsch hinein.

Immer näher und näher kam dieser Schatten dem Hause, und wie die Alleen hier breiter wurden und das Mondlicht heller die Gänge durchleuchtete, konnte man deutlich erkennen, daß es ein menschliches Wesen, eine hohe, stattliche Mannesgestalt sei, die sich so vorsichtig und leise dem Hause näherte. Und was da in seinem Gürtel funkelte und blitzte, — war das nicht ein Dolch, ein Pistol daneben und ein langes Messer?

Ach, ein drohend bewaffneter Mann schleicht heran zu diesem stillen, einsamen Hause, und Niemand sieht es, Niemand hört es! Selbst die beiden großen Hunde, die sonst immer während der Nacht mit aufmerksamer Wachsamkeit den Garten durchstreiften, selbst diese schweigen? Mein Gott, wo sind sie denn? Carlo hat sie vorher erst selbst von ihrer Kette losgemacht, damit sie frei umher sprängen, wo sind sie denn?

Mit starren Gliedern, leblos und kalt liegen sie, fern vom Hause, im Gebüsche da. Vor ihnen liegt ein Stück verführerisch duftenden Bratens. Das hat sie verlockt. Ueber diesem köstlichen Geruche des ihnen dargebotenen Fleisches haben sie ihrer Pflicht vergessen, und statt zu knurren und zu bellen, haben sie mit schnüffelnden Nasen das Fleisch beleckt. Ihr Instinkt hat ihnen nicht gesagt, daß es vergiftet sei, und deshalb liegen sie jetzt

steif und leblos neben diesem Fleische, das ihnen den Tod gegeben.

Nein, von den Hunden hat er nichts mehr zu fürchten, der kühne, verwegene Mann, der sich schleichend der Villa nähert, die Hunde werden ihn nicht mehr verrathen, und es Niemand warnend verkünden, daß Joseph Ribas, der kühne Dieb und Galeerensclave, in verbrecherischer Absicht heranschleicht, um zu stehlen, oder um zu morden, wie's eben nöthig ist.

Jetzt ist er am Hause. Lauschend steht er und horcht, und als Alles still bleibt, und als kein verdächtiges Geräusch sich vernehmen läßt, drückt er mit dem mitgebrachten, mit Pech bestrichenen Papier die Scheibe eines Fensters ein. Dann öffnet er, die Hand durch die entstandene Oeffnung steckend, den ganzen Fensterflügel, und mit einem kühnen Satze sich auf die Brüstung schwingend, läßt er sich langsam hinabgleiten in das Zimmer.

Wieder ist Alles still, und lautlos liegt sie da, die einsame, friedliche Villa. Plötzlich zeigt sich ein kleines, hell aufflackerndes Licht hinter einem dieser dunklen Fenster.

Das ist die Diebesleuchte, welche Joseph Ribas sich angezündet, damit sie ihm Licht werfe auf seinen dunklen, verbrecherischen Weg.

Vorsichtig steigt er die Treppe, die zum obern Stockwerke führt, hinauf, und keine Stiege knarrt unter den Füßen, keins, auch nicht das leiseste Geräusch verräth ihn.

Jetzt ist er oben in dem langen Corridor. Lauschend nähert er sich der ersten Thür und horcht lange. Drinnen hört er es laut athmen und schnarchen, drinnen schläft Jemand. Mit einem einzigen raschen Griff dreht er den Schlüssel um, der im Schlosse steckt. Jetzt ist die Thür verschlossen und der da drinnen schläft ruhig fort! —

Weiter schleicht Joseph zur nächsten Thür, und wieder horcht er und lauscht, ob Etwas sich da drinnen rege. Aber nein, er hört nichts! Ganz still ist Alles hinter dieser Thür.

Er zieht eine Pistole aus seinem Gürtel, er spannt den Hahn, und so, bereit jedem Angriff zu trotzen, öffnet er rasch die Thür. — Niemand ist in diesem Zimmer, Niemand als der Dieb Joseph Ribas, welcher mit blitzenden Augen, argwöhnisch, lauernd umher blickt und jeden Winkel mit seinen stechenden Blicken durchbohren und durchspähen möchte.

Nein, es ist wirklich Niemand da, — gefaßt und sicher tritt Joseph Ribas in das Zimmer, und die Thür hinter sich nachziehend, verriegelt er sie. Jetzt kann ihn Niemand überraschen, Niemand ihn hinterrücks anfallen. Doch ja, hier rechts und links zu beiden Seiten ist eine Thür. Er horcht an der ersten. Leise Athemzüge glaubt er zu vernehmen, und auch hier schiebt er rasch den Riegel vor, und schleicht dann hinüber zu der andern Thür, die ist nur angelehnt, vorsichtig stößt er den

Thürflügel auf und schaut hinein. Eine düstere kleine Lampe brennt da drinnen, sie beleuchtet das zarte, liebliche Angesicht der schlummernden Prinzessin Natalie.

Das ist sie! flüstert Ribas leise, und mit gierigen Blicken schaut er auf das junge, reizende Mädchen hin. Es zieht ihn vorwärts mit unsichtbaren Banden, es drängt ihn hinein in dieses heilige Gemach der schlafenden Jungfrau. Aber mit Gewalt hält er sich zurück. Ich habe geschworen, sie nicht zu berühren, und ich will Wort halten, um mir meine Epauletten zu verdienen! flüstert er leise, und zurücktretend in das erste Gemach, verriegelt er die Thür, welche in Nataliens Schlafzimmer führt.

Jetzt an's Werk! sagt er entschlossen. Hier steht das Büreau. Hier werden die Schätze sein!

Und die Blendlaterne auf den Tisch stellend, holt er seine Dietriche und Brecheisen hervor und beginnt die Schränke und Tische zu öffnen. —

Richtig, sein Diebes-Instinct hat ihn nicht getäuscht, er hat Alles gefunden, Alles! Da, da ist das Kästchen mit den funkelnden Diamanten, und da diese gefüllten Beutel, sie enthalten das Geld.

Mit einem wilden, hämischen Lächeln verbirgt Joseph Ribas die Brillanten an seinem Busen, und steckt die Beutel mit Scudi in seine weiten Taschen.

Schade, daß das nicht mein ist, flüstert er grinsend, aber ich muß mich gegen diesen Grafen als einen ehr-

lichen Dieb beweisen, und ich habe es ihm versprochen, Alles getreulich ihm zu bringen.

Das Werk ist vollendet, die heimtückische, verbrecherische That, sie ist geschehen! Jetzt kann er gehen, jetzt kann er sich wieder fortschleichen aus diesem Hause, das seine Füße besudelt haben!

Warum thut er's nicht? Warum verweilt er noch in diesem Zimmer? Warum wendet er sich mit so wildem, gierigem Blick immer wieder nach dieser Thür hin, hinter welcher Natalie schläft?

Er kann der Versuchung nicht widerstehen, und wenn sie selbst erwachte, er muß sie noch einmal sehen! Was hat er auch zu fürchten von einem jungen, einsamen Mädchen? Er will sie nur noch einmal ansehen! Weiter nichts! —

Leise schiebt er den Riegel zurück, leise auf den Zehen, mit verhüllter Blendlaterne schleicht er in das Zimmer, hin zu Nataliens jungfräulichem Lager.

Wunderschön ist sie! Und sie lächelt im Schlummer! Wie hold, wie reizend ist dieses Antlitz, diese halb entblößte Schulter, dieser Arm, den sie rückwärts gelegt über ihr Haupt, wo er sich halb verliert unter den üppigen, dichten Locken. Wunderschön ist sie! Ob er es wohl wagen darf, diesen Arm zu berühren, und einen Kuß, einen ganz leisen Kuß auf diese duftigen Lippen zu hauchen? Warum denn nicht? Niemand sieht es, und Graf Alexis Orlow wird es also nicht erfahren, daß er seinen Befehlen ungehorsam gewesen.

Aber wie er sich niederbeugt, wie nur sein Athem leise ihre Wange berührt, da regt sie sich. Die Schaam der Jungfrau schlummert niemals, sie wacht über dem schlafenden Mädchen, sie behütet sie! Es ist ihr Genius, der niemals von ihr weicht!

Zusammenzuckend schlägt Natalie die Augen auf, fährt sie empor von ihrem Lager. Da steht sie dicht vor sich die große, drohende Männergestalt, dicht vor sich dieses fremde, wildlachende Angesicht.

Ein Schrei der Angst und des Entsetzens tönt von ihren Lippen, und mit lautem Jammerton ruft sie: Carlo, Carlo! Zu Hülfe, zu Hülfe! Carlo! Rette —

Mehr sagte sie nicht. Mit einer wilden Wuth, beschämt zugleich und rasend über seine eigene Unbesonnenheit, stürzte sich Joseph Ribas über sie her.

Noch einen Laut! sagte er drohend, noch einen Hülferuf, und ich ermorde Euch!

Aber in diesem Augenblick ward eine kleine Tapetenthür, die Ribas nicht bemerkt, und daher nicht verschlossen hatte, hastig aufgerissen, und Carlo stürzte herein.

Natalie, hier bin ich! Hier bin ich!

So eilte er in das Gemach, so stürzte er auf den Fremden hin, und mit übermäßiger Kraft ihn von hinten umfangend, drängte er ihn zurück von dem Lager des jungen Mädchens.

Joseph Ribas wandte sich um nach seinem neuen, unerwarteten Feinde. Die Lampe beleuchtete sein Ge-

sicht, und zurücktaumelnd schrie Carlo mit schneidendem Wehelaut: Mein Bruder!

Joseph Ribas brach in ein lautes, grausames Lachen aus! Treffen wir uns endlich, mein Bruder? sagte er. Diesmal aber sollst Du mich nicht hindern an meinem Werke! Diesmal bin ich der Sieger!

Nein, nein, das bist Du nicht, schrie Carlo, außer sich vor Schmerz und Wuth. Bekenne, was Du gewollt in diesem Hause, bekenne, oder ich ermorde Dich!

Und mit gezücktem Dolche stürzte er auf seinen Gegner los!

Ein fürchterlicher Kampf begann. Natalie, im Nachtgewande, bleich wie eine Lilie, kniete auf ihrem Lager und betete. Sie hatte ihre Hände über ihre Brust gefaltet, gerade über dieser Stelle, wo die in ein seidnes Säckchen genäheten Papiere hingen, die sie an goldener Kette immer am Halse trug.

Gieb, oh mein Gott, betete sie leise, gieb, daß ich Paulo mein Wort halte, und daß ich diese Papiere mit meinem Leben vertheidige.

Und sie rangen und kämpften immer noch, die beiden Brüder; wie ein Knäul hatten sie sich fest in einander geschlungen, wie zwei Schlangen hatten sie sich mit ihren Armen einander umgarnt und umstrickt.

Fliehe, fliehe, Natalie, ächzte Carlo mit ermattender Stimme. Fliehe! Fort von hier! Noch halt ich ihn, noch bist Du sicher! Fliehe!

Aber das junge Mädchen dachte in diesem Augenblick nicht an ihre eigene Gefahr. Sie dachte nur an Carlo, sie flog von ihrem Lager empor, mit flammenden Augen und kühnem Muthe warf sie sich zwischen die Kämpfenden.

Nein, nein, sagte sie muthig, ich werde nicht fliehen, ich werde wenigstens zu sterben wissen.

Ein Schrei tönte von Carlos Lippen, erschlafft sanken seine Arme nieder, und gaben den Feind, den Bruder frei.

Ah endlich, endlich, ächzte Joseph athemlos, mit keuchender Brust. Das war ein lustiges Fastnachtsspiel, mein tugendhafter Bruder. Lebe wohl, ich bin doch dies Mal der Sieger geblieben!

Mit einem wilden Satz sprang er der Thür zu, den bluttriefenden Dolch in der vorgestreckten Rechten, rannte er durch den Corridor, die Treppe hinunter, hinaus in den Garten.

Gerettet, sagte er aufathmend. Ich denke, der Russe wird mit mir zufrieden sein! Ich bringe das Geld und die Diamanten, und habe noch zum Ueberfluß diesem lästigen Beschützer einen sehr wirksamen Aderlaß beigebracht. Ah, es scheint mir, ich habe meine Studien auf der hohen Schule der Galeere sehr gründlich angewandt! —

Und ein lustiges Liedchen singend, schwang sich Joseph Ribas auf einen Baum dicht an der Mauer, und ließ sich dann an dieser hinabgleiten. —

Oben in Nataliens Zimmer, bleich mit röchelnder Lippe, lag Carlo lang hingestreckt auf dem Fußboden. Das Blut floß in hellen Strömen aus der tiefen Wunde, welche seines Bruders Dolch ihm geschlagen, hervor. Natalie kniete neben ihm. Keine Thräne war in ihrem Auge, keine Klage tönte von ihren Lippen. Sie schien ganz gefaßt vor übergroßem Schmerz, sie suchte nur mit ihrem Gewande, mit ihrem Haar das Blut zu stillen, und Carlo's Wunde zuzudecken.

Carlo's bläuliche Lippen umspielte ein seliges Lächeln.

Ich sterbe, flüsterte er, aber ich sterbe für Dich! Dein Bapo hält Wort, er hat Dich bis zu seinem letzten Athemzug vertheidigt. Wie gütig ist doch Gott! Er läßt mich sterben in Deinem Dienst!

Nein, nein, Du sollst nicht sterben, schrie Natalie, aus ihrer Ruhe zu dem wildesten Schmerze übergehend. Nein, Carlo, Du mußt leben. Oh sage nicht, daß Du stirbst! Mein Gott, Du liebst mich ja, und Du willst mich allein lassen! Lebe nur, und ich will Dich auch lieben, Carlo, so heiß, so glühend, wie Du mich liebst! Bleibe bei mir, und mein Herz, mein Leben, es soll Dir gehören!

Zu spät, zu spät, hauchte Carlo mit sterbender Lippe. Denke an mich, Natalie, ich habe Dich sehr geliebt, und ich sterbe selig, denn ich sterbe in Deinen Armen!

Nein, nein, Du sollst leben in meinen Armen, schluchzte sie. Ich will Dein sein, Deine Braut!

Küsse mich, meine Braut! lallte er leise.

Sie neigte sich über ihn. Sie berührte mit ihrem duftigen, jungfräulichen Munde seine schon im Tode erstarrenden Lippen, sie legte ihre heißglühende Wange an sein kaltes marmorbleiches Gesicht, — das volle, frische Leben drückte den kalten ermattenden Tod an seine Brust, um mit ihm zu ringen, um ihn zu bekämpfen! Umsonst! —

Das Blut floß nicht mehr aus Carlo's Wunde, — es stand still, die Brust röchelte nicht mehr, sie war stumm, — aber ein seliges Lächeln stand noch auf seinen Lippen. Mit diesem Lächeln war er gestorben, glücklich, selig, geküßt von ihren Lippen, umarmt von ihr, die er so treu geliebt! —

Als Marianne nach langem vergeblichen Bemühen, unfähig, die verriegelte Thür zu öffnen, endlich vermittelst ihres zerrissenen und zusammengeknüpften Betttuches aus dem Fenster sich hinunter gelassen in den Garten, und von da in das Haus und in Nataliens Zimmer hinauf geeilt war, fand sie da drinnen Alles schweigend und still. Nichts regte sich mehr. Lautlos lagen sie da!

Er, der schon im Tode erstarrte Sänger Carlo, und sie, die ohnmächtige Natalie, das Haupt geneigt an das marmorbleiche Angesicht des Freundes!

Arme Natalie! Warum mußte es Mariannen gelingen, Dich aus Deiner Ohnmacht zu erwecken! Warum

läßt Du sie nicht schlafen, Marianne? Im Schlafe mindestens hätte sie es nicht gewußt, daß sie jetzt ganz allein ist, ganz verlassen, daß Niemand, Niemand sie mehr schützt gegen ihre hinterlistigen, grausamen Feinde, deren Dasein sie nicht einmal ahnt!

XVIII.

Intriguen.

Graf Orlow lag in behaglicher, nachlässiger Stellung auf dem Divan und rauchte in langsamen Zügen aus seiner türkischen Pfeife den aromatischen Duft des Tabacks ein. — Vor ihm stand Joseph Ribas und berichtete mit lachendem Munde und in seiner drolligen, komischen Weise die Begebenheiten dieser Nacht.

Ihr seid ein wundervoller Mensch, sagte Orlow, als Joseph zu Ende war. Eure Officiers-Epauletten habt Ihr Euch redlich verdient, und heute Mittag werdet Ihr an meiner Tafel als russischer Officier zum ersten Mal erscheinen. Ah, ich prophezeihe Euch eine große Zukunft, Ihr habt ganz das Geschick dazu, Euer Glück zu machen. Ihr seid klug, verwegen, vor keinem Mittel zurückscheuchend, jedes benutzend und es gut findend, wenn es nur fördert. Mit solchen Grundsätzen kann man es weit bringen in dieser Welt, und Rußland bietet Euch

freilich die beste Gelegenheit, all' diese schönen Talente zur Anwendung zu bringen.

Und ich habe zudem meine russische Carrière mit einer guten Vorbedeutung begonnen, sagte Joseph, ich habe einen Mord an die Spitze meiner russischen Thaten gestellt! Das ist ein guter, vielversprechender Anfang, nicht wahr, Herr Graf? Ihr müßt das ja am Besten wissen!

Freilich ja, das muß ich am Besten wissen, rief Orlow lachend, und strich sich wohlbehaglich seinen schönen schwarzen Bart. Durch einen schönen rechtzeitigen Mord kann man in Rußland immer noch sein Glück machen, ein Mord zu rechter Zeit wird bei uns oft mit einer Baronie und einem Grafentitel belohnt, ja zuweilen sogar mit der allerhöchsten und zärtlichsten kaiserlichen Gunst und Gnade. Ah, es ist ein gutes Ding um einen Mord zur rechten Stunde, nur muß man seiner selbst gewiß sein und sicher, daß man richtig trifft und nicht verfehlt. Ein nicht gelungener Mord ist ein sehr schlimmes und sehr gefährliches Ding! Ich möchte nichts damit zu thun haben, und habe Gott sei Dank auch niemals etwas damit zu schaffen gehabt! Was ich unternommen, das ist mir geglückt, und ich habe es tapfer zu Ende geführt. Der gute Kaiser Peter der Dritte wußte das, und darum zitterte er, als ich mit Passeb und Bariatinsky in sein Zimmer trat. Der gute Kaiser! Er zitterte nicht lange, es war bald abgemacht, — ja,

das war eine That zu rechter Zeit, und darum ist uns auch die große Katharina so dankbar gewesen, und hat uns hochgeehrt vor allen Großen ihres Reiches.*)

Mein kleiner Antrittsmord hat freilich weniger Bedeutung! seufzte Joseph Ribas. Einen kleinen Sänger in die Seligkeit und zur Harmonie der Sphären befördert zu haben, was ist das weiter!

Aber er war Euer Bruder, dieser kleine Sänger!

Ribas zuckte die Achseln. Das heißt, man hielt ihn dafür, aber im Ernste, ich glaube, er war es nur halb. Meine Mutter seligen Andenkens hatte mancherlei kleine Aventuren, und ich denke, Carlo's Geburt hing sehr genau mit einer solchen zusammen. Ich weiß also nicht, ob es nicht ein nothwendiges Werk war, diesen Carlo zu tödten, es war doch sicherlich meine Schuldigkeit, die beleidigte Ehre meines Vaters zu rächen, und das allein habe ich gethan! Aus diesem Grunde hat mir auch ein guter, redlicher Priester heute schon Absolution ertheilt, und wie ich jetzt vor Euch stehe, bin ich ganz rein und sündenlos, gleich einer Jungfrau! Wir können also von vorn anfangen, Excellenz! Gebt mir immerhin Eure Befehle.

Jetzt hast Du eine sehr edle, sehr erhabene Rolle

*) Von den tragischen und Entsetzen erregenden Ereignissen beim Regierungsantritt Katharina's, und von der Erdrosselung Peter's, bei der er selber sehr thätig war, erzählte Orlow in Rom mit dem größten Freimuth und sichtlichem Vergnügen. Gorani Bd. II. S. 23.

zu spielen, sagte Orlow lachend. Du sollst als der Wohlthäter unserer russischen Prinzessin erscheinen, und als der vermittelnde Vorläufer meiner eigenen Person!

Das ist eine allerliebste Rolle, rief Ribas, sich vergnügt die Hände reibend. Ich werde mich wundervoll ausnehmen als Wohlthäter und Mittler. Gebt mir noch einige Details, Herr Graf.

Die sollst Du haben, sagte Orlow. Stepano soll sie Dir geben. Stepano!

Der Gerufene erschien sofort in der Thür des Nebengemaches.

Stepano, sagte Orlow, jetzt an's Werk, mein Freund. Der heute angekommene Courier hat uns gute Nachrichten und Vollmachten gebracht. Graf Paul Rasczinsky ist nach Sibirien abgeführt, seine Güter sind eingezogen, sie fallen als Eigenthum eines Hochverräthers der Regierung anheim. Da ist eine von der Kaiserin unterschriebene Vollmacht, auf seine hiesigen Besitzungen im Namen der Kaiserin Beschlag zu legen und sie zu verkaufen. Nimm einige Bevollmächtigte und Beamte mit und gehe zu der Villa. Aber vor allen Dingen verhilf unserm kleinen Joseph Ribas zu seiner Uniform und seinen Epauletten, damit er als Wohlthäter und Retter gleich gehörig costümirt ist. Und jetzt fort mit Euch. Unterweis' ihn gut, Stepano! Ach, ich möchte wohl zugegen sein, bei dieser allerliebsten Comödie!

Und Graf Orlow brach in ein herzliches Gelächter aus.

Diese ganze Geschichte ist sehr unterhaltend und romantisch, sagte er dann, als er allein war, ich muß Katharinen sehr dankbar sein, daß sie mich damit beauftragte. Ich liebe das Abenteuerliche und Romantische. Freilich, wen auch hätte sie sonst zu diesem Geschäft auserwählen können? Ich möchte wohl wissen, wer es wagen dürfte, mit mir, dem russischen Hercules, in die Schranken zu treten, und wer so kühn wäre, mir den Preis streitig zu machen!

So sprechend erhob er sich von dem Divan und trat zu dem großen venetianischen Spiegel, vor welchem er lange in aufmerksamer Selbstbetrachtung stehen blieb.

Ich werde vor dieser kleinen Prinzessin Natalie zuerst in antiker Tracht erscheinen, sagte er lächelnd. Katharina hat mir oft gesagt, daß ich bezaubernd sei in meinem reichen antiken Costüm. Nun, wir wollen auch hier diesen Zauber ein wenig wirken lassen. — Aber zuerst muß das Nächste bedacht werden. Diese Corilla hat uns einen Dienst geleistet, und wir müssen ihr dankbar sein. Man sagt, sie liebt die Diamanten. Ich werde ihr also die Diamanten senden, welche der von ihr empfohlene Joseph Ribas diese Nacht zum Eigenthum der russischen Krone gemacht hat. Dazu werde ich ihr ein eigenhändiges verbindliches Brieschen schrei-

ben. Wer weiß, ob das sie nicht mehr entzückt, als diese Diamanten! —

Darin freilich hatte der schöne Graf Orlow sich geirrt. Die Dichterin Corilla glich darin auf ein Haar den meisten Bühnenheldinnen und Primadonnen unserer Tage. Sie legte einen sehr großen Werth auf Diamanten, und da sie wußte, daß Rußland sehr reich sei an Diamanten und Gold, so hatte sie für die russischen Großen immer ein besonders bezauberndes Lächeln und eine zuvorkommende Anmuth. Sie würde, wenn Graf Orlow selber gekommen wäre, ihr die Diamanten zu bringen, ohne alle Frage ihn mehr bewundert und sich anscheinend seiner mehr gefreut haben, als seines kostbaren Geschenkes, aber, da er nicht zugegen war, wozu denn bedurfte es alsdann der Verstellung?

Sie las Graf Orlow's Billet mit einem zufriedenen Lächeln. Dann aber warf sie es bei Seite, um sich ganz zu entzücken an dem Anblick der Diamanten.

Wie das funkelt, und wie das leuchtet, sagte die begeisterte Dichterin, selbst des Geliebten Auge glänzt nicht so hell, und sein Lächeln ist nicht so stolz und glückverkündend, so voll innerer, zukunftreicher Gewißheit, als das Funkeln dieser Steine! Zauberer sind es, und ein Wort von mir kann diese Solitaire und Rosetten da in eine köstliche Villa verwandeln, oder in einen balsamisch duftenden Park mit verschwiegenen Lauben, mit berauschenden Blüthendüften und süß flötenden Vögeln!

Das Alles verheißt mir der Anblick dieser Steine. Und nun zu denken, daß es eigentlich Carlo ist, mein einziger Geliebter, dem ich diese Diamanten verdanke! Aus Liebe zu ihm wollte ich die Prinzessin Natalie verderben, und daß ich's wollte, das war's, was mir die Gunst des russischen Grafen, und also auch diese Brillanten verschaffte! Armer Carlo, diese Brillanten überdauern Dich. Wie hell auch Deine Blicke leuchteten, jetzt hat der Tod ihr Feuer ausgelöscht, aber über Diamanten hat er keine Macht, dieser grausame, unerbittliche Tod. Die kann er nicht erwürgen, wie er Dich erwürgt hat, armer Carlo. Ich werde heut Abend Dein gedenken, Carlo, und ich hoffe, daß mich die Erinnerung an Dich zu einer recht schönen Ode an den Tod begeistern wird. Ich werde mir Mühe geben, immer Deine schöne Gestalt, von Blut überströmt, vor meinem innern Auge zu sehen. Ja, das soll eine sehr wirksame Improvisation werden, und ich will mir gleich einige seltsame und frappante Reime auf den Tod, das Sterben und das Grab zusammensetzen aus meinen theuern Dichtern. Und habe ich erst die Reime, dann finden sich die Zeilen mit den Gedanken schon von selbst. Die Reime, die Reime, das ist die Hauptsache beim Dichten!

Und während die Improvisatrice so zu sich selber sprach, hatte sie ganz mechanisch sich mit den Brillanten geschmückt, das schöne Collier um ihren Hals gelegt, die

langen Gehenke in ihren Ohren befestigt, und das glänzende Diadem um ihre hohe, stolze Stirn gelegt.

Sie sah wunderschön aus in diesem Schmuck, und es freute sie, daß gerade in diesem Augenblick ihr Freund, der Cardinal Francesko Albani, kam.

Der wird entzückt sein, sagte sie lächelnd, und mit dem Stolze und der imposanten Hoheit einer Königin schritt sie dem Cardinal entgegen.

Ihr seid schön, wie eine Göttin! rief der Cardinal, und wer Euch so sieht, der hat die Schutzgöttin des alten Roms, die erhabene Himmelskönigin Juno gesehen!

Wenn ich Juno wäre, möchtet Ihr wohl mein Vulkan sein? fragte Corilla schelmisch.

Nein, sagte Albani lachend, die edle Juno war ihrem Vulkan nicht eben treu, und ich verlange eine sehr treue Geliebte! Werdet Ihr das sein, Corilla?

Wir werden sehen, sagte sie, indem sie sich das Diadem vor dem Spiegel anders arrangirte. Wir werden sehen, mein theurer Freund! Vergeßt aber nicht unsere Bedingungen! Erst die Lorbeerkrone!

Die werdet Ihr bekommen! rief der Cardinal triumphirend.

Seid Ihr dessen gewiß? fragte Corilla mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen!

Albani lächelte geheimnißvoll.

Papst Clemens Ganganelli, sagte er, ist leidend, man meint, er wird bald sterben!

XIX.

Der Todesbrief.

Aechzend, gestützt auf seines treuen Lorenzo's Arm, schlich der Papst Ganganelli durch die Gänge seines Gartens. Einige Monate waren vergangen seit der Aufhebung des Jesuiter-Ordens; wie hatten diese Monate den armen Clemens verändert! Wo war die Heiterkeit und der Friede seines Angesichtes, wo war der erhabene Ausdruck seiner Züge, und die edle, feste Haltung seiner Gestalt, wo war das Alles geblieben?

Zitternd, zerbrochen, mit verstörten Mienen, mit glanzlosen, erloschenen Augen schlich er ächzend umher, die Stirn in finstere Falten gelegt, die Lippen zusammengepreßt vor Schmerz und innerm Weh.

Niemand durfte um ihn sein, zu Niemand sprach er, als zu Lorenzo, der vermochte es noch zuweilen, die finstern Falten von seiner Stirn zu verscheuchen, und ein mattes Lächeln auf seine schmalen, bleichen Lippen zu rufen. —

Auch heute war ihm das gelungen, und seit Wochen zum ersten Male hatte Ganganelli seinen Bitten nachgegeben, und drein gewilligt, einen Spaziergang im Garten des Quirinals zu machen.

Diese Luft erquickt mich, sagte der Papst aufathmend,

es ist, als ob sie meine Lungen mit neuer Lebenskraft durchströmte und das Blut in meinen Adern rascher fließen machte. Lorenzo, dies ist ein seltener Glückstag heute für mich, und den will ich benutzen. Komm, wir wollen zu unserm Franciskanerplatz gehen!

Das ist ein wundervoller Einfall, sagte Lorenzo vergnügt. Wenn Ew. Heiligkeit dahin verlangt, dann seid Ihr auch wieder gesund, und Alles wird wieder gut werden!

Ganganelli seufzte, und blickte mit einem trüben Lächeln gen Himmel. Gesund! sagte er. Ach Lorenzo, dies Wort erinnert mich an ein verlorenes Paradies! Der Racheengel hat mich daraus vertrieben, ich werde es niemals wiedersehen!

Sprecht nicht so, bat Lorenzo, während er heimlich eine Thräne von seiner Wange trocknete. Nein, sprecht nicht so! Ihr werdet gewiß genesen!

Ja, genesen! sagte der Papst. Auch der Tod ist ein Genesen, und am Ende vielleicht das wirksamste.

Schweigend schritten sie weiter, und durch das Gebüsch mühsam sich Bahn machend, gelangten sie endlich zu dem Platz, mit dessen Einrichtung Lorenzo vor einigen Monaten den Papst überrascht hatte, und den Ganganelli seitdem den Franciskanerplatz nannte.

So, sagte Lorenzo freudig, während der Papst sich erschöpft auf die Rasenbank niedergleiten ließ, so, Bruder Clemens, nun laßt uns heiter sein! Hier, wißt Ihr,

haben wir nichts mehr zu schaffen mit dem Papst. Ihr habt's selbst befohlen, daß Ihr hier nur Bruder Clemens sein wollt, weiter nichts, und Bruder Clemens war immer ein kerngesunder Mensch, voll Jugendmuth und Kraft.

Ach, ich fürchte, mein Freund, seufzte Ganganelli, der Papst ist dem armen Bruder Clemens heimlich sogar bis hierher nachgeschlichen, und er giebt ihn auch hier nicht mehr frei! Nein, nein, es ist nicht mehr der Bruder Clemens, der hier ächzend sitzt, es ist der Statthalter Gottes, der Vater der Christenheit, der hochheilige, gebenedeite Papst! Und wenn Du wüßtest, guter Lorenzo, was der zu leiden und zu dulden hat, dieser Statthalter Gottes, wie das Blut gleich höllischen Feuerströmen durch seine Adern rinnt, seine Eingeweide verkohlt und seinen Gaumen ausdörrt, daß ihm die Zunge festklebt und er nicht einmal mehr die Kraft hat, seinen Jammer zu klagen! Und einen solchen zerbrochenen Erdenwurm, den nennt diese jammervolle, bethörte Menschheit den Statthalter Gottes, vor dem beugt sie sich im Staube, und nennt ihn von Gottes Gnaden! Ach, Ihr thörichten Kinder, graut's Euch nicht selber vor diesem Mummenschanz, und erröthet Ihr nicht vor Eurem eigenen Kinderspiel?

Seht Ihr, sagte Lorenzo mit erzwungener Heiterkeit, wider Euren Willen seid Ihr hier doch wieder Bruder Clemens geworden, und scheltet auf den Statthalter

Gottes, der im Vatikan und Quirinal sein glänzendes Hoflager hält. Ja, ja, das that der Bruder Clemens schon im Franciskanerkloster, er schalt schon damals immer auf den Papst.

Und ließ sich doch bethören und einen Papst aus sich machen, rief Ganganelli. Ach, Lorenzo, es waren wohl schöne Vorsätze, die mich dazu bestimmten, und heilige Entschlüsse waren in mir, als ich diese Krone St. Peters zum ersten Male auf meinem Haupte trug. Mein Gott, ich war noch so jung, nicht mehr an Jahren, aber an Illusionen und Hoffnungen, ich schwärmte noch für das Gute, das Erhabene, und ihm wollte ich dienen, wollte es verherrlichen und belohnen im Namen Gottes!

Und redlich habt Ihr das gethan! sagte Lorenzo feierlich.

Ich hab's gewollt, seufzte Ganganelli, aber dabei ist's geblieben. Man hat mich überall gehemmt, und überall, wo ich hindurch wollte, da fand ich eine Mauer. Eine Mauer der Vorurtheile, des Hergebrachten, des einmal als gültig Angenommenen, und an dieser Mauer hielten meine Cardinäle und Beamten Wache, und trugen fein Sorge, daß mein Wille an dieser Mauer zerschellte und nicht hindurch brach, um ein wenig Freiheit, ein wenig Morgenluft in unser vermauertes Reich hinein zu lassen! Sie haben meinen Willen zermürbelt, bis nichts mehr an ihm blieb, und aus meinen heiligsten Entschlüssen haben sie Vogelscheuchen gemacht, vor denen

die fremden Könige und Fürsten Zeter schrieen, und all ihren Reichen den Untergang prophezeiheten, wenn ich bei meinen Freiheitsgedanken und Neuerungen beharrte. Ach, die Fürsten, die Fürsten! Ich will Dir etwas sagen, Lorenzo, die Fürsten sind es, welche mit ihren Ideen von absoluter Herrschaft das Weltenglück untergraben haben, sie sind die Räuber der ganzen Menschheit, denn die Freiheit, welche allen Menschen gemeinsam angehört, die haben sie, als rechte gesetzeslose Wegelagerer, für sich allein erbeutet. Den Glückssäckel der ganzen Menschheit haben sie ausgeplündert, und Münzen draus geprägt mit ihrem Bildniß verziert, und nun rennt die ganze Menschheit diesen Münzen nach, und denkt: wenn ich die habe, ist auch der Antheil am Menschheitsglücke, das uns erst Allen gemeinsam gehörte, wieder mein! Dahin ist's gekommen, Lorenzo, durch dieser Fürsten Raubgier, und doch zittern sie noch immer auf ihren Thronen, und fürchten, die Völker möchten einmal erwachen aus ihrem stumpfsinnigen Schlummer, sie möchten Alle aufstehen, wie Ein Mann, und ihren Räubern in das erblassende Antlitz schreien: gebt uns wieder, was Ihr uns genommen habt, wir wollen haben, was unser ist, wir wollen unsere Freiheit und unsere Menschenrechte, wir wollen nicht Sclaven sein, die vor einem Popanz zittern, wir wollen freie Kinder Gottes sein, und Niemand zu fürchten haben, als unsern Gott da droben, und unser eigenes Gewissen da drinnen im

unserer Brust! Steigt also nieder von Euren geraubten Thronen, werdet Menschen mit den Menschen, arbeitet, genießt, plagt und freuet Euch, wie Menschen es thun, lebt nicht vom Schweiße Eurer Unterthanen, sondern nährt Euch durch Eure eigene Mühe, damit Gerechtigkeit werde in der Welt, und die Menschheit zu ihrem Rechte gelange! —

Und Ganganelli's Augen glühten, seine eingefallenen Wangen überflog eine fieberhafte Röthe, während er so sprach. Lorenzo sah es mit besorgten Blicken, und als der Papst jetzt einen Augenblick schwieg, sagte er, dessen Hand an seine Lippen drückend: Ihr seid ganz wieder der gute, tapfre Bruder Clemens, aber auch Der sollte daran denken, sich zu schonen!

Und wozu noch der Schonung, rief Ganganelli lebhaft, da drinnen, mein Freund, sitzt er doch schon, der Tod, und hohnlacht allen meinen Bemühungen, und gräbt sich doch immer tiefer in mein innerstes Leben ein. Siehst Du, Lorenzo, das eben ist mein Jammer, daß ich nun umsonst gelebt, und daß ich nicht zu Ende bringen kann, was ich begonnen! Ich wollte mein Volk glücklich machen und frei, das ist es, was alle diese Fürsten erschreckt hat, das war eine unerhörte Neuerung, und da haben sie Alle erbleichend die Köpfe zusammengesteckt, und einander in's Ohr geflüstert: er will der Menschheit verrathen, daß sie eigentlich auch Rechte hat, und daß wir ihnen diese raubten. Seinen ererbten Antheil an dem Raube, den will er herausgeben an die

Menschheit! Was soll aber dann aus uns werden? Werden unsere Sclaven nicht auch wider uns aufstehen, und ihre Menschheitsrechte verlangen? Wir dürfen solche Neuerung nicht dulden, denn sie würde unsern Untergang zur Folge haben! — Siehst Du, so haben sie geschrieen, und in ihrer eigenen Angst haben sie meinen Tod beschlossen! Da warfen sie mir einen Brocken hin, der meinen Träumen von Völkerwohl ganz trefflich paßte, da willigten sie Alle drein, daß ich die Menschheit von diesem gefährlichen Bandwurm, dem Jesuitismus, befreite, und heimlich lachten sie dazu, und dachten: daran wird er sich den Tod holen! — Und sie haben Recht gehabt, die schlauen Fürsten, ich habe mir daran den Tod geholt! Den Jesuiter-Orden habe ich vernichtet, — ich selber werde daran sterben, aber die Jesuiten, die werden leben, ewig, immerbar! —

Das Geräusch nahender Fußtritte unterbrach hier den Papst, und ermattet zusammensinkend befahl er Lorenzo, dem Kommenden entgegen zu gehen, und Niemand hier vor ihn zu lassen.

Lorenzo kam allein zurück und reichte dem Papste einen Brief dar.

Der Courier ist zurückgekehrt, den Ihr vor einigen Tagen ausgesandt, sagte er. Das ist seine Depesche.

Der Papst nahm den Brief und wog ihn mit einem trüben Lächeln in seiner Hand. Wie leicht dies Blättchen wiegt, sagte er, und doch ist es so schwer

an Inhalt! Weißt Du, was dieser Brief enthält, Lorenzo?

Wie könnt' ich das? Ein armer Klosterbruder ist nicht allwissend!

Dieser Brief, sagte der Papst feierlich, er bringt mir Leben oder Tod. Es ist die Antwort des gelehrten Arztes, des Professors Brunelli in Bologna!

Ihr schriebt an ihn? fragte Lorenzo erbleichend.

Ich schrieb an ihn, und schilderte ihm genau meinen Zustand und mein Leiden; im Namen Gottes habe ich ihn beschworen, mir die Wahrheit zu berichten, und Brunelli ist ein Ehrenmann, er wird es thun! Habe ich nun recht, Lorenzo, daß dieser Brief schwer in die Wage fällt?

Lorenzo zitterte, und des Papstes Hände ergreifend, sagte er hastig und angstvoll: Nein, les't ihn nicht! Wozu nützt es Euch, seinen Inhalt zu erfahren! Es heißt Gott versuchen, wenn man die Zukunft vorher wissen will! Laßt mich ihn zerreißen, diesen unheilsvollen Brief!

Wozu es nützt, seinen Inhalt zu wissen? fragte der Papst. Um mich vorzubereiten auf meinen Tod, oder das Leben wieder heiterer und hoffnungsvoller zu erfassen! Laß mich, Lorenzo, ich muß diesen Brief lesen!

Und Ganganelli wehrte seinen treuen Diener sanft zurück und erbrach das Siegel. —

Eine Pause trat ein, — eine lange entsetzensvolle Pause!

Lorenzo lag auf seinen Knieen und betete, Papst Ganganelli las den Brief des Arztes aus Bologna. Sein Gesicht war todesbleich geworden, während er las, seine Lippen zitterten, und langsam rollten ein Paar Thränen über seine eingefallenen Wangen hinab.

Der Brief entsank seiner Hand und rauschte zur Erde, — gesenkten Hauptes, mit gefaltenen Händen saß der Papst da. Lorenzo lag noch immer auf seinen Knieen und betete. — Plötzlich richtete Ganganelli das Haupt empor, sein Blick wandte sich himmelwärts, eine heitere, Gott ergebene Ruhe strahlte aus seinen Zügen, und mit lauter, frohlockender Stimme sagte er: Herr, wie Du willst! Ich ergebe mich Deinem Willen!

Dieser Brief bringt also gute Nachricht? rief Lorenzo, getäuscht von der Freudigkeit des Papstes. Es ist also nichts mit Euren Todesahnungen, und der gelehrte Doctor sagt Euch, daß Ihr leben werdet?

Das ewige Leben, Lorenzo! sagte Ganganelli. Dieser Brief bestätigt meine Vermuthungen! Brunelli ist ein Ehrenmann, er hat die Wahrheit gesagt. Lorenzo, willst Du wissen, was dieses verzehrende Feuer, diese Ermattung und Erschlaffung meiner Glieder zu bedeuten hat? Es ist die Folge des Acqua Tofana!

Oh mein Gott, schrie Lorenzo zusammensinkend, Ihr seid vergiftet!

Rettungslos, sagte der Papst ruhig, Brunelli sagt

es, und ich fühle in meinen verdorrten und verbrannten Eingeweiden, daß er die Wahrheit spricht.

Und giebt es keine Linderung? jammerte Lorenzo, die Hände ringend. Kein Mittel, Euer Leben zum Mindesten hinzuhalten?

Es giebt ein solches Mittel; und Brunelli räth es mir. Die Anwendung der größten Hitze, die Erzeugung fortwährender Transspiration, die kann das Uebel noch ein wenig aufhalten, und mir das Leben noch um einige Wochen verlängern!*)

Lorenzo, es ist meine Pflicht, um jeden Tag mit dem Tode zu ringen, ich habe noch Vieles zu vollenden, bevor ich sterbe, noch viel zu arbeiten, ehe ich eingehen darf zur Ruhe, und so weit ich kann, muß ich zu Ende bringen, was ich angefangen zum Wohle meines Volkes! Komm, Lorenzo, laß uns zurückkehren in den Vatican, setze Kohlenpfannen in meine Zimmer, schaffe mir Pelze und eine glühend heiße Sonne! Ich will noch einige Wochen zu leben haben! —

Mit fiebrischer Heftigkeit faßte Ganganelli Lorenzo's Arm und zog ihn mit sich fort. Dann stand er plötzlich still und wandte sich noch einmal um nach seinem Lieblingsplatze.

Lorenzo, sagte er leise und voll tiefer Wehmuth, es war doch schön im Franciskanerkloster! Warum sind

*) Archenholz. Thl. V. 127.

wir nicht dort geblieben! Sieh nur, mein Freund, wie schön die Sonne dort in den Pinien glitzert, und wie lieblich diese Luft uns fächelt. Ach, Lorenzo, die Welt ist so schön, so schön! Warum muß ich denn von ihr scheiden?

Lorenzo antwortete nichts, er konnte vor Thränen nicht sprechen.

Ganganelli warf einen langen, stillen Blick umher, und grüßte mit seinen Augen die Bäume und die Blumen, die Erde und den blauen, glänzenden Himmel.

Lebe wohl, lebe wohl, Du schöne Natur! flüsterte er leise. Wir nehmen Abschied von einander. Ich werde niemals mehr diese Bäume wiedersehen, und diesen Rasensitz. Aber Dich, Lorenzo, werde ich zum Hüter dieses Platzes bestellen, und wenn Du zuweilen in stillen Abendstunden hier sitzest, dann sollst Du meiner gedenken! Jetzt komm, wir müssen fort! Fühlst Du nicht die sanfte, kühlende Luft? Oh, wie erquicklich das fächelt und kühlt, aber ich darf das nicht empfinden, ich nicht! Diese Kühlung verkürzt mein Leben schon wieder um einen Tag!

Und mit der Hast eines Jünglings lief Ganganelli die Allee hinab. Schweißgebadet, athemlos vor Gluth und Hitze, gelangte er in den Palast.

Jetzt gieb mir Pelze, bringe Kohlenpfannen, Lorenzo, schließe die Thüren und die Fenster. Schaffe mir die Gluth der Hölle, dann kann der Tod nicht herein zu mir! — —

Aber er kam dennoch, dieser grausame Tod, die Decken und die Pelze, die stets dampfenden Kohlenbecken und warmen Dämpfe, mit denen der Pabst sich umgab, diese Feuergluthen, die er Nacht und Tag einathmete, und denen seine Umgebung und Dienerschaft fast erlag, das Alles konnte den Tod doch nur noch auf einige kurze Wochen zurückscheuchen, nicht aber ihn vertreiben. Gräßlicher noch als die Feuergluth und Hitze, mit der Ganganelli sich umgab, gräßlicher und verzehrender noch brannte es in seinen Eingeweiden, glühte es in seinem vergifteten Blute.

Ausgedörrt endlich, verzehrt von dem innern, höllischen Feuer und den äußern vernichtenden Gluthen, begrüßte der Papst den Tod als Erlöser, und sank ihm mit einem Lächeln in die Arme.

Aber kaum war der letzte Athem seiner Brust entflohen, kaum war das Todesröcheln auf seiner Lippe verstummt, und kaum noch waren im Tode seine Augen erloschen, als eine entsetzliche, grauenerregende Veränderung mit der erkalteten Leiche sich zutrug. —

Das spärliche weiße Haar lös'te sich, wie von einem Windhauche fortgeblasen, von seinem Haupte ab, die Zähne fielen mit grausigem Geklapper aus ihren Höhlen, das vorher so stille, lächelnde Antlitz verlor in wenigen Secunden seine Form und Gestalt, die Nase versank, die Augen fielen heraus aus ihren Höhlen, und wie durch einen Zauberschlag lös'ten sich die Muskel-

bänder der Glieder, und sie fielen von einander ab, diese, in schnelle, entsetzliche Verwesung übergehenden Glieder.

Die beiden Leibärzte des Papstes standen neben dem Lager, und schauten mit Entsetzen auf dieses furchtbare, zauberhafte Schauspiel.

Er hat also doch Recht gehabt, murmelte der Leibarzt Barbi, die Hände faltend, er war vergiftet. Das sind die Wirkungen des Acqua Tofana!

Salicetti, der zweite Leibarzt, zuckte mit einem verächtlichen Lächeln die Schultern. Nehmt es wofür Ihr wollt, sagte er, ich meinestheils werde der Welt beweisen, daß der Papst Clemens XIV. eines natürlichen Todes gestorben ist.

So sprechend verließ Salicetti stolzen Schrittes das Sterbezimmer, und begab sich in sein Gemach, um die Krankheitsgeschichte Ganganelli's zu beginnen, in welcher er, trotz des reichhaltigen Arseniks, welches man bei der Obduction in dem Leichnam fand, und trotz dem, daß ganz Rom von der Vergiftung des Papstes überzeugt war, und mit lauten Verwünschungen seine Mörder nannte und bezeichnete, in welcher er, trotz diesem Allen, dennoch zu beweisen trachtete, daß Ganganelli eines natürlichen Todes, an einer lange verhehlten Scrophelkrankheit gestorben sei! *) — —

*) Archenholz. Thl. V. S. 125. Gorani. Thl. II. S. 45.

Und während Ganganelli seinen letzten Seufzer verhaucht hatte, läuteten die Glocken von St. Peter, donnerten die Kanonen der Engelsburg, und das neugierige Volk rannte und stürmte nach dem Quirinal, wo das Conclave zur feierlichen Papstwahl zusammengetrten war. Und Tausende starrten empor zu dem Palaste, und Tausende lauschten und lagen auf ihren Knieen und beteten, bis endlich die Thüren des Balcons, hinter welchem das Conclave versammelt war, sich öffneten, bis der päpstliche Ober-Ceremonienmeister auf dem Balcon erschien.

Auf ein gegebenes Zeichen verstummte das Geläute der Glocken, das Donnern der Kanonen, athemlos lauschend lagen diese Tausende auf ihren Knieen.

Dicht an den Rand des Balcons trat der Ceremonienmeister. Eine Pause, eine lautlose, entsetzliche Pause! Dann tönte weit über den Platz hin seine Stimme, und man vernahm von seinen Lippen diese Worte: Habemus pontificem maximum Pium VI! (Wir haben den Pabst Pius VI.).

Und die Glocken begannen auf's Neue zu läuten, die Kanonen donnerten, die Posaunen wirbelten und dröhnten, auf dem Balcon erschien der neue Papst, Juan Angelo Braschi, Pius VI., und ertheilte dem knieenden Volke seinen päpstlichen Segen! —

Man hatte also wieder einen neuen Papst, es blieb für den gestorbenen Papst nichts mehr übrig, als ihn zu begraben. Und man begrub ihn!

In feierlicher Procession, gefolgt von allen Cardinälen und hohen Kirchenbeamten, umgeben von den Schweizer Garden, unter dem Geläute der Glocken, dem dumpfen Wirbeln der Trommeln, den feierlichen Gesängen der Priester, bewegte sich der Leichenzug vom Quirinal aus nach der Peterskirche. Im üblichen, offenen Sarge lag die Leiche, damit das Volk ihn noch zum letzten Male sehe, den gestorbenen Papst! Als man die Engelsbrücke passirte, als der Sarg auf der Mitte der Brücke erschien, drang ein Schrei des Entsetzens aus tausend und tausend Kehlen! Von dem Leichnam hatte sich ein Bein abgelöst, es hing aus dem Sarg heraus, nur noch schwebend in einer Falte des Leichenkleides. Der Cardinal Albani, der neben dem Sarge ging, ward von diesem herabschlotternden Bein an der Schulter berührt, und er erblaßte, aber er hattte doch den Muth, das Bein zurückzustoßen in den Sarg. — Das Volk murrte laut, und schaudernd flüsterte man einander in's Ohr: Der Todte hat seinen Mörder angerührt. Man hat ihn vergiftet, unsern guten Papst! Seine Glieder fallen ab. Das ist die Wirkung des Acqua Tofana!*)

---

*) Archenholz erzählt noch von einem andern Falle, in welchem das Acqua Tofana die gleiche heftige und schnelle Wirkung gezeigt. „Eine vornehme römische Dame, die jung und schön war, und viele Anbeter hatte, machte im Jahre 1778 ein ähnliches Experiment, ihren alten Gemahl los zu werden. Die Dosis war etwas stark eingerichtet, daher auch die Absonderung der Glieder nach dem Tode sehr schleunig

Das infernalische Werk war also gelungen, die Rache war vollführt, — Ganganelli war nicht mehr, und auf dem päpstlichen Throne saß Braschi, der Freund der Jesuiten und des Cardinals Francesko Albani, dem er die Krönung der Improvisatrice Corilla versprochen!

Und da diese Krönung dem habsüchtigen und geldgierigen Papste Pius nichts kostete, so fand er es für gut, diesmal sein heiliges Versprechen zu erfüllen, wenn auch nicht so bald, als Corilla es wünschte und der Cardinal Francesko Albani es ersehnte.

Erst im Jahre 1776, fast zwei Jahre nach der Thronbesteigung Braschi's, fand die Krönung der Improvisatrice auf dem Capitole zu Rom statt.

Sie stand also endlich am Ziele ihrer Wünsche. Sie hatte es erreicht, ihr ehrgeiziges, langjähriges, Streben. Durch Bestechungen und Listen, durch erheuchelte Zärtlichkeit, durch alle Künste der Coquetterie und Intrigue hatte sie es endlich erreicht!

---

und heftig erfolgte. Man wandte alle nur möglichen Mittel an, den Körper in einer menschlichen Form zu erhalten, um wenigstens die Ceremonie des Leichenbegängnisses auszuhalten. Das Gesicht war mit einer wächsernen Larve bedeckt, und in diesem Zustand wurde der Leichnam den Augen des Volks dargestellt. — Dies Absondern der Glieder scheint die gewöhnliche Wirkung dieses Giftes zu sein, die sich der Erfahrung zufolge äußert, sobald der Körper erkaltet ist." Archenholz. V. 126.

Aber dieser Triumph sollte ihr doch nicht ungetrübt zu Theil werden!

Die Nobili jauchzten ihr entgegen, und die Cardinäle und Kirchenfürsten, aber das Volk begleitete sie mit Heulen und Zischen auf ihrem Wege zum Capitol. Gedichte flatterten von allen Seiten herbei; das erste, das auf Corilla's Haupt niederfiel, ergriff der Cardinal Albani und entfaltete es, um es mit lauter Stimme zu lesen. Aber schon nach den ersten Zeilen verstummte er, — es war ein Schmähgedicht, und nur Spott und Hohn enthielten alle die andern Gedichte.

Aber immer doch ward sie gekrönt. Immer doch stand sie oben auf dem Capitol, und der Lorbeerkranz zierte ihre Stirn, und als sie ihn empfing, brachten ihre vornehmen Gönner und Freunde ihr ein Vivat. — Das Volk stimmte nicht ein, und als der Jubel verstummte, da drang ein tausendstimmiges, donnerndes Hohngelächter zu der lorbeerbekränzten Dichterin empor, und dieses Hohngelächter, dieses Zischen und Heulen des Volkes, es begleitete sie auf ihrem Rückwege vom Capitol, es verfolgte sie durch die Straßen, es begleitete sie bis zu ihrer Wohnung, — das Volk hatte sie gerichtet!

Schamvoll, zerknirscht und voll Zornes entfloh sie aus Rom und ging nach Florenz.

Aber immer doch gehörte ihr der Lorbeer, sie war angesehen und gesucht, die Fürsten huldigten ihr, und

Katharina von Rußland erfüllte das Versprechen, das Orlow der Improvisatrice im Namen der Kaiserin gemacht. Corilla erhielt von Rußland eine Pension. —

XX.

Der russische Officier.

Mit dem Tode Carlo's war Natalien's letzter Freund gestorben, mit den gestohlenen Diamanten und dem geraubten Gelde waren Marianen's letzte Hülfsquellen erschöpft. — Aber Natalie achtete nicht auf das Klagegeschrei Marianen's. Was kümmerte es sie, ob sie arm war und mittellos, was wußte sie von diesen äußern Schätzen und diesem in Gold und Juwelen bestehenden Reichthum.

Natalie wußte nur, daß sie beraubt worden an einem edlen, geistigen Besitzthum, daß man ihr den Freund gemordet, welcher mit so treuer, hingebender Liebe sich ihr geweihet hatte, und über seine Leiche weinend, widmete sie ihm den Thränenzoll der reinsten Dankbarkeit, der schmerzlichsten Trauer!

Aber so unvollkommen ist die Welt, daß sie uns oft zur Trauer keine Zeit läßt, daß sie mitten in unsern Schmerz hinein ihre prosaischen Stimmen der Wirklichkeit und des Bedarfs ertönen läßt, daß sie uns nöthigt, unsere Thränen abzutrocknen und von den schmerzlich

süßen Erinnerungen an ein verlorenes Glück unsere Gedanken abzulenken, um sie dem praktischen Leben, der begehrlichen, uns beanspruchenden Wirklichkeit zuzuwenden.

Natalien's zarte Seele sollte diese rauhe Berührung der Wirklichkeit erfahren, und in sich erschaudernd und erbebend mußte sie sich beugen unter die rauhe Hand der Gegenwart.

Bleich, athemlos, zitternd stürzte Mariane in das Gemach, in welchem Natalie in einsamer Trauer um den vrlorenen Fereund weinte.

Wir sind verloren, rettungslos verloren! stammelte Mariane. Man will uns vertreiben aus unserm letzten Besitzthum, man will uns .verstoßen aus unserm Hause! Das Unglück der ganzen Welt bricht über uns herein, um uns zu zerschmettern! —

Das junge Mädchen sah sie mit ruhigen, klaren Blicken an. So mag es uns zerschmettern, sagte sie ruhig. Es ist besser, ihm auf einmal zu unterliegen, als langsam von ihm verzehrt zu werden!

Aber hört Ihr mich nicht, Prinzessin, schrie Mariane händeringend. Man will uns von hier vertreiben, sage ich Euch, aus Eurem Hause will man Euch vertreiben!

Und wer will das? fragte das junge Mädchen, indem sie sich stolz und mit flammenden Blicken erhob. Wer wagt es, mir hier zu drohen in meinem eigenen Hause!

Draußen stehen Soldaten und Sbirren und die Be-

amten der russischen Gesandtschaft. Mit Gewalt haben sie sich Eingang verschafft, mit Gewalt sind sie eingedrungen in das Haus. Schon versiegeln sie die Thüren und legen Beschlag auf Alles, was sich im Hause befindet.

Eine dunkle Purpurröthe überhauchte für einen Moment Natalien's Wangen und ihre Augen flammten. Ich will doch sehen, sagte sie, wer den kecken und räuberischen Muth hat, mir mein Eigenthum streitig zu machen!

Mit stolzen Schritten, mit hochgehobenem Haupte schritt sie durch das Gemach und öffnete die Thür zum Corridor.

Die Sbirren und Soldaten, welche dort aufgestellt waren, wichen ehrfurchtsvoll bei Seite. Natalie beachtete sie gar nicht, mit stolzem Schritte eilte sie dem Officier entgegen, dessen laute, gebieterische Stimme dieen Leuten so eben den Befehl ertheilte, alle Thüren zu versiegeln und sorgfältig zu wachen, daß nichts aus den Zimmern fortgetragen werde.

Ich wünschte zu wissen, sagte Natalie mit ihrer klaren, silberhellen Stimme, ich wünschte zu wissen, mit welchem Rechte man hier in mein Haus eindringt, und welche Entschuldigung Sie haben für dieses freche Betragen.

Der Officier, welcher Niemand anders war, als Stepano, verbeugte sich vor ihr mit einem leichten, ironischen Lächeln.

Die Gerechtigkeit bedarf nicht der Entschuldigung, sagte er. Im Auftrag und Befehl Ihrer erlauchten Majestät, der großen Kaiserin Katharina, lege ich Beschlag auf dieses Haus und Alles, was es enthält. Es ist von dieser Stunde an das geheiligte Besitzthum der russischen Majestät.

Es ist das unantastbare Besitzthum des Grafen Paulo! rief Natalie stolz.

Es war das Eigenthum des Grafen Paul Raczinsky, sagte Stepano. Aber die Hochverräther haben kein Besitzthum. Der verbrecherische Graf ist des Hochverrathes bezüchtigt und überwiesen. Die Gnade unserer Kaiserin hat zwar das Todesurtheil in eine ewige Verbannung nach Sibirien verwandelt, aber die Confiscation seines sämmtlichen Habes und Gutes zu genehmigen geruht. Kraft dieser Genehmigung und mit Erlaubniß der hochheiligen römischen Regierung, lege ich Beschlag auf dieses Haus und Alles, was es enthält!

Natalie hörte ihn nicht mehr. Fast besinnungslos lag sie in Marianen's Armen. Paulo war verloren, zum Tode verurtheilt, lebenslänglich gefangen und verbannt, das allein hatte sie gehört und begriffen, diese ensetzliche Nachricht hatte ihre Sinne verwirrt und sie betäubt.

Mein Herr, flehte Mariane, Natalie fest an ihren Busen drückend, Sie werden mindestens Barmherzigkeit üben an diesem jungen Mädchen, Sie werden uns nicht

hinausstoßen auf die Straße, Sie werden uns den ruhigen Aufenthalt in diesem Hause gönnen, bis wir unsere Effekten zusammengerafft, und mindestens Das uns ausgewählt haben, was unbestreitbar unser ist!

Alles, was in diesem Hause enthalten, ist das unbestreitbare Eigenthum der Kaiserin! rief Stepano rauh.

Aber doch wir selber nicht, hoffe ich! rief Mariane empört. Ueber unsere Personen wird sich doch diese kaiserliche Gewalt nicht erstrecken?

Stepano sagte rauh: Die Thür steht Euch offen, geht! Aber geht sogleich, sonst bin ich gezwungen, Euch als Aufwiegeler und Empörer zu verhaften!

Ja, laß uns gehen, rief Natalie, die sich wieder erholt hatte, laß uns gehen, Mariane. Nicht einen Moment länger laß uns verweilen in dem Eigenthum dieser barbarischen russischen Kaiserin, welche den edlen Grafen Paulo als einen Verbrecher verurtheilt, und mit gewaltthätiger, räuberischer Hand sich seines Eigenthums bemächtigt!

Und dem ersten Impuls ihres aufwallenden, edlen Stolzes folgend, nahm das junge Mädchen Marianen's Hand, und zog die Widerstrebende mit sich fort.

Man soll uns mindestens nicht hinauswerfen aus unserm Hause, sagte sie glühend, nein, nein, wir wollen freiwillig gehen, und uns selber verbannen!

Aber wohin wollen wir gehen? rief Marianne, die Hände ringend.

Wohin Gott will! rief das junge Mädchen feierlich.

Und wovon sollen wir leben? jammerte Mariane. Wir sind jetzt ganz arm und hülflos. Wovon sollen wir leben?

Wir werden arbeiten! sagte Natalie ganz fest und entschlossen. — Eine eigene Ruhe und Kaltblütigkeit war über sie gekommen. Das Unglück hatte eine neue Eigenschaft ihres Wesens in ihr wach gerufen, der Schmerz eine neue Saite ihres Innern angeschlagen, — sie war nicht mehr das zarte, sanft duldende, widerstandslose Kind, sie empfand in sich eine feste Entschlossenheit, einen kühnen Muth, einen fast freudigen Trotz und eine unbezwingliche Ruhe.

Arbeiten! Ihr wollt arbeiten, Prinzessin! wimmerte Mariane.

Ich werde es lernen, sagte sie, und mit immer eiligeren Schritten näherte sie sich dem Ausgang des Gartens.

Die Pforte, welche hinausführte auf die Straße, war weit geöffnet, Soldaten in russischer Uniform hatten sich vor derselben aufgestellt und wehrten mit ihren Carabinern die neugierigen Römer zurück, welche in dichten Haufen herbei drängten, froh, einmal hinein schauen zu dürfen in den so lange verschlossenen Zaubergarten. —

Seht, da kommt sie, die Fee des Gartens! riefen sie, als Natalie sich jetzt der Pforte näherte.

Wie schön sie ist, wie schön! rief man laut.

Das ist in Wahrheit eine Fee, eine Göttin!

Natalie hörte nichts von diesen bewundernden Ausrufungen, sie hatte nur Ein Ziel, nur Einen Gedanken! Sie wollte diesen Garten verlassen, sie wollte fort, sie hatte gar kein Bedauern, keine Klage um dieses verlorene Paradies in sich, sie wollte fort, nur fort, am liebsten in den Tiber, in den Tod hinein.

Aber die an der Pforte aufgestellten Soldaten verweigerten ihr den Ausgang.

Entsetzt, befrembet blickte Natalie sie an.

Man wird mir mindestens nicht wehren können, mein Eigenthum freiwillig aufzugeben, sagte sie. Fort mit diesen Gewehren und diesen Säbeln! Ich will hindurch.

Und das junge Mädchen trat entschlossen und kühn einen Schritt vorwärts.

Aber wie eine Mauer streckten sich die Gewehre und Säbel über sie aus, und jetzt überkam Natalie die Angst der Verzweiflung, das trostlose Gefühl ihrer grenzenlosen Verlassenheit, ihrer jammervollen Einsamkeit.

Thränen entstürzten ihren Augen, ihr Stolz war gebrochen, sie war wieder das junge, zitternde Mädchen, nicht mehr das heldenkühne Weib, sie weinte, und mit zitternder Stimme, mit gefaltenen Händen flehte sie zu den rauhen Soldaten um ein wenig Erbarmen, ein wenig Mitleid.

Sie verstanden sie nicht, sie hatten kein Mitgefühl,

aber die Menge ward gerührt von den Thränen dieses schönen jungen Mädchens, von dem händeringenden Schmerz der sie begleitenden Frau. Man schrie, man heulte, man verhöhnte die Soldaten, man schwur, die beiden Frauen mit Gewalt zu befreien, wenn man ihnen nicht sogleich einen Durchgang öffne.

Stumm, unerschütterlich, unbeweglich, einer Mauer gleich, standen die Soldaten mit ihren vorgestreckten Gewehren.

Durch das Geschrei und das Zischen hindurch hörte man plötzlich eine laute gebieterische Stimme fragen: Was geht hier vor? Was bedeutet dieser Lärm? Ein Officier machte sich Bahn durch die Menge und näherte sich der Gartenthür.

Ehrerbietig wichen die Soldaten bei Seite, und er trat in den Garten.

Oh mein Herr, sagte Natalie, ihr bethräntes Antlitz zu ihm hinwendend, wenn Sie ein Ehrenmann sind, so nehmen Sie sich eines verlassenen, schutzlosen Mädchens an, und befehlen Sie diesen Soldaten, welche Ihnen zu gehorchen scheinen, daß sie mich ungehindert mit meiner Begleiterin von hier fortgehen lassen.

Der russische Offfcier Joseph Ribas verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihr. Wenn es Prinzessin Natalie Tartaroff ist, welche ich die Ehre habe zu begrüßen, sagte er, so muß ich sie im Namen meines erlauchten Herrn um ihre Verzeihung bitten, und komme

auf seinen Befehl, um wieder gut zu machen, was hier Ungebührliches geschehen!

So sprechend wandte er sich zurück zu den Soldaten, und wechselte einige leise Worte mit dem Anführer derselben. Dieser verneigte sich ehrfurchtsvoll; seinen Soldaten ein Zeichen gebend, trat er weiter zurück auf die Straße, und drückte die Thür des Gartens in das Schloß ein.

Man will mich also als eine Gefangene hier festhalten? rief Natalie entsetzt. Man erlaubt mir nicht, diesen Garten zu verlassen?

Ew. Gnaden mögen diesen Garten vorläufig immer noch als Euer Eigenthum betrachten, sagte er ehrfurchtsvoll. Ich habe Befehl, darüber zu wachen, daß Niemand es wage, Euch hier zu beunruhigen, und aus diesem Grunde bittet mein Herr ehrerbietigst, Ihr möchtet gnädigst gestatten, daß ich als Wache Eurer Sicherheit in Eurem Hause bleibe!

Und wer ist dieser großmüthige Herr? fragte Natalie.

Es ist ein Mann, welcher das feierliche Gelübde gethan hat, überall die Unschuld zu schützen, wo er sie bedroht findet, sagte Joseph Ribas feierlich. Ein Mann, der bereit ist, für die von Gefahren und Feinden umringte Prinzessin Tartaroff sein Blut und Leben hinzugeben, ein Mann, fuhr er leiser fort, der Euren edlen Vormund und Freund, den Grafen Paulo, kennt und

liebt, und Euch bald geheime und sichere Nachricht von ihm bringen wird!

Er kennt den Grafen Paulo, rief Natalie freudig. Oh dann ist Alles gut! Wer Paulo kennt, und ihn liebt, dem darf ich vertrauen, denn der muß ein edles Herz in seinem Busen tragen!

Und sich mit einem reizenden Lächeln an Joseph Ribas wendend, sagte sie: Mein Herr, führen Sie mich jetzt, wohin Sie wollen. Wir werden Ihnen Beide überall hin folgen!

Lassen Sie uns vor allen Dingen in die Villa gehen und diese überlästigen Menschen entfernen! sagte der russische Officier, und schritt den beiden Frauen voran dem Hause zu.

Dort waren noch immer die Soldaten und Sbirren beschäftigt, die Thüren und Schränke zu versiegeln. Joseph Ribas trat mit zürnenden Blicken unter sie, und indem er sich an Stepano wandte, sagte er: Mein Herr, ich werde Euch zur Rechenschaft ziehen über dieses voreilige und ungesetzliche Benehmen!

Ich bin in meinem Rechte! sagte Stepano mürrisch. Hier der Befehl, diese Villa mit Beschlag zu belegen! Sie ist als das Besitzthum des Hochverräthers Rasczinsky der russischen Krone verfallen.

Da wäre nur der eine Irrthum zu berichtigen, sagte Joseph Ribas, daß diese Villa nicht das Besitzthum des Grafen Rasczinsky war, sondern daß er sie schon vor

einigen Monaten seinem Freunde, meinem Herrn, verkauft hat. Und da, so viel ich weiß, der erlauchte Graf, mein Herr, nicht auch ein Rebell ist, so werdet Ihr sein Eigenthum zu respectiren wissen!

Da würdet Ihr zuerst Eure Behauptung zu beglaubigen haben, rief Stepano mit einem rauhen Lachen.

Hier ist die urkundliche Beglaubigung! sagte Joseph Ribas, und reichte Stepano ein Blatt Papier dar. Dieser las es aufmerksam, dann verneigte er sich ehrerbietig: Dann, mein Herr, war ich allerdings im Irrthum. Diese Schenkungsacte ist richtig und von Sr. Gnaden, dem russischen Gesandten, selber unterzeichnet. Ihr werdet mir verzeihen, denn ich handelte nur den mir geworbenen Aufträgen gemäß!

Joseph Ribas erwiederte Stepano's ehrerbietige Verneigung mit einem stolzen Kopfnicken. Geht, sagte er, nehmt eiligst die Siegel wieder ab, und dann fort mit Euch!

Aber als Stepano sich mit seinen Leuten zurückziehen wollte, winkte ihn Joseph Ribas noch einmal zurück.

Ihr habt also die Schenkungsakte anerkannt? fragte er, und als Stepano bejahete, fuhr er fort: Ihr könnt es also nicht ableugnen, daß mein Herr der unbestreitbare Besitzer dieser Villa ist, und mit ihr schalten und walten kann nach seinem Belieben?

Ich leugne es gar nicht! brummte Stepano.

Joseph Ribas zog ein zweites Papier aus seinem

Busen hervor und reichte auch dies Stepano hin: Auch diese Schenkungsakte werdet Ihr als richtig anerkennen müssen! Sie ist gleichfalls von unserm hiesigen Gesandten unterzeichnet und beglaubigt. —

Stepano las sie, und sagte dann fast unwillig: Sie ist richtig, aber der Graf ist ein Tollkopf, ein so schönes Besitzthum fortzuschenken!

Und murrend entfernte er sich mit seinen Leuten.

Natalie hatte, sich an Marianen's Seite schmiegend, diesem ganzen Auftritt mit stummer Verwunderung zugeschaut, und mit dem Staunen der Unerfahrenheit und Unschuld begriff sie nichts von dieser ganzen Scene, noch kam irgend ein Argwohn in ihre kindlich reine Seele. —

Er geht also wirklich? fragte sie, als Stepano sich entfernte.

Ja, er geht, sagte Joseph Ribas, und er wird es niemals wagen, Euch wieder zu beunruhigen. Fortan seid Ihr in Eurem unbestreitbaren Eigenthum! Mein Herr hat diese Villa und diesen Garten in gerichtlich anerkannter Schenkungsakte zu Eurem Eigenthum gemacht!

Und wer ist Euer Herr? rief Natalie. Nennt mir seinen Namen, sagt mir, wo ich ihn finde, daß ich ihm danken kann!

Ja, führt uns zu ihm, sagte Marianne weinend, laßt mich seine Füße umklammern und seinen

fernern Schutz anflehen für meine arme schutzlose Prinzessin.

Mein Herr begehrt keinen Dank! sagte Ribas stolz. Er thut das Gute nur um des Guten willen, und die Unschuld beschützt er, weil das die Pflicht jedes Edelmannes und Ritters ist.

So nennt mir mindestens seinen Namen, daß ich für ihn beten kann! schluchzte Marianne.

Ja, seinen Namen, rief Natalie mit einem reizenden Lächeln. Mein Gott, wie werd' ich diesen Namen lieben!

Sein Name ist sein Geheimniß, sagte Ribas. Die Welt freilich kennt ihn und segnet ihn, und nennt ihn den Tapfersten der Tapfern. Aber es ist sein Befehl, daß Ihr ihn nicht erfahrt! Er will nichts, keinen Dank, keine Anerkennung, er will nur Euer Glück und Eure Ruhe sichern, und dadurch das feierliche Gelübde lösen, das er seinem Freunde, dem Grafen Paulo Rasczinsky, gegeben, Euch zu behüten wie Euer Vater, und Euch zu bewachen wie Euer Schutzgeist!

Dank, Dank, mein Gott! rief Marianne, die Arme gen Himmel erhebend. Du sendest uns Hülfe in unserer Noth, Du bist es, welcher der leidenden Unschuld sich erbarmt und ihr einen Retter sendet in ihrer höchsten Bedrängniß.

Das junge Mädchen sagte nichts. Ihr strahlender, verklärter Blick war himmelwärts gerichtet, und mit

einem dankbaren, seligen Lächeln die Hände über ihre Brust zusammenfaltend, flüsterte sie: Ich bin also nicht mehr allein, ich habe einen Freund, der mich behütet und bewacht. Wer er auch sei, Graf Paulo sendet ihn. Wie er sich auch nennen möge, ich werde ihm ewig dankbar sein!

XXI.

Die Erwartung.

Ein neues, wunderbares Leben begann seit diesem Tage für Natalie. Wie von einem Mährchen, einem traumhaften Zauber fühlte sie sich umstrickt, es war ein phantastisches, übernatürliches Leben, es schien, als ob irgend ein unsichtbarer Genius sie umschwebe, alle ihre Gedanken belauschend, alle ihre Wünsche zur Wahrheit machend. Und Joseph Ribas war der neckische, stets heitere, stets dienstbereite Kobold dieses unsichtbaren Gottes.

Mein Herr ist nicht zufrieden mit der bescheidenen Einrichtung Eurer Villa, sagte er am ersten Tage zu Natalie. Er bittet Euch, ihm zu erlauben, daß er Eure Zimmer schmücken lasse mit der Pracht, die Eurem Range und Eurer zukünftigen Größe gebührt!

Und worin wird meine zukünftige Größe bestehen? fragte das junge Mädchen neugierig.

Das wird Euch zur rechten Zeit und zur rech-

ten Stunde klar werden, sagte Joseph Ribas geheimnißvoll.

Wer wird es mir sagen?

Er, der Graf!

Ich werde ihn also sehen? rief sie freudig.

Vielleicht! Werdet Ihr aber jetzt erlauben, Eure Zimmer in Ordnung bringen zu lassen?

Diese Villa gehört Eurem Herrn, sagte Natalie. Er hat darin zu schalten, als der Herr und Gebieter.

Und zufrieden gestellt, eilte Ribas fort, um nach wenigen Stunden mit mehr denn funfzig Arbeitern, Handwerkern und Künstlern zurückzukehren, und das Werk der Ausschmückung zu beginnen.

Bis dahin war die Villa mit Zierlichkeit und Eleganz eingerichtet gewesen, man hatte da nichts zu vermissen gehabt an Comfort und Bequemlichkeit, an Anmuth und Geschmack. Aber es war immer nur die fashionable, elegante Wohnung eines vornehmen Privatmannes gewesen. Jetzt, wie durch einen Zauberschlag verwandelte sich diese Villa in wenigen Tagen in den glänzenden Palast irgend eines Sultans oder Kalifen. Da waren schwere türkische Teppiche, welche den Fußboden bedeckten, da waren sammetne Vorhänge mit goldener Stickerei an den Fenstern und Wänden, da sah man die reichsten, bequemsten Divans und Lehnstühle mit golddurchwirkten Stoffen; Vasen, verziert mit den kostbarsten Edelsteinen, herrliche Bronzestatuen, schöne

Gemälde, dazwischen die seltensten, von Juwelen blitzenden, zierlichen Ueberflüssigkeiten, welche die neueste Zeit mit dem Namen der Nipps bezeichnet hat, — da gab es niedliche kleine Spielereien von unermeßlichem Werth, und mit raffinirtester Sinnigkeit war Alles hervorgesucht, was der Luxus an prachtvoller Bequemlichkeit zu bieten vermag. Staunend, mit kindlichem Entzücken flog Natalie durch diese Räume, die sie in ihrer Ausschmückung und ihrer Wunderpracht kaum wieder erkannte, stand sie vor diesen Schätzen und Spielereien, die sie kaum zu berühren wagte.

Dieser Graf muß entweder ein Zauberer oder ein Nabob sein, sagte Marianne sinnend, Millionen sind nöthig gewesen, um dieses Alles herzustellen.

Natalie fragte nichts darnach, ob er ein Zauberer oder ein Millionär oder ein Nabob sei, sie dachte nur, daß sie ihn sehen, ihm danken möchte, weiter nichts.

Kommt er denn jetzt? fragte sie den stets demüthigen und sclavisch ergebenen Joseph Ribas, kommt er jetzt, da sein Haus geschmückt ist zu seinem Empfang?

Es ist nur für Euch geschmückt, Prinzessin, sagte Ribas demuthsvoll. Der Graf, mein Herr, will nichts, als Euch in Räumen wissen, die Eurer würdig sind!

Aber was sollte ihr dieser Luxus, was fragte sie nach diesen Schätzen, deren Werth sie nicht zu ermessen vermochte, und der ihr gleichgültig war? Sie, die weder einen Begriff von dem Reichthum, noch von dem Gelde

hatte! Sie, die nicht wußte, daß es auf der Welt die Armuth gäbe und den Hunger, sie, die gleichsam außerhalb der Welt aufgewachsen war, in einem von der Welt abgesonderten Eden, über das die unheilvollen Geister aus der Büchse der Pandora noch ihre Gewalt nicht geübt hatten.

Sie kannte nur die Schmerzen der Glücklichen, die Entbehrungen der Reichen, sie hatte weder mit dem wirklichen Unglück zu kämpfen gehabt, noch eine wirkliche Noth und Entbehrung jemals erfahren.

Jetzt freilich war ein tieferer Schmerz in ihr Leben getreten, sie hatte ihren geliebten, väterlichen Freund, den Grafen Paulo, verloren, und auch Carlo war ihr entrissen. Das war allerdings ein tiefer Schmerz, und um Beide hatte sie viel geweint und viel gelitten, — aber es war immer noch kein wahres Unglück. Sie hatte immer noch nicht ihres Lebens einzigen Inhalt verloren, denn diese Beiden, wie sehr sie sie immer geliebt, sie hatten doch ihr Leben noch nicht im Ganzen und Vollen ausgefüllt, sie waren ein Theil des Glückes gewesen, aber nicht das Glück selber.

Und sie erwartete das Glück! Sie erwartete es mit Entzücken und Andacht, mit fieberischer Hoffnung und glühender Sehnsucht. Sie wußte nicht und fragte nicht, worin es bestehen würde und was es sei, dieses Glück, und dennoch schlug ihm ihr ganzes Herz entgegen, rief sie es mit hochklopfendem Busen

und flüsternden Lippen herbei, dieses unbekannte, namenlose Glück.

Sie war so viel allein, sie hatte so viel Zeit zu träumen und sich zu berauschen in phantastischen Bildern. Sie war umgeben von einem Mährchen, und sie war die Fee dieses Mährchens! Aber aus diesem Traumleben des Mährchens sehnte sie sich zuweilen nach der Wahrheit und Wirklichkeit, aus dem Idealen nach dem Realen. Dann rief sie Joseph Ribas an ihre Seite, dann bat sie ihn zu erzählen von dem unbekannten Herrn, von seinem Grafen.

Er erzählte ihr von seinen Heldenthaten und Schlachten, von den Wundern der Tapferkeit, die er vollbracht, und das junge Mädchen hörte ihm bebend und erschauernd zu. Sie hatte Furcht vor diesem Manne, der Ströme Blutes vergossen, und den seine Feinde noch mit sterbender Lippe gepriesen als den größten der Helden! Und Joseph Ribas lächelte, wenn er sie erbleichen und zittern sah, und er sprach zu ihr von seiner Großmuth und Menschenliebe, von seiner Ritterlichkeit und Tugend, er erzählte ihr, wie er hier mit Gefahr seines Lebens irgend ein verfolgtes junges Mädchen geschützt und errettet, wie er dort eines hülflosen Greises sich erbarmt, und er, der Einzelne, ihn geschützt gegen eine Schaar blutdürstiger Feinde. Auch sprach er zu ihr von den Schmerzen, welche sein Herr gelitten, von dem Undank, welcher ihm geworden, von den Täuschungen,

die er erfahren, und Natalien's Augen füllten sich mit Thränen, und mit vorwurfsvollem Blicke fragte sie den Himmel, wie er es habe zulassen können, daß die Tugend dieses edlen unbekannten Helden so geprüft worden, und die Schlechtigkeit der Menschen, so ihn habe betrüben müssen.

Das ist es, sagte dann Ribas oft, er spendet überall das Glück, aber er selber hat es nicht! Ueberall wo er erscheint, macht er heitere und frohe Gesichter, nur sein Antlitz bleibt ernst und schwermuthsvoll. Die Menschen haben ihn trübe und hoffnungslos gemacht, und für sich selber glaubt er nicht mehr an das Glück.

Mein Gott, wie alsdann das Herz des jungen unschuldigen Kindes bebte, und wie sie sich sehnte, irgend ein Mittel zu kennen, um ihn wieder glauben zu machen an das Glück!

Aber weshalb kommt er nicht zu Denen, welche ihn lieben? fragte sie. Weshalb entzieht er sich dem Danke Derer, die aus wahrhaftem Herzen ihm ergeben sind? Mein Gott, er würde in unsern nassen Blicken und unsern freudestrahlenden Gesichtern die Wahrheit unsers Gefühls erkennen müssen? Warum kommt er nur nicht?

Ich will's Euch gestehen, sagte Ribas lächelnd, er haßt die Frauen, denn die Eine, Einzige, welche er jemals geliebt, sie hat ihn betrogen, und nun hat sich die Liebe in den glühendsten Haß gegen alle Frauen verwandelt.

Ich werde ihn also niemals sehen! seufzte das junge Mädchen, und ließ schwermuthsvoll das Haupt sinken. —

Diese Erwartung, die stets sich steigernde Ungeduld, sie machte sie unzugänglich jedem andern Gefühl, jedem andern Gedanken. Er, den sie nicht kannte, dessen Namen sie nicht wußte, er war ihr von Paulo gesandt worden, deshalb hatte sie zuerst vertraut und an ihn geglaubt! Jetzt hatte sie schon vergessen, daß sie ihm um Paulo's willen vertraut, sie glaubte um seiner selbst willen an sein Selbst, und Paulo war in den Hintergrund getreten. Zuweilen auch stieg noch das blutige Bild des armen Carlo vor ihrem Innern empor, und heimlich machte sie sich Vorwürfe, daß sie zu kurz um ihn getrauert, zu schnell den treuen, aufopfernden Freund vergessen habe!

Aber selbst diese Vorwürfe mußten bald verstummen, wenn sie mit hochklopfender Brust des neuen Freundes gedachte, der wie ein Gott in unendlicher, unerreichbarer Ferne über ihr schwebte, und dessen geheimnißvoll waltende Nähe ihr Ersatz gebracht für die beiden Freunde, welche sie verloren, und um die sie nicht einmal mehr zu trauern vermochte!

XXII.

Er!

Jetzt ist es Zeit! sagte Joseph Ribas, als er eines Tages, von Natalien kommend, in das Boudoir des Grafen Alexis Orlow trat. Jetzt, Excellenz, ist der rechte Augenblick gekommen! Ihr müßt Euch zeigen, oder dieses junge neugierige Kind verzehrt sich an dem innern Feuer der Sehnsucht, das ihr Blut in eine wahre Lohe verwandelt hat! Sie denkt nichts als Euch, mit wachen Augen träumt sie von Euch, und ohne zu ahnen, daß man sie belauscht, spricht sie zu Euch, mein Gott, mit welcher keuschen Zärtlichkeit und mit welcher demuthsvollen Hingebung! Ich sage Euch, Excellenz, Ihr seid zu beneiden. Es giebt kein unschuldigeres Kind, keine liebeglühendere Jungfrau. Und sie weiß es nicht einmal, nein, sie ahnt es durchaus nicht, daß sie Euch bereits schwärmerisch liebt, und nach Euren Küssen dürstet, wie die Rose nach dem Morgenthau! Sie weiß nichts von der Liebe!

Sie soll davon erfahren, rief Orlow lachend. Das ist eine köstliche Aufgabe, diese kleine Unwissende über ihre eigenen Gefühle aufzuklären. Und ich denke, ich verstehe das!

Tragt vor allen Dingen Sorge, Excellenz, sagte

Ribas, dem Ideal zu entsprechen, das sie in ihrem Herzen trägt. Sie erwartet nichts weniger, als einen Sonnengott zu sehen, dessen strahlende Schönheit sie vernichten wird, wie Jupiter die Semele!

Nun, darin, hoffe ich, soll sie sich nicht getäuscht haben, rief Orlow, sich selbstgefällig im Spiegel betrachtend. Wenn ich auch nicht Jupiter bin, so nennt man mich doch den Herkules, und der, weißt Du, ist der Sohn des Jupiter, und zwar sein schönster Sohn!

Und seid nun ganz Herkules, sagte Ribas, ein Zephyr und ein Donnergott zugleich. Macht, daß sie vor Eurer Heldenhoheit zittert, und zugleich zu Eurer demuthsvollen, schüchternen Liebe Vertrauen gewinnt, dann ist sie Euer! Vorsichtig müßt Ihr sein, ganz leise müßt Ihr Eure Netze ausspannen, mit keinem Wort, mit keinem Blick dürft Ihr diese zarte Sensitive verletzen, sonst entflieht sie Euch wie eine scheue Gazelle!

Oh, meine Arme sind stark genug, sie festzuhalten, wenn sie entfliehen will!

Besser noch, Ihr haltet sie an ihrer eigenen Schwärmerei so fest, daß sie gar nicht entfliehen kann, sagte Ribas. Ihr müßt sie ganz berauschen durch Eure zarte, demuthsvolle Liebe, dann ist sie Euer!

Weiß sie, daß ich komme? fragte Orlow sinnend.

Nein, nichts weiß sie! Im Garten sitzt sie und seufzt, und greift zuweilen in die goldene Cither, die in ihrem Arme liegt, und fragt die Blumen und den

Himmel: Wie heißt er denn, der ferne unbekannte Freund! Auf welchem Sterne wohnt er, und wie nenn' ich ihn?

Ich will sie also überraschen! sagte Orlow. Laß sie mein Kommen ahnen, aber versprich es ihr nicht! Es beginnt zu dunkeln. Wo ist sie Abends?

Immer im Garten! Da sitzt sie und träumt und seufzt nach Euch!

Berede sie, in's Haus zu gehen, und überall lasse Kerzen anzünden und Alles festlich erleuchten! Ich will ihr im vollen Glanze des Lichtes erscheinen! He, Ihr Schufte, Ihr Hunde, bringt mir mein orientalisches Costüm, das reichste, schönste, eilt Euch, oder ich erdroßle Euch!

Und Graf Orlow eilte in sein Toilettenzimmer zu seinen zitternden, demuthsvoll seiner harrenden Sclaven.

Joseph Ribas kehrte mit einem pfiffigen, zufriedenen Lächeln nach der Villa zurück. Wie er vorher gesagt, traf er Natalie im Garten, die Cither im Arm, träumend, sehnsuchtsvoll.

Ihr solltet diesen Abend in's Haus gehen, sagte er, die Luft ist kühl und feucht, sie könnte Euch schaden!

Was liegt daran! sagte sie schwermuthsvoll. Ob ich krank bin, ob nicht, wer fragt darnach? Wer wird um mich weinen, wenn ich sterbe?

Er!

Oh Er! seufzte sie. Er haßt ja alle Weiber!

Euch ausgenommen! flüsterte Ribas. Prinzessin, geht hinein in's Haus! Schont Eures kostbaren Lebens. Ich bin es nicht, der darum bittet —

Wer ist es denn? unterbrach sie ihn hastig.

Er ist es! Er bittet Euch darum! —

Natalie sprang empor, und flog eiligen Schrittes dem Hause zu.

Ich werde niemals wieder Abends in den Garten gehen, sagte sie. Es ist sein Befehl! Gelobt sei Gott, es giebt doch etwas, worin ich zu gehorchen habe, und Er befiehlt es mir!

Aber wozu diese Helle? fragte sie dann, durch die Gemächer schreitend, fast geblendet von dem tausendfachen Glanz dieser Girandolen und Kronleuchter, dieser Spiegel und Juwelen.

Der Graf hat es so befohlen, sagte Ribas. Er liebt die Helle und das Licht. Aber, Prinzessin, möchtet Ihr nicht heute hier in diesem Boudoir bleiben? Seht nur, wie es schön ist, wie lockend kühl durch diesen Springbrunnen, der den Raum mit frischer Luft und mit Wohlgerüchen erfüllt. Da ist es wundervoll lauschig und still. Auf diesen Sammetpolstern ruhend, schaut Ihr die Reihe der Zimmer hindurch, die in der That heut wie der Himmel funkeln und flammen, und hier in diesem Boudoir ist ein süßes Halbdunkel, das dem Auge und Herzen wohlthut!

Nein, nein, sagte sie mit einem reizenden Lächeln.

Ich liebe auch die Helle und das Licht! Hier ist's zu düster!

Bleibt dennoch hier!

Und weshalb?

Er wünscht es so! sagte Ribas geheimnißvoll.

Er wünscht es? rief das junge Mädchen, und sie zitterte und ward bleich. Dann plötzlich übergoß eine Purpurröthe ihr Antlitz, und schwankend mußte sie sich an einem Sessel halten, um nicht umzusinken.

Mein Gott, stammelte sie, wäre es möglich? Kann dieses Glück gedacht werden? Ist's wahr, was ich in Euren Augen lese? Ist es? Kommt er hierher?

Hofft es immerhin, sagte Ribas, indem er sich eiligst durch eine Seitenthür entfernte.

Natalie sank wie betäubt auf den Divan nieder. Ein Gefühl der grenzenlosesten Angst, des maßlosesten Entzückens überkam sie plötzlich. Sie hätte entfliehen mögen, und doch fühlte sie sich wie festgebannt, sie hätte sich vor ihm verbergen mögen, und doch fühlte sie sich freudig bereit, mit ihrem Leben das Glück seines Anblicks zu erkaufen! Es war ein wunderbares Gemisch von Wonne und Entsetzen, von Glück und Verzweiflung. Sie breitete die Arme gen Himmel, sie versuchte zu beten, aber sie hatte keine Gedanken, keine Worte, selbst keine Thränen.

Ein leises Geräusch machte sie erbeben, fast entsetzt flog ihr Blick in die Reihe der Zimmer hinein. Dort

unten sah sie etwas Fremdes, Seltsames, Zauberisches sich nahen. Es war eine unbekannte, nie gesehene Gestalt, aber von wunderbarem Glanz umstrahlt, gehüllt in reiche, flimmernde Gewänder, wie sie sie nie gesehen; es war ein fremdes, unbekanntes Angesicht, aber von erhabener, heldenmäßiger Schönheit, stolz zugleich und edel, kühn und milde.

Das ist er, flüsterte sie athemlos, beklommen. Ja, das ist er! Das ist ein Mann, ein Held! Mein Gott, mein Gott, ich werde sterben unter seinen Blicken!

Immer näher kam er heran, und mit jedem Schritt, den er vorwärts that, fühlte sie ihr Herz sich mehr zusammenziehen in Angst und Wonne, ihren Athem beklommener, fieberischer werden.

Jetzt stand er auf der Schwelle des Boudoirs, jetzt blickte er sie an. Und sie?

Sie lag oder kniete halb auf dem Divan, ganz bewegungslos, bleich wie ein Marmorbild, mit diesem hehren, göttlichen Lächeln, das wir an den Bildwerken der Alten bewundern.

Rührend war sie anzuschauen, so zart, so weiß, wie eine Lilie, so demuthsvoll und ergeben, so schutzbedürftig und liebeflehend!

Aber Graf Orlow fühlte weder Mitleiden noch Erbarmen, er sah nur, daß sie schön sei, wie ein Engel, ein wundervolles Weib, das ihn lieben solle!

Stolz wie ein König und doch zugleich ehrerbietig

und unterwürfig, näherte er sich, sank er nieder vor dem Divan, auf welchem sie zitternd, in seliger Beklommenheit lehnte.

Prinzessin Natalie, flüsterte er leise, werdet Ihr Eurem Sclaven zürnen, daß er Euch überfallen, ohne zu wissen, ob er Euch willkommen ist?

Sie athmete hoch auf. Es that ihr wohl, seine Stimme zu hören, sie fühlte sich erleichtert, befreit. Er war kein Zauberer, kein Dämon, er war ein Mensch, und mit menschlichen Worten sprach er zu ihr.

Das gab ihr Muth und Kraft, das gab ihr das Bewußtsein ihrer eigenen Würde wieder. Sie schämte sich ihrer Angst, ihres Bebens, ihrer kindischen Unbeholfenheit.

Doch wußte sie nichts zu sagen, nichts zu erwidern.

Sie reichte ihm nur mit einer unnachahmlichen Grazie, einem reizenden Lächeln die Hand dar, und hieß ihn mit einem stummen Neigen des Kopfes willkommen.

Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen; diese Berührung schien sie wie mit electrischer Gluth zu entzünden, und sie entzog ihm fast erschreckt ihre Hand.

Ihr zürnt mir also doch? fragte er schmerzlich.

Nein, sagte sie hastig, ich zürne Euch nicht. Aber ich habe Furcht vor Euch. Ihr seid ein so großer Held und Euer Schwerdt hat so vielen Tapfern den Tod gegeben. Ich sah Euer Schwerdt an, und da erschrak ich.

Graf Orlow blickte sie erstaunt und fragend an. Weshalb sagte sie das? Hatte sie irgend einen Argwohn, ein Mißtrauen, oder war es nur eine Ahnung, ein unerklärlicher Instinct, der sie erbeben machte vor seinem Schwerdt?

Nein, sie ahnt nichts! dachte er, als er in dieses reine, unschuldige Kinderantlitz schaute, das mit frommem Vertrauen und doch mit schüchternem Zagen sich ihm zuwandte.

Er machte den von Brillanten funkelnden Gürtel, an welchem sein Schwerdt hing, los, und legte Beides demuthsvoll zu Natalien's Füßen nieder.

Prinzessin, sagte er, die Kaiserin selber hat mir diesen Degen umgegürtet, und ich schwur, daß er nur mit meinem Leben von meiner Seite kommen sollte. Ihr seid mir theurer als mein Leben und meine Ehre, ich breche also meinen heiligen Schwur. Nehmt meinen Degen, ich bin jetzt ohne Waffen, und Ihr werdet nicht mehr vor mir zu zittern haben!

Sie wiegte lächelnd das Haupt. Ihr bleibt ein Held, auch ohne Waffen, sagte sie; es liegt in Euren Augen!

Ich würde meine Augen schließen, sagte er, aber dann sehe ich Euch nicht, Prinzessin, und ich habe Euren Anblick doch schon so lange ersehnt!

Weshalb kamt Ihr denn nicht früher? fragte sie, und jetzt fühlte sie sich schon ganz unbefangen, ganz heiter. Ja gewiß, weshalb kamt Ihr nicht

früher? Oh, wenn Ihr wüßtet, wie lange ich Euch erwartete!

Und voll kindlicher Unschuld begann sie ihm zu erzählen, wie viel sie an ihn gedacht, wie oft sie ihn ersehnt und von ihm geträumt, wie oft sie laut zu ihm gesprochen, und fast gemeint, seine Antworten zu hören, um ihm wieder darauf zu antworten.

Graf Orlow hörte ihr mit staunendem Entzücken zu. So hatte er sie nicht erwartet, so kindlich heiter, so reizend unschuldig nicht, und doch dabei so jungfräulich zurückhaltend, so voll natürlicher Würde! Bald lachte sie wie ein Kind, bald war ihr Antlitz ernst und stolz, bald wieder zart und schüchtern. Sie war ein Kind und ein lebenglühendes Weib, sie war wie ein Engel so unschuldig, und doch voll so süßer, unbewußter, jungfräulicher Coquetterie. — Ganz anders war sie, als Orlow sie erwartet hatte, vielleicht minder schön, minder blendend, aber unendlich viel lieblicher und reizender. Sie bezauberte ihn mit ihrem Lächeln, sie rührte ihn fast mit ihrem unschuldigen, kindlichen Angesicht.

Sprecht weiter, weiter, sagte er, als sie schwieg. Es ist wundervoll, Euch zuzuhören, Prinzessin!

Weshalb nennt Ihr mich so? fragte sie mit leichtem Stirnrunzeln. Das ist ein so fremdes, kaltes Wort. Es gehört gar nicht zu mir, und erst seit einigen Monaten nennt man mich so. Voll weiser, zarter Schonung hat mir Paulo lange verschwiegen, daß ich eine Prin-

zessin sei, und das war schön von ihm. Eine Prinzessin zu sein, und doch eine Waise, ein armes, verlassenes, hülfsbedürftiges Kind, das von der Gnade seiner Freunde lebt, und sich zitternd und demuthsvoll unter ihre schützenden Hände schmiegt! Seht, das bin ich, eine arme Waise, weshalb wollt Ihr mich also eine Prinzessin nennen?

Weil Ihr es in Wahrheit seid, rief Orlow, ihr Gewand an seine Lippen drückend. Weil ich gekommen bin, Euch Eurem Glanze und einer hohen, machtvollen Zukunft entgegen zu führen. Weil ich Euch verklären will vor allen Frauen der Erde, und Euch zur Herrin machen will über ein grosses, glänzendes Reich.

Sie sah ihn mit einem träumerischen Lächeln an. Ihr sprecht, wie Paulo öfter zu mir sprach, sagte sie. Er schwur auch, daß er dereinst eine Kaiserkrone auf mein Haupt setzen wollte, und daß ich sehr mächtig, sehr erhaben sei. Ich verstand ihn so wenig, wie ich Euch verstehe.

Ein leises, spöttisches Lächeln überflog einen Moment Orlow's Züge. Katharina hatte also ganz richtig errathen, dachte er, und ihr weiser Geist hat diesen Naczinsky richtig verstanden. Es handelte sich in der That um eine Kaiserkrone, und dies sollte die neue kleine Kaiserin sein.

Laut sagte er: Ihr werdet mich bald verstehen,

Prinzessin, und Ihr müßt ja wissen, von welcher Krone Paulo sprach.

Ich weiß es nicht, sagte sie, und ich verlange es auch nicht zu wissen. Es war vielleicht ein Scherz, mit dem er mich zu trösten suchte, wenn ich darüber klagte, eine heimathlose Waise, ein armes Kind zu sein, das nicht einmal den Namen seiner Mutter kennt!

Den kennt Ihr nicht? rief Orlow verwundert.

Sie schüttelte traurig ihr Haupt. Man hat ihn mir niemals sagen wollen, sagte sie. Aber da drinnen im Herzen, da lebt ihr Bild, und das mindestens werde ich nie verlieren und vergessen!

Ich kannte Eure Mutter, sagte Orlow, sie war schön wie Ihr, und gnadenvoll und milde.

Ihr kanntet sie! rief das junge Mädchen, indem sie seine Hand faßte und mit zutraulicher Freundlichkeit ihn anblickte. Oh, Ihr kanntet sie. Jetzt werdet Ihr mir doppelt theuer sein, denn diese Eure kühnen Augen, sie haben meine Mutter erschaut und vielleicht, ach vielleicht hat diese Hand, welche jetzt in der meinen ruht, auch zuweilen die liebe Hand meiner Mutter berührt!

Das, sagte Orlow lächelnd, das hätte ich nicht wagen dürfen, es wäre ein Staatsverbrechen gewesen!

War sie denn eine so große, erhabene Fürstin? fragte Natalie.

Sie war eine Kaiserin!

Eine Kaiserin! Und das junge Mädchen flog von

ihrem Sitze empor, mit strahlenden Blicken und glühenden Wangen. Meine Mutter war eine Kaiserin! sagte sie hochathmend.

Kaiserin Elisabeth von Rußland!

Ueberwältigt von diesen neuen, plötzlich auf sie eindringenden Gefühlen, sank Natalie zurück auf ihren Sitz, und bedeckte mit ihren Händen ihr Gesicht. Thränen drangen hervor zwischen ihren zarten, schlanken Fingern, ihr ganzes Wesen war in heftiger, fieberischer Wallung. Dann hob sie die Arme gen Himmel und mit einem himmlischen, entzückten Lächeln, ihr Antlitz überfluthet von Thränen, rief sie: Ich bin also keine Waise, keine Heimathlose mehr! Ich habe ein Vaterland, und meine Mutter war eine Kaiserin!

Graf Orlow küßte mit Ehrfurcht den Saum ihres Kleides.

Ihr seid die Tochter einer Kaiserin, sagte er, und Ihr werdet selber eine Kaiserin sein! Das war es, was Paulo wollte, deshalb hat man ihn als Verbrecher verurtheilt. Was er nicht zu Stande bringen konnte, mir muß es gelingen, und dazu bin ich gekommen. Prinzessin Natalie, Euer Vaterland ruft Euch, Euer Thron erwartet Euch. Folgt mir zu Eurer Kaiserkrönung in die Stadt Eurer Väter, folgt mir, daß ich die Krone Eures Großvaters, Czaar Peters des Großen, auf Euer edles, schönes Haupt setzen kann.

XXIII.

Die Warnung.

Von jetzt an war Alexis Orlow der stete Begleiter und Gefährte Natalien's. Mit der ehrerbietigsten Unterwürfigkeit und zugleich mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit schien er ihr ergeben zu sein, und in ihr zugleich seine Kaiserin und seine Geliebte anzubeten.

Daß sie bestimmt sei, Kaiserin zu werden, das hatte er sich bemüht, ihr als unabänderlich und nothwendig darzustellen.

Und sie, sie hatte ihn nur zu gut begriffen! Der Ehrgeiz war erwacht in diesem jungen achtzehnjährigen Mädchen, ein Kaiserthron war es, der sie rief, wie hätte sie diesem Rufe nicht folgen sollen, der ihr von den Lippen Dessen erklang, dem sie unbegrenzt vertraute, dem sie unbegrenzt dankbar sich fühlte.

Er hatte ihr Alles enthüllt und klar gemacht. Er hatte ihr erzählt von ihrer Mutter, der guten Kaiserin Elisabeth, welche Rußland so glücklich gemacht und groß, er hatte ihr erklärt, daß Graf Paulo Rasczinsky sie am Todestage ihrer Mutter entführt habe, um sie zu sichern gegen die Verfolgung ihres Nachfolgers, des grausamen und tückischen Peter des Dritten, und um sie ihrem Reiche zu sichern für eine spätere Zeit. Dann hatte er zu ihr

gesprochen von Katharina, welche den unwürdigen Gemahl seines Thrones entsetzt, und die Zügel der Regierung in ihre eigenen, willenskräftigen Hände genommen. Er hatte zu ihr gesprochen von Katharina's Grausamkeit und despotischer Tyrannei, er hatte ihr gesagt, daß ganz Rußland seufze unter dem Druck dieser fremden, ihm aufgedrungenen Tyrannin, und daß ein einziger Jammer- und Sehnsuchtsschrei durch dieses große, unermeßliche Reich erklinge, ein Schrei nach ihr, der russischen Prinzessin, der Enkelin Kaiser Peters des Großen, der Tochter der geliebten Elisabeth!

Euch rufen alle diese Millionen Eurer geknechteten, in den Staub getretenen Unterthanen, sagte er, nach Euch strecken sie die bleichen, zitternden Hände aus, von Euch erwarten sie Linderung und Trost, von Euch erwarten sie das Glück!

Und ich will es ihnen bringen, das Glück, rief Natalie tief gerührt. Ich will die Thränen des Unglücks trocknen, und die Trösterin der Weinenden sein. Oh, mein Volk soll mich lieben, wie es meine Mutter geliebt hat!

Euch Eurem Volke wiederzugeben, ihr Leben, ihr Gut und Blut daran zu setzen, das haben die Edelsten Eures Landes geschworen, sagte Orlow, das haben wir vor dem Altare Gottes feierlich gelobt, und dies zu erreichen, werden wir Alle weder Noth noch Tod, weder Verrath noch Treubruch scheuen. Seht mich selber,

Natalie, ich stehe vor Euch als ein Verräther an dieser Kaiserin, welcher ich Treue und Gehorsam gelobt, sie hat mich überhäuft mit Gunstbezeugungen und Gnadenbeweisen, und auf einige Zeit war es ihr sogar gelungen, mich ganz für sie zu begeistern!

Graf Paulo weckte mich aus diesem Taumel, er riß mich empor aus diesem berauschenden Zustande, der Günstling einer Kaiserin zu sein, er lehrte sie mich erkennen in ihrer wahren Gestalt, diese grausame, blutdürstige, gesetzlose Kaiserin, er sprach mir von Euren geheiligten Rechten, und als ich diese erkannt und begriffen, da raffte ich mich auf, und schwur mich zu Eurem Ritter und zu dem unerschütterlichen Vertheidiger Eurer Rechte, schwur, keine List, keine Verstellung unbenutzt zu lassen, und den Verrath selbst heilig zu finden, wenn durch ihn unsere großen, erhabenen Zwecke gefördert werden könnten! Prinzessin Natalie, um Euretwillen bin ich ein Verräther geworden! Der Admiral der russischen Flotte, er, den die Welt den Günstling Katharina's nennt, Graf Alexis Orlow, liegt zu Euren Füßen und schwört Euch ewige Treue, ewige Ergebenheit und Anbetung!

Alexis Orlow! sagte sie freudig lächelnd, endlich habe ich also einen Namen, mit dem ich Euch nennen kann! Alexis, war das nicht auch der Name meines Vaters? Oh, das ist eine gute Vorbedeutung! Ihr tragt den Namen meines Vaters, den meine Mutter so sehr geliebt!

Und den die Kaiserin aus Liebe zu ihrem Gemahl erhob, flüsterte Orlow, sich näher zu ihr neigend, und ihre Hand an seinen Busen drückend. Würdet Ihr wohl so heiß und hingebend lieben können, wie Eure Mutter ihren Alexis liebte?

Das junge Mädchen erröthete und zitterte, aber ein sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen, und obwohl sie die Augen niederschlug und ihn nicht anblickte, wußte Alexis Orlow doch, daß sie ihm nicht zürne und daß er kühner sein dürfe.

Leise legte er seinen Arm um ihre zarte Gestalt, und seinen Mund an ihr Ohr geneigt, so dicht, daß sein heißer Athem ihre Wange berührte, flüsterte er: Wird Natalie ihren Alexis lieben, wie Elisabeth Alexis Razumowsky liebte? Ach, Ihr wißt es nicht, wie grenzenlos, wie unermeßlich ich Euch liebe! Ja, unermeßlich, Natalie. Ihr seid mein Glück, mein Leben, meine Zukunft. Befehlt, gebietet über mich, macht aus mir einen Mörder, einen Verräther, ich werde Alles thun, was Ihr befehlt, ich würde meinen Vater selbst ermorden, wenn Ihr es wollt, nur Natalie, sagt mir, daß Ihr mich nicht haßt, sagt, daß meine Liebe von Euch nicht verworfen wird, daß diese Leidenschaft, der ich fast erliege, ein Echo gefunden hat in Eurem Herzen, und daß Ihr dereinst zu mir sprechen wollt, wie Elisabeth zu Eurem Vater sprach: Alexis, ich liebe Dich, und deshalb will ich Dich zu meinem Gemahl erheben! — Ihr schweigt,

Natalie, Ihr habt kein Wort des Erbarmens, des Mitleids für mich? Oh mein Gott, ich opferte Euch Alles, und Ihr —

Weiter konnte er nichts sagen, er sah sie plötzlich sich nach ihm umwenden, er fühlte einen schnellen, glühenden Kuß auf seinen Lippen, dann flog sie empor von ihrem Sitz, und wie ein gescheuchtes Reh durch die Gemächer eilend, verbarg sie sich in ihrem Boudoir, das sie hinter sich verschloß.

Orlow blickte ihr nach mit einem triumphirenden Lächeln. Sie ist mein, dachte er, ich durchlebe hier einen allerliebsten Roman, und Katharina wird mit mir zufrieden sein! —

Ja, sie war sein, sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte, und sie nahm dieses neue, köstliche Gefühl mit Entzücken, mit jauchzender Freude in ihr Herz auf, sie hieß es willkommen als das glückverheißende Morgenroth eines neuen Tages, eines köstlichen, neuen Lebens, sie ließ von diesem Gefühl ihr ganzes Wesen, ihre ganze Seele durchströmen, sie machte es zu einem Cultus ihres ganzen Daseins.

Siehst Du, sagte sie zu Mariane, so hatte ich ihn mir erträumt, den Mann, welchen ich einst lieben würde. So stolz und schön, so kühn und muthig. Ach, es ist so schön, zittern zu müssen vor Dem, welchen man liebt, es ist so süß, sich an ihn zu schmiegen, und zu denken: Ich bin nichts, und Alles nur durch Dich! Ich

bin der Epheu, und Du bist die Eiche, Du wirst mich halten und stützen, und wenn ein Sturmwind kommt, da wankst Du nicht, da stehst Du fest und groß in Deiner Heldenstärke, und schützest mich und machst mich selbst ganz muthig und vertrauensvoll!

Sie liebte ihn, sie hing an ihm mit grenzenlosem Vertrauen, aber ihre Liebe war noch so voll zarter, jungfräulicher Schüchternheit, daß sie ihm nichts gestehen mochte von dieser Liebe, daß sie, seit jenem Kusse, scheu ihm auswich, und seine stets erneuerte Liebesfrage stets unerwidert ließ.

Alexis lachte heimlich dazu in seinem Herzen. Sie wird schon kommen, sagte er, sie wird schon endlich von ihrem eigenen Gefühl bezwungen werden. Ich will ihr Zeit und Muße gönnen, sich selber zu erkennen!

Und er hielt sich einige Tage fern von der Villa, er schützte dringende Geschäfte vor, und überließ die arme, vereinsamte Prinzessin ihrer Sehnsucht und ihren Liebesträumen.

Gerade in diesen Tagen war es, daß an einem Vormittag ein unscheinbarer, mit keinem Wappen verzierter Wagen an der Villa hielt; ein ganz in einen Mantel gehüllter Mann, den Hut tief in die Stirn gedrückt, stieg aus und zog an der Klingel, welche neben der Pforte angebracht war.

Den öffnenden Diener fragte er hastig, ob Prinzessin Natalie zu Hause und allein sei, und als er es bejahete,

und zugleich um seinen Namen fragte, um ihn der Prinzessin zu melden, sagte der Fremde fast gebieterisch: Die Prinzessin kennt meinen Namen, und ich weiß, daß ich ihr willkommen bin! Führt mich also zu ihr!

Die Prinzessin empfängt Niemand, sagte der Diener, indem er versuchte, dem Fremden den Eingang zu wehren.

Sie wird mich empfangen, rief der Unbekannte, und ließ leise einige Goldstücke in die Hand des Dieners gleiten.

Ich werde Euch zu ihr führen, sagte dieser, schnell geschmeidig, aber ich thue es auf Eure eigene Verantwortung! —

Prinzessin Natalie war in ihrem Boudoir. Sie war allein, und dachte mit sehnsuchtsvoller Schwärmerei an ihren schon seit zwei Tagen fernen Freund. Als sie jetzt leise an ihre Thür klopfen hörte, sprang sie empor.

Er ist es! flüsterte sie, und mit hochglühenden Wangen eilte sie, die Thür zu öffnen.

Aber vor ihr stand eine fremde, verhüllte Gestalt, und Natalie wich scheu zurück.

Der Fremde trat ein, und indem er die Thür hinter sich schloß, schlug er den Mantel zurück, und nahm den Hut ab, der sein Gesicht beschattete.

Der Cardinal Bernis! rief Natalie erstaunt.

Ah, Ihr erkennt mich also noch, Prinzessin, sagte Bernis. Das ist schön von Euch, und dann werdet

Ihr mir auch nicht zürnen, daß ich Euch unangemeldet überfalle. Ich wußte, daß ich Euch allein treffen würde, und dies war ein zu kostbares und glückliches Ereigniß für mich, als daß ich es ungenutzt durfte vorüber gehen lassen. Ich mußte Euch sprechen, Prinzessin, selbst auf die Gefahr hin, Euch lästig zu fallen!

Natalie sagte mit einem sanften Lächeln: Ihr wart der Freund des Grafen Paulo, und deshalb könnt Ihr mir niemals lästig fallen. Ich heiße Euch willkommen, Cardinal!

Gerade, weil ich Graf Paulo's Freund war, ist es, daß ich komme, sagte Bernis ernst. Der Graf liebte Euch, Prinzessin, und was ich damals noch nicht wußte, das weiß ich jetzt. Graf Paulo wagte, indem er Euch liebte und Euch sich ergab, sein Leben, mehr als sein Leben, — seine Freiheit!

Und man hat sie ihm geraubt, diese goldene, köstliche Freiheit, seufzte Natalie. Man hat ihn um seine Treue gegen mich zu schmachvoller Gefangenschaft verurtheilt!

Ihr wißt das, rief Bernis erstaunt, Ihr wißt das, und dennoch — dann sich unterbrechend, schwieg er, und fuhr nach einer Pause fort: Verzeiht mir eine Frage, und wenn sie Euch unbescheiden erscheint, so denkt, daß ein alter Mann, daß ein Priester sie an Euch richtet, und daß er es thut, um Euch, wenn er kann, nützlich zu sein. Liebt Ihr den Grafen Paulo Rasczinsky?

Ich liebe ihn, sagte sie, wie man einen Vater liebt. Ich werde ihm ewig dankbar sein, und erst dann werde ich mich glücklich preisen, wenn ich ihn befreit und seinem Vaterlande wiedergegeben habe!

Ihr ihn befreien! rief Bernis fast schmerzvoll. Oh mein Gott, Ihr wißt also nichts, Ihr ahnt nicht einmal, daß Ihr selber von Gefahren umringt seid, daß Eure eigene Freiheit, ja Euer Leben selber bedroht ist?

Ich weiß es, antwortete das junge Mädchen ruhig, aber ich weiß auch, daß mächtige und starke Freunde mir zur Seite stehen, und daß sie mit ihrem Leben das meine schützen und vertheidigen werden.

Wie aber, wenn diese Freunde Euch hintergingen, wenn gerade sie Eure erbittertsten Feinde, Eure Verderber wären?

Herr Cardinal! rief Natalie, vor Unwillen erröthend.

Oh, ich möchte Euch nicht erzürnen, fuhr er fort, aber ich muß Euch warnen, Prinzessin. Man hat Euch ohne Zweifel mit falschen Vorspiegelungen getäuscht, und auf verrätherische Weise sich Euer Vertrauen erschlichen. Sagt mir Prinzessin, kennt Ihr den Namen des Grafen, den Ihr täglich bei Euch empfangt?

Es ist der Graf Alexis Orlow, sagte das junge Mädchen erröthend.

Sie kennt ihn, sie weiß seinen Namen, und vertraut ihm dennoch, rief der Cardinal. Aber ohne Zweifel

wißt Ihr nicht seine Geschichte, ahnt Ihr nicht, wem er seine Größe und sein Glück verdankt?

Der Kaiserin Katharina, seiner Herrin, sagte Natalie unbefangen.

Der Cardinal sah ihr mit wachsendem Erstaunen in das ruhige, lächelnde Angesicht. Jetzt begreife ich Alles, sagte er dann, man hat da einen sehr klugen, sehr schlauen Plan entworfen. Man hat Euch getäuscht, indem man Euch zum Theil die Wahrheit sagte!

Niemand hat mich getäuscht, rief Natalie unmuthig. Ich sage Euch, Herr Cardinal, ich bin weder eine Betrogene, noch eine Ueberlistete, so leicht Ihr es auch anscheinend immer halten möget, mich zu betrügen!

Oh, die Unschuld und der Edelmuth ist immer leicht zu hintergehen, sagte der Cardinal traurig. Hört mich an, Prinzessin, und denkt, ich beschwöre Euch, daß dies Mal ein wahrer, ein aufrichtiger Freund zu Euch redet!

Und woran soll ich das erkennen? fragte das junge Mädchen mit einem leichten Anflug von Ironie. Woran soll ich den Freund erkennen, da, wie Ihr sagt, gerade meine sogenannten Freunde meine Feinde sind?

Erkennt mich hieran, sagte der Cardinal, indem er ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen zog und es der Prinzessin darreichte.

Das ist Graf Paulo's Handschrift! rief sie freudig aus.

Ah, Ihr erkennt also seine Handschrift, sagte der

Cardinal, und Ihr seht, dieser Brief ist an mich adressirt. Graf Paulo hält mich also doch noch für seinen Freund!

Darf ich diesen Brief lesen?

Ich bitte Euch darum!

Natalie entfaltete den Brief und las: „Warnt die Prinzessin Tartaroff. Ihr droht Gefahr!" — Das ist Alles? fragte sie lächelnd.

Das ist Alles, sagte der Cardinal, aber wenn Paulo diese wenigen Worte genügend hielt, um sie mir zu senden, so könnt Ihr begreifen, daß sie inhaltsschwer und bedeutungsvoll sind.

Graf Paulo ist in Sibirien, sagte Natalie kopfschüttelnd, wie kann er von dorther Euch geschrieben haben?

Wie es ihm gelungen, das weiß ich nicht, aber dem festen, kühnen Manneswillen gelingt das Unglaublichste! Genug, auf geheimnißvolle, räthselhafte Art ward dieser Brief unserm Gesandten in Petersburg übergeben, mit der dringenden, flehenden Bitte, ihn sogleich durch einen Courier an mich zu senden, und mir zugleich die nöthigen Aufschlüsse hinzuzufügen.

Und ist das geschehen? fragte Natalie.

Es ist geschehen. Ich weiß, weshalb man Euch bedroht. Prinzessin Tartaroff, Ihr seid die Tochter der Kaiserin Elisabeth! Und deshalb ist es, daß die Kaiserin Katharina auf ihrem usurpirten Throne vor Euch

erzittert, deshalb war es, daß sie zu ihrem Günstling sagte: „Geht, und befreit mich von dieser lästigen Prätendentin. Aber thut es auf eine schlaue, feine und geräuschlose Weise. Vermeidet alles Aufsehen, ermordet sie nicht, bedroht sie nicht, — ich will nicht, daß man neuen Grund hat, mich ein blutdürstiges Weib zu nennen. Lockt sie mit Schmeicheleien in unsere Netze, macht, daß sie gutwillig Euch folgt, und daß man in keinem Lande, wo sie auch sei, über irgend eine von uns geübte Gewaltthätigkeit zu klagen habe." So sprach Katharina zu ihrem Günstling, und er verstand sie, und schwur, ihr zu gehorchen, und schwur, ihre Befehle zu vollführen, wie er es damals gethan, als Katharina ihn geheißen, ihren Gemahl, den Kaiser Peter, zu erdrosseln, wie er es jetzt auch gethan, als sie ihm befohlen, den armen Iwan, den Sohn Anna Leopoldowna's, zu erschießen, um des Verbrechens willen, daß er mehr Rechte auf die Kaiserkrone Rußlands besaß, als diese deutsche kleine Prinzessin von Zerbst. —

Und er hat ihn erschossen, den armen, unschuldigen Iwan? fragte Natalie schaudernd. Ach, diese Katharina ist blutdürstig, wie eine Hyäne, und ihre Freunde und Günstlinge sind Henkersknechte. Ah, die Geschichte wird ihn brandmarken, den Mörder Iwan's.

Sie wird es, sagte der Cardinal Bernis feier-

lich, und mit Schaudern wird man ihn nennen, den Namen dessen, der den Kaiser Peter erdrosselte, der Iwan erschoß, und der auf Katharina's Geheiß nach Italien zog, um die edle und unschuldige Prinzessin Tartaroff mit List und Schmeicheleien zu umgarnen und sie nach Petersburg zu führen! Soll ich Euch den Namen dieses Mannes nennen? — Er heißt Alexis Orlow!

Das junge Mädchen fuhr empor, ihre Augen flammten und ihre Wangen glühten.

Das ist eine Lüge, sagte sie, eine heimtückische, schändliche Lüge!

Wollte Gott, dem wäre so, rief der Cardinal. Aber es ist die Wahrheit, Prinzessin. Oh, hört mich, und verschließt Euer Ohr nicht der Wahrheit! Denkt, daß ich ein Greis bin, der das Leben lange studirt, und die Menschen lange beobachtet hat. Ich kenne die russische Diplomatie und die russische Schlauheit, sie haben etwas vom Teufel in sich, diese russischen Diplomaten, sie vergiften und betäuben die Klügsten mit ihrem höllischen Lächeln und ihrer infernalischen Klugheit. Hütet Euch, Prinzessin, vor der russischen Diplomatie, hütet Euch vor allen Dingen vor dem Abgesandten der russischen Kaiserin, vor Alexis Orlow!

Ah, ihn wagt Ihr zu beschimpfen, rief das junge Mädchen, zitternd vor Zorn. Ihr habt ihn also nie

gesehen, Ihr habt nicht in seinem edlen Antlitz gelesen, daß Graf Alexis Orlow nimmer ein Verräther sein kann. Er ist ein Held, und ein Held erniedrigt sich nie zu einem Mörder! Ah, und wenn die ganze Welt käme, und wider ihn aufstände, wenn sie mit Fingern auf ihn zeigte, und schrie: Das ist ein Mörder! Ich würde der ganzen Welt in's Antlitz schreien: Du lügst! Alexis Orlow kann kein Mörder sein! Ich kenne ihn besser, und ich weiß, daß er rein ist von jeder Schuld! Nennt ihn immerhin einen Verräther! Ich weiß, weshalb er sich so nennen läßt! Ich kenne das Geheimniß seines Thuns, und ein Tag wird kommen, da werdet Ihr Alle es erfahren, da werdet Ihr reuevoll zu seinen Füßen niedersinken und schamvoll bekennen müssen:. Alexis Orlow ist kein Verräther. Um ihretwillen, der er Treue gelobt, ertrug er diese Schmach, dafür zu gelten! Für sie, die er liebte, hat er sein Blut und sein Leben in die Schanze geschlagen! Alexis Orlow ist ein Held!

Sie war wunderschön, während sie voll Muth und Begeisterung so sprach. Der Cardinal schaute mit Bewunderung in ihr edles, erregtes Angesicht, und eine tiefe Rührung malte sich in seinen Zügen. —

Armes Kind, flüsterte er, und senkte sein Haupt auf seine Brust. Armes Kind, sie liebt ihn, und also ist sie verloren!

Ihr glaubt mir also nicht? fragte er laut.

Nein, sagte sie mit einem freudigen Lächeln, nein! Alles Heil, was ich erwarte, alles Glück, was mir noch kommen mag, aus Alexis Orlow's Händen allein werde ich es empfangen!

Armes Kind! seufzte der Cardinal. In manchen Fällen kann der Tod sogar ein Glück sein!

Dann werde ich auch den freudig und als ein Glück aus seinen Händen empfangen, rief das junge Mädchen begeistert aus.

Es ist umsonst, ihr ist nicht zu helfen! flüsterte der Cardinal mit einem traurigen Kopfschütteln, und indem er die Hand des jungen Mädchens ergriff und ihr voll tiefen Mitleids in das schöne Antlitz sah, fuhr er fort: Ich wollte Euch gern helfen, und wieder gut machen und vergelten, was Euch damals auf meinem Feste Böses geschah! Aber Ihr wollt Euch nicht helfen lassen! Ihr stürzt hinein in Euer Verderben, und Eure edelsten Eigenschaften, Eure Unschuld und Euer großmüthiges Vertrauen, die sind es, die Euch den Untergang bereiten. Gott segne Euch und behüte Euch! Wie gern möchte ich an Euch zum Lügner und falschen Propheten werden!

Und das werdet Ihr auch! rief Natalie.

Ihr glaubt es, denn Ihr liebt, und wenn ein Weib liebt, dann glaubt sie, und giebt ihr Herzblut und ihr Leben lächelnd für den Geliebten hin! Ihr

werdet es machen, wie alle Weiber! Ihr werdet verbluten an Eurer eigenen Liebe, und wenn Euch dieser Barbar den Dolch in's Herz stößt, dann werdet Ihr lächelnd sagen: Ich habe es gethan! Ich selber! —

Und sich mit einem traurigen Lächeln vor ihr verneigend, verließ der Cardinal langsam und seufzend das Zimmer. —

Einige Stunden später kam Alexis Orlow. Natalie empfing ihn mit dem Ausdruck der reinsten, seligsten Freude, und ihm ihre beiden Hände darreichend, sagte sie mit einem köstlichen Lächeln: Wißt Ihr noch, wie meine Mutter zu ihrem Geliebten sagte?

Er sah sie an, und in ihrem Antlitz las er sein Glück. Mit einem Ausruf des Entzückens stürzt er zu ihren Füßen nieder.

Ich weiß es wohl, aber Ihr, Natalie, wißt auch Ihr es? fragte er leidenschaftlich.

Natalie lächelte. Alexis, sagte sie, ich liebe Dich, und deshalb will ich Dich zu meinem Gemahl erheben!

Und mit einem reizenden, verschämten Erröthen zog sie den Grafen empor in ihre Arme.

Ihr täuscht mich nicht? Und es ist kein Traum? rief er, sie glühend umfangend.

Nein, sagte sie, es ist Wahrheit, und ich bin Dir

diese Genugthuung schuldig! Man hat Dich heute bei mir verleumden wollen. Ah, sie sollen sehen, wie ich ihnen glaube! Alexis, rufe einen Priester, daß er unsern Bund segne und mich zu Deiner Gemahlin erhebe. Was dann auch kommen möge, wir werden es mit einander theilen. Wenn ich dereinst eine Kaiserin bin, so wirst Du der Kaiser sein, und ich werde Dich immer ehren, und Dir gehorchen als meinem Herrn und Gebieter! — —

Am Abend dieses Tages begab sich in dem Boudoir der Prinzessin Natalie eine sehr feierliche, sehr ernste Scene. Ein Altar, mit duftenden Blumen umkränzt, stand in der Mitte desselben, und vor dem Altar stand Natalie im weißen Atlasgewande, die Myrthenkrone im Haar, die zarte Gestalt umwallt von dem langen bräutlichen Schleier. Sie war wunderschön in ihrer freudigen, verschämten Rührung, und Graf Alexis Orlow, welcher im reichen, russischen Kostüm an ihrer Seite stand, betrachtete sie mit Entzücken und heißen, begehrlichen Blicken. Der grausame Henkersknecht führte das Lamm zur Schlachtbank, er freute sich seines Opfers, ohne es zu beklagen! —

Auf der andern Seite des Altars stand der Priester, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberhaar und weißem, langem Bart. Neben ihm der Sacristan, nicht minder ehrwürdig. Niemand weiter war zugegen

außer Mariane, welche in Thränen zerfließend hinter ihrer Gebieterin kniete, und mit gefalteten Händen für ihre geliebte Prinzessin betete, die so eben sich dem Grafen Alexis Orlow vermählte. —

Die feierliche Handlung war zu Ende, und weinend sank das junge Weib in die Arme ihres Gemahls, der sie mit zärtlichem Geflüster in das nächste Gemach geleitete.

Mariane, überwältigt von ihrer Rührung und von ihren Thränen, eilte fort auf ihr Zimmer, und der ehrwürdige Priester blieb allein mit seinem Sacristan.

Sie sahen sich Beide schweigend an, und ihre Gesichter verzogen sich zu einem hämischen, grinsenden Lachen.

Das war eine wundervolle Scene, sagte der Priester, welcher Niemand anders war, als Joseph Ribas. Im Ernste, ich war ganz gerührt über mich selber, und es fehlte nicht viel, so hätte ich geweint über meine eigene, erhabene Predigt. Gesteht nur, Stepano, daß ein geweiheter Priester es nicht hätte besser machen können.

Wir haben Beide das Unsrige gethan, schmunzelte Stepano, der Sacristan, und ich denke, der Graf wird seine stille Freude an uns gehabt haben!

Eben trat Graf Orlow in das Zimmer. Natalie hatte ihn gebeten, sie allein zu lassen, sie bedurfte der Einsamkeit, des stillen Gebetes zu Gott.

Der Priester Joseph Ribas und der Sacristan Stepano sahen ihn mit schlauen, fragenden Blicken an.

Ich bin mit Euch zufrieden, sagte Orlow lächelnd. Ihr seid sehr gute Schauspieler. Die kleine neue Gräfin ist ganz entzückt von Deiner Rede, Joseph, mein sehr ehrwürdiger Priester. Wo hast Du denn diese neuen Schelmenstreiche gelernt?

Auf der hohen Schule der Galeeren, Excellenz, sagte Ribas. Nur dort lernt man solche köstliche Dinge! Wir hatten da einen Priester, einen wirklichen, geweihten Priester, der auf Lebenslang verurtheilt war. Aus Langerweile unterrichtete er die Geschicktesten von uns in seiner Kunst, und lehrte uns, wie man die Augen verdrehen, die Hände falten und die Stimme zittern lassen müsse! Aber jetzt, Excellenz, noch Eins! Ihr verlangtet zu wissen, wer Eure Prinzessin heute gewarnt? Ich kann Euch jetzt Auskunft darüber geben! Es war der französische Cardinal Bernis!

Man fängt also an, aufmerksam zu werden, sagte Orlow gedankenvoll, und die Herren Diplomaten wollen ihre Hände wieder dabei im Spiel haben. Ah, wir kennen die französische Politik! Es ist just, wie es damals gewesen, als sie Prinzessin Elisabeth unterstützten und ihr halfen Kaiserin zu werden. Damals thaten sie es, damit Rußland mit sich selber beschäftigt sei, und keine Zeit habe, sich um die französischen Angelegenheiten zu bekümmern. Gerade so ist es heute! Sie

wollen sich der Tochter erbarmen, wie sie es der Mutter gethan, sie wollen mit Hülfe Natalien's Rußland wieder mit einer Revolution beglücken, damit wir nicht Zeit haben, auf die Dinge zu achten, die sich da in Frankreich gährend vorbereiten! Diesmal werden wir vorsichtiger sein, mein kluger, französischer Herr Cardinal! — Stepano, laß Alles zu unserer Abreise vorbereiten. Wir sind hier nicht mehr sicher und unbeobachtet. Wir gehen also nach Livorno!

Wir allein, oder mit der Prinzessin? fragte Stepano. —

Meine Gemahlin begleitet uns natürlich, sagte Orlow mit einem spöttischen Lächeln.

Wird sie einwilligen, Rom zu verlassen? fragte Joseph Ribas.

Ich werde sie darum bitten, sagte Orlow stolz, und ich denke, meine Bitte wird ihr ein Befehl sein!

Und er hatte Recht, der stolze Graf. Seine Bitte war für sie ein Befehl! Er sagte ihr, daß sie Rom verlassen müßten, weil sie hier nicht mehr in Sicherheit seien, und Natalie glaubte ihm.

Wir wollen nach Livorno gehen und dort die Ankunft der russischen Flotte erwarten, sagte er. Wenn diese ungefährdet zu uns gelangt, dann ist das Ziel erreicht, dann haben wir gesiegt, denn alsdann hat die Kaiserin keinen Verdacht geschöpft, und ich bin der Befehlshaber dieser Flotte, die ganz bemannt ist mit Ver-

schworenen, und die Euch Alle erwarten als ihre Kaiserin. — Willst Du mir folgen nach Livorno, Natalie?

Sie schmiegte sich mit zärtlicher Demuth an seine Brust. Ueberall hin werde ich Dir folgen, flüsterte sie, und wohin Du mich führst, da wird es für mich ein Paradies sein!

XXIV.

Die russische Flotte.

Arglos war sie ihm gefolgt nach Livorno; voll hingebender Zärtlichkeit, voll glühender Liebe war sie nur bemüht, alle seine Wünsche zu erfüllen, und ihm immer auf's Neue zu beweisen, wie sehr sie ihn liebe.

Und verdiente er nicht diese Liebe? War er nicht stets für sie voll zarter Aufmerksamkeit, voll unterwürfiger und zugleich zärtlicher Demuth? Schien es nicht, als ob der Löwe bezwungen, der Herkules gebändigt sei von seiner zarten Omphale, die er anbetete, zu deren Füßen er lag, um in ihre Augen zu schauen, und in ihnen ihre geheimsten Wünsche und Gedanken zu lesen?

Sie war nicht nur seine Gemahlin, sie war auch seine Kaiserin. So nannte er sie, so huldigte er ihr, und umgab sie mit dem Glanze einer Kaiserin!

Das Haus des englischen Consuls Dyk war für Natalie in einen prachtvollen Kaiserpalast umgewandelt,

und die junge, schöne Engländerin, die Gemahlin des englischen Consuls, war Natalien's erste Ehrendame. Sie richtete der jungen kaiserlichen Prinzessin einen Hofstaat ein, sie umgab sie mit zahlreicher Dienerschaft und einem glänzenden Gefolge, das überall hin der erlauchten jungen Kaiserin folgen mußte, das sie nie verlassen durfte!

Und Natalie ahnte nicht, daß der englische Consul von der russischen Kaiserin eine Million Silberrubel erhielt, und daß seine Gemahlin mit einem kostbaren Brillantschmuck belohnt worden für diese der russischen Prinzessin erwiesene Gastfreundschaft, die so ganz geeignet war, Natalie nicht allein, sondern auch die aufmerksam gewordenen europäischen Höfe zu täuschen. Natalie ahnte nicht, daß ihr glänzendes Gefolge, ihre zahlreiche Dienerschaft, daß diese Alle, welche mit anscheinender Demuth sie als ihre Herrin betrachteten, nichts weiter waren als ihre Spione und Kerkermeister, die jeden ihrer Schritte belauerten, jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke überwachten.

Armes Kind, sie war ganz arglos! Sie ehrten und behandelten sie als eine Kaiserin, und sie glaubte ihnen und sie lächelte entzückt, wenn das Volk von Livorno ihr, sobald sie mit ihrem glänzenden Gefolge an der Seite ihres Gemahls sich zeigte, entgegenjauchzte und ihr huldigte als einer Kaiserin.

Und endlich eines Tages lief nun auch wirklich

diese längst erwartete russische Flotte in den Hafen ein. —

Mit freudestrahlenden Blicken stürzte Alexis Orlow in Natalien's Gemach.

Jetzt stehen wir am Ziele, sagte er, sich vor seiner Gemahlin auf ein Knie niederlassend, jetzt begrüße ich Euch in Wahrheit als meine Kaiserin und Herrin. Natalie, die russische Flotte ist da, sie erwartet Euch, um Euch im Triumphe hinzuführen in die Heimath, zu dem Throne, der Euch erwartet, zu Eurem Volke, das Euch sehnsüchtig seine Arme entgegenstreckt. Ach, jetzt seid Ihr eine Kaiserin, und wundervoll werdet Ihr sein, wenn die Kaiserkrone Euer edles Haupt ziert! —

Ich werde eine Kaiserin sein, sagte Natalie, aber Du, Alexis, Du wirst immer mein Kaiser und mein Herr sein!

Natalie, fuhr der Graf fort, Dein Volk ruft Dich! Deine Soldaten verlangen nach Dir, die Matrosen aller Schiffe, sie richten die Blicke diesem Ufer zu, wo ihre Kaiserin weilt. Das Admiralsschiff wird prachtvoll ausgeschmückt zu Deinem Empfange, und der Admiral Gluck wird der Erste sein, der Dir huldigt. Schmücke auch Du Dich, meine holde, schöne Kaiserin, schmücke Dich und zeige Dich Deinen Getreuen in allem Glanze und aller Pracht Deiner Kaiserhoheit. Ach, es soll ein wundervolles, berauschendes Fest sein.

und Deinen ersten Tag der Größe und Hoheit, den sollst Du heute feiern!

Und Graf Orlow rief ihre Dienerinnen und die Schaar ihrer aufwartenden Frauen; lächelnd, ganz glücklich, ihren Geliebten so glücklich und zufrieden zu sehen, ließ Natalie sich schmücken, sich einhüllen in das kostbare, golddurchwirkte Gewand, die Perlen und Brillanten, die goldfunkelnden Diademe und Ketten um ihren Hals und ihre Arme, in ihr Haar und um ihre Taille legen.

Sie war geschmückt, sie war bereit! Mit einem wundervollen Lächeln reichte sie ihrem Gemahl die Hand dar, und er betrachtete sie mit freudigen Blicken, und pries laut ihre Schönheit und ihr himmlisches Angesicht.

Sie werden Alle wie bezaubert sein von Deinem Anblick, sagte er.

Natalie sagte lächelnd: Mögen sie's. Ich bin nur glücklich, wenn ich Dir gefalle!

Im offenen Wagen fuhren sie mit ihrem Gefolge nach dem Hafen hin, und in allen Straßen strömte das Volk zusammen, und jauchzte der schönen Prinzessin entgegen, und staunte die Pracht an, die sie umgab, und pries ihn selig, den Grafen Orlow, den Geliebten der Kaiserin!

Und wie sie am Ufer sich zeigten, wie der Wagen hielt und Prinzessin Natalie sich von ihrem Sitze erhob,

da erscholl von allen den Schiffen ein tausendstimmiges Vivat, da wehte die russische Flagge von allen Schiffen, da donnerten die Kanonen und schmetterten die Posaunen drein, und Alles rief und jauchzte: Heil der kaiserlichen Prinzessin! Heil Natalien, der Tochter Elisabeth's!

Es war ein stolzer, ein glückberauschender Moment, und Natalien's Augen füllten sich mit Thränen, zitternd und erbebend in stolzem Entzücken mußte sie sich auf Orlow's Arm lehnen, um nicht zusammenzusinken.

Jetzt nur keine Schwäche, sagte er, und zum ersten Male klang ihr seine Stimme hart und rauh. — Befrembet blickte sie ihn an — es war etwas in seinem Gesicht, das sie nicht verstand, etwas Wildes, Gehässiges lag in diesen Zügen, und er vermied es, ihrem Blicke zu begegnen.

Er schaute hinüber zu den Schiffen. Sieh, sagte er, sie lassen das große Boot herunter, Admiral Gluck kommt selber, um Dich abzuholen. Und sieh dieses Heer der Gondeln, das dem Admiralsboote folgt! Alle Deine Officiere kommen, Dich zu begrüßen, und wenn Du in ihrem Gefolge hinüber fährst und dem Admiralsschiffe Dich nahst, so werden sie den goldgeschmückten Lehnsessel herablassen, um Dich hinaufzuziehen. Das ist eine Ehre, wie man sie nur Personen von kaiserlichem Range erzeigt!

Sie blickte nicht hinüber auf alle diese nichtigen Dinge, sie betrachtete nur sein Angesicht, sie fragte sich nur sinnend und beklommen, welche Veränderung mit Alexis vorgegangen, und was dieses hastige, halb scheue, halb zornige Wesen zu bedeuten habe?

Da hielten sie am Ufer, die Boote, da kam der Admiral mit seinen Officieren, und sie sanken nieder auf ihre Knie, und sie huldigten der schönen Prinzessin, welche sie ihre Herrin nannten.

Natalie dankte ihnen mit einem reizenden Lächeln, sie reichte huldvoll dem Admiral die Hand dar und ließ sich von ihm zu dem großen Boote geleiten.

So wie ihr Fuß es betrat, donnerten die Kanonen, schwenkten die Matrosen auf allen Schiffen Fahnen und Wimpel, und brüllten ihr: Vivat Natalie von Rußland!

Sie blickte nur hinüber nach Orlow, der mit gefalteter Stirn, mit düsteren Zügen noch immer am Ufer stand.

Graf Alexis Orlow, rief sie mit ihrer silberhellen Stimme, wir erwarten Euch!

Aber Alexis folgte nicht ihrem Rufe. Er sprang hastig in eins der Officiersboote, er blickte nicht einmal zu ihr hin.

Alexis! rief sie angstvoll. —

Er folgt uns, Hoheit, flüsterte die Gemahlin des Consuls Dyk, indem sie neben der Prinzessin Platz

nahm. Es wäre gegen die Dehors, wenn er in diesem Moment neben der Kaiserin erschiene. Seht, dicht hinter uns ist er, in der zweiten Gondel!

Abgestoßen! rief der Admiral Gluck, und er selber ergriff das Ruder, der jungen Kaiserin zu Ehren.

Die Boote stießen vom Lande. Voran das Admiralsboot mit der Prinzessin, dem Admiral und der Engländerin, und dann in buntem Gemisch diese unzählige Menge der bewimpelten Gondeln, in denen sich die Officiere der Flotte befanden.

Es war ein prächtiger Anblick; das Volk stand am Ufer und konnte sich nicht satt sehen an diesem prachtvollen Schauspiel.

Jetzt war es erreicht, das Admiralsschiff, und vom Deck hernieder ließ man den vergoldeten Lehnsessel, Natalie aufzunehmen. Sie erhob sich zitternd von ihrem Sitz, ein seltsames, unerklärliches Bangen bemächtigte sich ihrer, angstvoll ließ sie den Blick hinüberschweifen zu Orlow. Er saß in dem zweiten Boote, dicht hinter ihr, aber er blickte sie nicht an, nicht ein einziges Mal, und auf seinen Lippen stand ein wildes, triumphirendes Lächeln.

Prinzessin, man wartet! Besteigt den Lehnsessel! ermahnte Madame Dyk; Natalien schien es, als sei nichts von der frühern Demuth und Ergebenheit in dem Ton, mit welchem sie eben zu ihr gesprochen, Alles schien ihr plötzlich verändert, Alles! — Zaudernd bestieg sie den

schwankenden Lehnsessel — aber sie bestieg denselben doch! —

Man zog ihn empor mit ihr. Die Kanonen donnerten auf's Neue, die Soldaten schwenkten die Flaggen, und am Ufer stand das Volk von Livorno und jauchzte.

Plötzlich war es, als ob man mitten durch das Freudengejauchze und den Kanonendonner hindurch einen Jammerschrei vernähme, so laut, so durchdringend, so herzzerschneidend durchzitterte es die Luft. Was war das? Was bedeutet dieses Getümmel auf dem Verdeck des Admiralsschiffes? Wie, ist es nicht fast, als ob man die Prinzessin, deren Fuß so eben das Schiff betreten, mit rohen Händen ergriffen? Scheint es nicht, als ob man sie anpacke, als ob sie sich wehre, die Arme gen Himmel strecke, und horch, jetzt dieser fürchterliche Schrei, dieses Jammergekreische!

Schaudernd und verstummend steht das Volk am Ufer und starrt hinüber nach dem Schiffe. Und die Kanonen sind verstummt, die Matrosen schwenken nicht mehr die Flaggen, Alles ist plötzlich still.

Noch einmal ist es, als hörte man einen Schrei, laut und schneidend durchzittert er die Luft, dieser einzige Name: Alexis!

Alexis Orlow erbebt und zittert, und befiehlt seinem Boote, zurückzukehren zum Ufer!

Auf dem Admiralsschiffe ist jetzt Alles still. Die Prinzessin ist nicht mehr auf dem Verdeck. Sie ist verschwunden!

Die Leute wollten gesehen haben, daß man mit Ketten ihre Hände und Arme gefesselt, und sie dann weggeschleppt! Wohin? —

Alles war still! Die Boote kehrten zum Ufer zurück, — Graf Orlow reichte der schönen Madame Dyk die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

Morgen, Madame, flüsterte er, werde ich Ihnen den Dank meiner Kaiserin bringen. Sie haben uns trefflich genützt!

Das Volk empfing den Landenden mit Heulen und Schreien und lauten Verwünschungen. Aber Graf Orlow warf mit einem verächtlichen Lächeln Geld unter das Volk, und es verstummte.

Ruhig und still lag die russische Flotte im Hafen. Aber auf dem Admiralsschiff waren die Kanonenluken geöffnet, und die Feuerschlünde gähnten drohend hervor. Keine Gondel durfte sich dem Schiffe nahen, einige aber, von Neugierde getrieben, hatten es dennoch gewagt, und sie meinten, an dem Fenster der Kajüte die bleiche Prinzessin gesehen zu haben, mit gerungenen Händen, die Arme mit Ketten belastet. Auch versicherten Andere, während der Stille der Nacht vom Admiralsschiff herüber lautes Gewimmer vernommen zu haben.

Am andern Tage lichtete die russische Flotte die Anker, um den Hafen von Livorno zu verlassen und nach Petersburg zurückzukehren. Stolz segelte das Admiralsschiff den übrigen Schiffen voran, und bald war es am Horizonte verschwunden.

Am Ufer stand Graf Alexis Orlow, und als er das Admiralsschiff vorübersegeln sah, flüsterte er mit einem wilden Lächeln: es ist vollbracht! Meine schöne Kaiserin wird zufrieden sein!

XXV.

Schluß.

Sie war zufrieden, die große, erhabene Kaiserin, zufrieden mit dem Werk, welches Alexis Orlow vollbracht, zufrieden mit der Art, wie er es ausgeführt.

Sie ließ sich im Beisein ihrer Vertrauten von Ribas, dem Abgesandten Orlow's, weitläufig und genau dieses ganze Werk erklären, wie es begonnen und vollendet worden, und sie nickte dem Erzähler mit einem grausamen Lächeln Beifall zu.

Ja, sagte sie dann, sich an Gregor Orlow wendend, wir verstehen uns auf Weiberherzen, und deshalb sandte ich Alexis, um sie einzufangen. Ein schöner Mann ist der beste Kerkermeister für ein Weib, und dem entläuft es nicht!

Und was beschließt die erhabene Majestät über die Gefangene? fragte Joseph Ribas demüthig.

Oh, das hätte ich fast vergessen, sagte die Kaiserin gleichgültig. Sie lebt also noch, die sogenannte Tochter Elisabeth's?

Sie lebt!

Die Kaiserin ging sinnend einige Male auf und ab, und ihr kühner Adlerblick schweifte dann und wann hinüber zu ihren beiden Lieblingsgemälden dort drüben an der Wand; es waren Schlachtstücke von Casanova's Meisterhand, Schlachtstücke voll grausamer Wahrheit; man sah das rinnende Blut, zerrissene und zitternde Glieder, man sah die Wuth der Schlachtenden und den herzzerreißenden Todesjammer der Geschlachteten. — So waren die Bilder, welche Katharina liebte, und deren Anblick sie immer zu großen und kühnen Gedanken begeisterte.

Während sie jetzt hinblickte auf diese entsetzlichen Bilder, überzog ein reizendes Lächeln das Antlitz der Semiramis des Nordens, — sie hatte so eben einen Entschluß gefaßt, und weil sie mit demselben zufrieden war, lächelte sie. Dieser blutige Frauenrücken, sagte sie, auf eins der Bilder deutend, seht nur, Gregor, dieser wundervolle Frauenrücken da, er erinnert mich an die Rache, welche die Kaiserin Elisabeth an der Schönheit der Gräfin Eleonore Lapuschkin nahm. Nun, Elisabeth's angebliche Tochter soll mich gelehrig finden, ich will von

ihrer Mutter lernen, wie man strafen soll! Man führe die Verbrecherin auf denselben Platz, auf welchem Elisabeth die schöne Lapuschkin bestrafen ließ, und wie man's der gethan, so thue man Elisabeth's Tochter. Nur mag man etwas kräftiger die Peitsche schwingen. Wir haben nicht Lust, diesem Kinde noch nachher die Zunge auszureißen. Peitscht sie, das ist Alles, aber peitscht sie gut und wirksam! Ihr versteht mich doch?

Und während sie das sagte, wich das anmuthige Lächeln nicht einen Augenblick von Katharina's Lippen, und ihre Züge strahlten in hoher Schönheit und Heiterkeit.

Ich denke, sagte sie, sich an Gregor wendend, das heißt der schönen Lapuschkin ein Sühnopfer bringen, und wir üben da Gerechtigkeit im Namen Gottes!

Was Euch betrifft, sagte sie dann zu Joseph Ribas, so haben wir Grund, mit Euch zufrieden zu sein, und werden Euch belohnen. Zudem hat unser geliebter Alexis Orlow Euch uns noch besonders empfohlen und uns Eure Kenntnisse gerühmt. Ihr sollt zufrieden sein.*)

* * *

---

*) Joseph Ribas ward von der Kaiserin mit einer Stelle als Officier und Lehrer am Cadetten-Corps belohnt. Dann später ernannte ihn die Kaiserin auf die Empfehlung Bozkoi's zum Erzieher Bobrinsky's, eines Sohnes der Kaiserin und Gregor Orlow's.

Es war eine finstere, schaurig kalte Nacht; Petersburg schlief; still und öde waren die Straßen. Dort drüben aber, dort auf diesem Platze, auf welchem einst Elisabeth die schöne Lapuschkin martern ließ, da glänzen Fackeln, da bewegen sich dunkle Gestalten hin und wieder, da ist ein reges, geheimnißvoll waltendes Leben. Was ist es, das sich dort begiebt?

Keine Zuschauer sind heute um die Barrière versammelt — Katharina hat befohlen, daß zu dieser Stunde ganz Petersburg schlafe, und also schläft es! — Niemand ist auf dem Platze, Niemand als die kalten, gefühllosen Henkersknechte, Niemand als das bleiche, kraftlos zusammengesunkene Weib, das da im leichten, weißen Gewande in der Mitte ihrer Henker kniet. — Sie lebt noch, es ist wahr, aber ihre Seele, die ist längst gestorben, ihr Herz, das ist längst gebrochen. Die Ketten und die Martern ihrer Gefangenschaft, die haben's nicht gethan! — Alexis Orlow war es, der Nataliens Herz und Seele gemordet hat, um ihn hat sie so lange geweint, bis ihre Thränen versiegt sind, um ihn hat sie so lange geklagt, bis ihre Stimme erloschen ist. Jetzt weint sie nicht mehr und klagt nicht mehr, sie blickt auf ihre Henker hin und lächelt, und hebt die

---

„Er mußte," sagt Massen, „Bobrinsky auf seinen Reisen begleiten, und impfte ihm alle die entsetzlichen Laster ein, die er selbst besaß." Später ward er, wie wir bereits weiter oben gesagt, Vice-Admiral und der Günstling Potemkin's, des vierten Geliebten Katharina's.

Hände empor zu Gott und dankt ihm, daß sie endlich sterben wird.

Sie betet noch, als sie sich ihr nahen, als sie mit roher Henkerslust sie aufheben, als sie das Gewand ihr entreißen, und ihre edle, nackte Gestalt verschlingen mit ihren Blicken. Ihre Seele ist bei Gott, sie betet immer noch. Aber als man die Schnur, an welchem die Papiere Paulo's hängen, von ihrem Busen reißen will, da zuckt sie zusammen, da flammen ihre Augen, und in ihren krampfhaft geschlossenen Händen verbirgt sie die Papiere.

Ich hab's geschworen, sie mit meinem Leben zu vertheidigen, ruft sie laut, Paulo, Paulo, ich werde Wort halten!

Und mit Löwenkühnheit vertheidigt sie sich gegen ihre Henker.

Laßt ihr diese Papiere! befiehlt Joseph Ribas, welcher auf Befehl der Kaiserin zugegen war. Mag sie sie behalten, sie werden sogleich unser sein!

Oh Paulo, ich habe Dir mein Wort gehalten, flüsterte Natalie. Dann flehte sie, daß man ihr erlaube, noch diese Papiere zu lesen, und Joseph Ribas gewährt es ihr.

Und mit zitternden Händen öffnet sie beim Schein der hingehaltenen Fackeln die Siegel und lies't. Ein trauriges und schmerzvolles Lächeln übefliegt ihre Züge, und ihre Arme sinken kraftlos herab.

Ach, es sind die Beweise meiner kaiserlichen Abkunft, weiter nichts, sagte sie. Wie wenig ist das, Paulo!

Und jetzt rissen sie sie empor, hoben sie hoch auf den Rücken des Henkers! —

Sausend fliegt die Peitsche durch die Luft, — stromweis fließt ihr edles Blut. Sie klagt nicht, sie betet; nur einmal, einmal überwältigt sie der Schmerz, nur einmal schreit sie laut und ruft: habt Erbarmen, Erbarmen mit der Tochter einer Kaiserin!

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstraße 81.

